Aus deutscher Geistesarbeit

Monatsschrift für wissenschaftliche und kulturelle Fragen der Gegenwart

Schriftleitung: Dr. R. v. Engelhardt — Dorpat

Nr. 1 | Freitag, den 15. Januar 1932 | 8. Jahrgang

Rückblick und Ausblick.

Zum neuen Jahre.

Von R. v. E.

Ob jemals die Welt in eine solche Wirrnis verstrickt war wie zu Beginn dieses neuen Jahres, des Goethejahres? Mag es auch Zeiten gegeben haben, da einzelne Menschengruppen, Staaten, ja Völker vor ihrer nächsten Zukunft wie vor einem undurchdringlichen Dunkel standen, da alles zerschlagen und in Frage gestellt schien, was ihrem leiblichen und geistigen Leben bisher Halt und Stütze gewesen war, nie sind aber jene tiefen Abstürze von der Höhe des Lebensdaseins in solchem Ausmaße eingetreten wie heute, nie hat den ganzen Erdball eine so dunkle Ratlosigkeit umstrickt wie zu Beginn des Jahres, das der Erinnerung Goethes geweiht sein soll, jenes Weisen, der berufen schien, als er das Licht dieses Planeten erblickte, es unendlich zu vermehren! Was ist es aber, das uns auch heute noch glauben läßt, er könne uns Führer und Weiser in eine hellere, lichtere Zukunft sein, er könne als „Kulturgewalt ohne gleichen" sturmwindgleich hineinfahren in das Chaos unserer Tage, jenes tragische Resultat der europäischen Menschheit, die es „so herrlich weit gebracht" hat?

Aber da kommen schon die Weisen von heute, die es besser wissen und mit einem Achselzucken von Goethe, dem „unzeitgemäßen", reden, die Männer der „neuen Sachlichkeit", die uns trotz allen lawinenartigen Bergab's immer wieder glauben machen wollen, ihr Rezeptbüchlein enthalte die sichere Formel für den Wiederaufbau der Welt, heiße sie nun Demokratie, Autarkie, Stillhaltemoratorium oder weiß Gott wie, und von der anderen Seite kommen die ganz Klugen, die es wissen, daß es mit all' den Rezepten nichts sei, daß kein Arzt dem todkranken Europa den Heiltrunk reichen könne, daß sein Untergang besiegelt sei. Und mit emphatischen Worten wird der Standhafte gepriesen, der wachen Auges auf seinem Posten ausharrt, bis ihn das unerbittliche Schicksal erreicht hat. Und seltsam — zu diesen gesellt sich eine dritte Gruppe, die noch an die Möglichkeit einer Schicksalswende durch die

Gnade des Himmels glaubt, wenn anders die Menschheit die Zeichen der Zeit nur richtig deutet, sie als Strafe des Himmels erkennt und Buße tut und die Götter verbrennt, die sie seit einem halben Jahrtausend angebetet hat.

Gewiß, wer wollte daran zweifeln, daß alles Suchen und Fragen in den alten Denkgeleisen von gestern uns keinen Schritt vorwärts gebracht hat, daß alles Greifen nach einem einzigen festen Punkt in dem Zusammenbruch von Wirtschaft, Politik und Kultur immer wieder vergeblich war, daß der eben gefundene Halt in kürzester Zeit auch schon der Rettung suchenden Hand entglitt.

Haben die nicht doch am Ende recht, welche nur in der völligen Abkehr des Menschen von seinen bisherigen Denkgewohnheiten, von dem Vertrauen zur eigenen Denkkraft die Möglichkeit einer Zeitwende erblicken, ja in der radikalen Lossagung von den Dingen und Werten dieser Welt und der demütigen Hingabe an die göttliche Gnadenwahl und Erlösung? Oder — und diese andere Seite einer radikal außer- oder überweltlichen Forderung sollte man nicht übersehen — treibt dieser asketische Verzicht auf jede Wertverwirklichung im Aufgabenkreise dieser unserer Welt, in die wir gestellt sind, bei einem so starren Entweder-Oder nicht zu dem herostratischen Versuch der Gegenseite, in dämonisch-verblendeter Vergottung des Menschen mit Hilfe seines Verstandes, seiner Beherrschung der Natur durch die Technik eine Welt *nach seinem Bilde* zu schaffen, eine rationale Maschinenwelt vom reinsten Diesseits, in der der Mensch nichts weiter ist als ein rationell arbeitender Maschinenteil, ebenso seelenlos wie die Maschine selbst, die bloß noch den Namen „Menschheit" trägt. Fast scheint es so, als gäbe es nur diese Alternative, dieses „Ja" oder „Nein", als wäre alles andere, jeder Versuch einer „Kultur der Mitte", d. h. eines Mittelweges zwischen ideell esoterischer Forderung und diesseitiger Weltaufgabe ein feiger Kompromiß, ein Zeichen der Schwäche — und doch steigt eine Frage groß und Antwort heischend vor uns auf, eine Frage, die zur Entscheidung drängt.

Diese Frage, die doch wohl ein jeder stellen muß, der in sich noch ein Stück Verantwortung für seinen Anteil an der Mitgestaltung und Mitregierung dieser Welt, so groß oder so klein er auch sein mag, trägt, lautet etwa so: ist die dornenüberwucherte Erde, die wir gegen das Paradies der Unschuld haben eintauschen müssen, nur der fluchbeladene Acker unseres sündenbelasteten und völlig hoffnungslosen Tuns und Treibens, nur das „irdische Jammertal", das den Menschen für ein besseres Jenseits reifen läßt? Oder ist sie uns gegeben als Gottgewollte Aufgabe, als Feld der Betätigung für unseren Tatwillen, der in und an solcher Arbeit, sofern sie getan wird nicht aus Eigennutz und Machtgelüst des einzelnen, sondern im Dienst und zu Nutz und Frommen der Gemeinschaft, in die wir gestellt sind, doch etwas wie die Erfüllung einer Verheißung sieht, die wir „Segen der Arbeit" nennen?

Rühren sich deshalb Tausende von Hirnen und Händen auf dem Planeten, um vor dem Thron der Geschichte das Endurteil über sie und ihr Werk zu hören „alles ist eitel" oder dürfen wir uns der Hoffnung getrösten, daß auch die Werke, die sie geschaffen und unserem menschlichen Auge wertvoll erschienen, die über unseren Planeten, wie uns scheinen will, ungeahntes Licht verbreitet haben, auch einst vor jenem Richterstuhl bestehen werden?

Wenn wir das Recht zu dem Glauben haben dürfen, daß es von Menschenhand und Menschengeist geschaffene Werke gibt, die — sofern unser enger Horizont nicht täuscht — die Zeiten überdauern, ja mit den Zeiten wachsen und ihre zeitgebundenen Formen mit neuem reicheren Inhalt füllen, so daß sie wieder wie neu bei jeder Zeitenwende dastehen, warum dann der erschütternde Kleinglaube, der düstere Pessimismus, das beständige Gerede vom „Untergang Europas am Geist", vom „Untergang des Abendlandes" und ähnliches? Es will uns scheinen, als sei für solche Untergangsstimmung an allererster Linie die Ansicht verantwortlich zu machen, die durch eine erdrückende Fülle von Tatsachen erwiesen sei, daß das geistige Leben des Abendlandes die Altersgrenze überschritten habe, daß jene Überreife eingetreten sei, die Zeichen des nahen Todes wäre. Und zu diesen Alterszeichen gehört nun in erster Linie die Vorherrschaft des Begrifflich-Theoretischen gegenüber dem unmittelbar Anschaulichen und Erlebbaren, an Stelle des starken und unmittelbaren Erlebens ist der lange und nüchterne Weg der Reflexion, die „Bläße des Gedankens" getreten. So wird der Mensch mit zunehmenden Jahren verwissenschaftlicht, denn Wissenschaft will und soll das Subjekt als persönlich fühlendes und wertendes nach Möglichkeit ausschalten, um ganz objektiv die Dinge zu sehen, wie sie sind — nicht wie das Subjekt sie erlebt. Aber wir wissen, wie wir es in früheren Betrachtungen zu zeigen versucht haben[1]) daß auch der Wissenschaft Grenzen gesetzt sind, die sie nicht ungestraft überschreiten kann. Es hat fast den Anschein, als führe der heutige Weg der Wissenschaft, sofern er eine gewisse Grenze überschritten hat, nicht mehr zu immer heller werdenden Bereichen reinen, geordneten Wissens, sondern in ein seltsames Dunkel neuer Rätsel, ja fast zu einer unauflösbaren neuen Problematik des scheinbar sicheren Wissensbesitzes.

Es ist erst zwei Jahrzehnte her, daß sich die Lehre von der Weltwirtschaft anheischig machte, ohne Zuhilfenahme irgendwelcher „hypothetischer", subjektiver Werturteile rein zahlenmäßig auf Grund von Nachfrage und Angebot die bindenden Gesetze für Weltproduktion und Welthandel mit der absoluten Gültigkeit von Naturgesetzen festzustellen.

Wir wissen heute leider zu gut, was aus diesen Gesetzen und ihrer bindenden Kraft für die Weltwirtschaft geworden ist — ein Chaos! Der Versuch rein zahlenmäßig, d. h. auf Grund mathematischer Funktionen den Ablauf dieser Lebensbeziehungen von Menschengruppen, Staaten und Völkern im Voraus zu bestimmen hat völlig versagt. Oder greifen wir aus dem großen unentwirrbaren Fragenkomplex, der uns heute verwirrt, den radikalsten Versuch heraus, das Leben nach wissenschaftlichen Formeln und Regeln zu gestalten, den Bolschewismus in Rußland, den Fünfjahrplan, die Kollektivierung, das Erziehungssystem, die restlose Verstaatlichung des Einzelwesens, die Lockerung der Familie — das sind die großen Programmpunkte, die zu einer völligen Mechanisierung der Staatsmaschinerie führen sollen, gewissermaßen ein bis zum letzten durchgeführtes amerikanisches Taylorsystem mit der möglichst ökonomischen Ausnutzung aller letzten

[1]) Vergl. den vorigen Jahrg. „Der Glaube an die Wissenschaft", Heft Nr. 3.

Menschenkräfte zum Wohle des Systems, nichts mehr für den einzelnen, sondern alles für die Gemeinschaft. Wenn wir hier auch von den nichts weniger als menschlichen Methoden absehen, mit denen das Ziel, die Weltbeglückung erreicht werden soll, so dürften doch auch beim wissenschaftsgläubigsten Menschen Zweifel darüber aufsteigen, ob es wirklich gelingen sollte, den Menschen restlos zum reibungslos funktionierenden Maschinenteil zu degradieren, seine Seele auszuschalten, die nur noch störend bei der mathematischen Berechnung der menschlichen Leistungsfähigkeit und Kraftquellen wirken dürfte.

Wenn heute die exakte Arbeitsphysiologie bei der Berechnung des Energieumsatzes im Menschen alle jene Momente ausschaltet, die seelisch bedingt dem Arbeitenden die Arbeit leichter oder schwerer erscheinen lassen, wenn alle geistige Arbeit außerhalb des Rahmens dieser zahlenmäßig berechenbaren Gesetze fällt und aus diesem Grunde als irrelevant für das unumstößlich geltende gesetzmäßige Verhältnis von Einnahme und Ausgabe, von Stoffumsatz und Leistung angesehen werden soll, dann dürfte ja wohl auch das Arbeitssystem des Bolschewismus als glückliche Lösung, als Evangelium der Zukunft, angesehen werden.

Wenden wir uns nun dem Gebiete zu, von dem aus der kleinste aber wohl ernsteste Teil der Menschheit heute noch die Rettung erwartet, dem religiösen.

Sehen wir davon ab, daß die konfessionellen Gegensätze auch heute eine Verschärfung erfahren haben, die schon längst nicht mehr den Namen einer christlichen Auseinandersetzung verdient. Wenn von katholischer Seite so maßlose Angriffe gegen den Protestantismus entfacht werden, wie etwa von seiten des Franzosen Henri Massis [1]) und seines getreuen Schildhalters des Deutschen Moenius mit der infamen Beschuldigung, daß der Protestantismus ein Wegbereiter des Bolschewismus sei, so darf wenigstens zugunsten der katholischen Kirche der Umstand erwähnt werden, daß die feindselige Stellungnahme auch von katholischen Kreisen energisch abgelehnt wird und die schwierige Frage, ob das römische Element (romanitas) im Katholizismus gewissermaßen Wesensgrundlage sei oder nicht auch in jenen Kreisen keineswegs eindeutig beantwortet wird. Soviel ist aber wohl zur Frage des Katholizismus zu sagen, daß sich in letzter Zeit leider die Zeichen gemehrt haben, die darauf hindeuten, daß seine politische Haltung keineswegs dazu angetan ist, das Vertrauen Deutschlands zu seinem ehrlichen Willen, den Grund des Übels dort zu suchen, wo er offenkundig für aller Augen liegt — außenpolitisch in Frankreich, innenpolitisch in der Demokratie und ihren linksgerichteten Abzweigungen — zu stärken. Diese Frage sei hier bloß kurz gestreift, denn sie gehört in ein anderes Kapitel.

Dürfen wir aber im Gegensatz zum politisch orientierten Katholizismus vom Protestantismus irgend etwas Grundlegendes, Entscheidendes für die gegenwärtige Lage nicht nur Deutschlands, sondern Europas erwarten, hat er als Kirche die Kraft die politischen Parteizerklüftungen zu bannen, eine gemeinsame Front dem allgemeinen Zerfall gegenüber zu bilden?

---

[1]) Henri Massis Verteidigung des Abendlandes. Vergl. Geistesarbeit 1930, Nr. 9. „Verteidigung Deutschlands".

Bisher kann leider davon noch keine Rede sein und die Zuspitzung religiöser Gegensätze im Protestantismus der Gegenwart läßt kaum auf eine eindeutige Auswirkung religiöser Momente auf das politische Leben der Deutschen schließen.

Die radikale Abwendung der sogen. dialektischen Theologie von allem, was das geistig-kulturelle Leben Deutschlands seit mehr als einem halben Jahrtausend bestimmt hat, die einseitige Betonung der einzigartigen via regia, die uns von der Erd- und Weltgebundenheit erlösen kann, entfremdet die Kirche von ihrer noch vor wenigen Jahrzehnten so segensreichen Arbeitsgemeinschaft mit dem kulturellen Arbeits- und Aufgabengebiet.

Auch hier tritt uns ein ähnlicher Vorgang entgegen, wie auf den bisher erwähnten Wissensgebieten — nur mit einem anderen Vorzeichen versehen, eine Tiefenforschung, die vielleicht nicht so sehr vom Erkenntnisstreben diktiert ist, als von dem Wunsch das Glaubensleben zu vertiefen, es gewissermaßen vor der Gefahr der Säkularisation zu retten! Aber fast hat es den Anschein, als ob auch hier gewaltsam jener verhüllende Schleier zerrissen werden sollte, der uns das Unerforschliche verbirgt, vor dem wir uns in Ehrfurcht beugen sollten, als ob hier die großen Rätsel mit dialektischen „Hebeln und Schrauben" zu Antwort und Auskunft gezwungen werden sollten, zu Antworten, die allenfalls von vereinzelten theologischen Köpfen sinngemäß verstanden werden können, aber der Masse verschlossen bleiben.

Wir wiesen bereits oben auf die Gefahren hin, die solch einer esoterisch-mystischen Radikalisierung der religiösen Grundeinstellung drohen, einer doch im letzten Sinn asketischen Abkehr von dieser Welt und den uns in und mit ihr gestellten Aufgabe.

Aber auch hier begegnen wir und zwar erfreulicherweise von evangelisch-kirchlicher Seite ernsten Warnerstimmen,, die auf die Gefahren dieser einseitigen Radikalisierung hinweisen.

Eine beachtenswerte Stimme, wie die des Rostocker Professors Dr. Paul Althaus[1]) äußert sich zu diesen entscheidenden Fragen, wie folgt: „es gibt Philosophie nicht nur neben dem Glauben, vor dem Glauben, sondern auch aus dem Glauben. Das heißt: der Glaube will und muß alle Erkenntnisse mit seiner Ur-Erkenntnis durchdringen. Der Glaube hat ein eigenes Wort zur Weltgeschichte zu sagen — es muß eine christliche Philosophie der Geschichte geben. Der Glaube setzt die Welt der Natur in neues Licht, von Adams Fall und Christi Auferstehung aus — also muß eine christliche Philosophie der Natur mindestens immer wieder versucht werden. Der Glaube gibt eine neue Ansicht der Kultur — so muß er in jedem Geschlecht aufs neue eine christliche Philosophie der Kultur erzeugen." Und an anderer Stelle: „Die Philosophie ist heute mehr denn seit langem in der Lage Wegbereiterin des Glaubens zu sein.

Ich könnte dabei zunächst hinweisen auf die neuere Entwicklung der Psychologie und Biologie, an die Überwindung der zerfasernden Atomistik, d. h. des Ausgehens von letzten kleinen Elementen und ihrer Assoziation, durch ein neues Ganzheitsdenken — es sei nur für

[1]) P. Althaus. Glauben und Philosophie. Deutsch. Volkstum. Dez. 1931.

die Psychologie an den Namen Spranger, für die Biologie etwa an Driesch erinnert. Kein Zweifel, daß diese neuen Erkenntnisse des „Organischen" im Leben und in der Seele mit ganz anderem Ernste an die Gottesfrage führen können als manche philosophische Schule des neunzehnten Jahrhunderts. Wichtiger ist ein anderer Hinweis: wir haben heute eine durch Kierkegaard stark bestimmte sogenannte Existenzphilosophie bekommen, d. h. eine Philosophie, deren Gegenstand der Mensch, der einzelne Mensch in seiner Existenz, in seinem Menschsein ist. „Anthropologie", d. h. Selbstverständnis des Menschen, ist das Wort der Stunde."

Philosophie oder philosophische Anthropologie als Wegbereiterin des Glaubens, sie im Sinne Goethes, im Sinne aller derer zu treiben, die „seines Geistes einen Hauch verspürt" haben, ist unser Bemühen gewesen seit Begründung unseres Blattes, die Wege zu zeigen zu einer möglichen „organischen Kultur", die sich keineswegs anheischig macht, die letzten Schleier vor dem Unerforschlichen zu lüften oder gewaltsam zu zerreißen, ein Unterfangen, das, wie wir sahen, nur in tieferes Dunkel führt — sondern in Ehrfurcht die Hand zu ergreifen, die in Natur und Menschenherz die „geheimnisvoll-offenbaren" Gesetze geschrieben hat, denen wir uns in Demut fügen müssen, wenn uns jene Hand aus dem Dunkel unserer Tage wieder in das hellere Licht der Zukunft, unserer deutschen Zukunft führen soll.

Hochschule und Politik.

Von R. v. E.

„Nur dann darf man von einer wirklichen Blütezeit der Wissenschaft sprechen, wenn sie nicht nur den Blick für die Außenwelt neu belebt, sondern auch das innere Leben bestimmt, d. h. wenn ihre neuen Erkenntnisse auch zugleich Maximen der praktischen Lebensgestaltung werden. Das waren sie im Zeitalter Platons, im Zeitalter der Renaissance und wiederum am Anfang des 19. Jahrhunderts."

(Ad. v. Harnack, Geschichte der preuß. Akad. der Wissenschaften).

Über dieses Thema hat Prof. Th. Litt beim Antritt seines Rektorats an der Universität Leipzig gesprochen. [1])

Es handelt sich um die einschneidende Frage, inwieweit darf oder soll die Hochschule als Forschungs- und Bildungsanstalt sich zur Fürsprecherin eines bestimmten politischen Programmes machen, in gewissem Sinne also politische Erzieherin der studierenden Jugend werden? Hier liegt der Schnittpunkt jener beiden großen Gebiete, des kulturellen und politischen, von denen wohl nur die unbefangensten Köpfe behaupten können, sie hätten nichts miteinander gemein. Die Entscheidung dieser Frage, der Versuch einer Abgrenzung der Kompetenzsphären dieser beiden Gebiete ist aber naturgemäß

[1]) Th. Litt. Hochschule und Politik. Erschienen in der „Erziehung" 7. Jahrg. Heft 3.

nach zwei Richtungen hin von Bedeutung. Zuerst wäre die Frage zu entscheiden, ob die Hochschule, falls sie sich politisch auf irgendein Parteiprogramm festlegen wollte, noch ihren Charakter als wissenschaftliche Forschungsanstalt und Gelehrtenschule im engeren Sinne behalten würde, und zum anderen wäre zu erwägen, ob sie ihre Aufgabe als Bildungsanstalt im weitesten Sinn erfüllen würde, wenn sie sich dazu hergäbe, die ihr anvertraute Erziehung der Jugend im Sinne einer bestimmten Doktrin zu politisieren? Litt hat vollkommen recht, wenn er behauptet, daß es „keinen Bezirk sinnvollen Schaffens" gäbe, „der sich gegenüber der politischen Sphäre in säuberlicher Abtrennung behaupten könne." „Das Problem „Hochschule und Politik" ist so umstritten, so brennend wie noch nie."

Die platonische Akademie war zu allen Zeiten das Urbild aller Hochschulen, „ihr ganzes Wissensstreben entzündete sich letztlich an der Frage nach der vollkommensten Ordnung der öffentlichen Dinge und kannte nichts Höheres, als wieder einzumünden in die Bewegung des politischen Gemeinwesens" und vergleichen wir die Situation im damaligen Griechenland — „der auf den Tod erkrankte Organismus seiner (Platos) Vaterstadt" — so dürfte unser bis „an den Rand des Ruins" gebrachtes Gemeinwesen der deutschen Hochschule die gleiche politische Aufgabe stellen, wie damals.

Es war daher völlig begreiflich, daß bei solcher Parallelität der Erscheinungen „gewisse leidenschaftlich bewegte Kreise der deutschen Jugend nach dem Kriege an die Hochschule die kategorische Forderung richteten, sie möge sich aus dem Geiste der platonischen Akademie erneuern" und dem heutigen Staate gegenüber die Sendung übernehmen, die jene einst der griechischen Polis gegenüber vertrat. Für die damalige Zeit aber gab es keinen Zweifel darüber, von woher „die Richtlinien der Erneuerung" bestimmt werden konnten und sollten, nämlich keineswegs „aus dem verruchten Getriebe des Tages und der Parteien", sondern aus den Kreisen der Akademie, die im strengen Dienst der Wahrheit standen und „aus dem Himmel der Idee die ewigen Normen der Politik herniederholten." Von hier aus mußte die „Führung" des „empirischen Staates" kommen.

Heute sind aber die politisch-orientierten Kreise weit davon entfernt, diesen objektiven politischen Geist der Hochschule anzuerkennen, im Gegenteil, im Grunde verlangt man von ihr nichts anderes, als eine Bestätigung dessen, was man schon weiß. „Das klingt gerade nicht nach Unterwerfung unter die Einsicht der besser Unterrichteten!"

War es in der ersten Nachkriegszeit der Geist der Reaktion, des Widerstandes gegen die demokratische deutsche Republik, den man der Hochschule vorwarf, so lautet heute vielfach das Urteil anders, die Hochschule hätte „aus dem trügerischen Geist der Objektivität" heraus „den Mut zu einem kräftigen Ja oder Nein ertötet." „Aber auch hier heißt es: Fälle eine Entscheidung — aber eine Entscheidung „wie ich sie verstehe" —!"

Sollte sich nun die Hochschule in diesem oder jenem politischen Sinne entscheiden, d. h. sich auf ein politisches Programm aus politischen Gründen festlegen, so verlöre sie unbedingt ihren Charakter als wissenschaftliche Anstalt, denn es liegt nun einmal im Wesen der Wissenschaft, daß sie in allen Fällen, in denen sie mit den verschiedenen Bezirken menschlichen Tuns

in Berührung oder auch in Gegensatz tritt, das entscheidende letzte Wort zu sprechen hat. „Es ist so, weil die echte, die vollentwickelte Wissenschaft, wie an allen Wirklichkeitsphänomenen, so auch an der Politik ihren Gegenstand hat — weil sie wie an allen Inhalten des Geisteslebens, so auch an sich selbst ihren Gegenstand hat — weil folglich auch die Relationen, die diese ihre beiden Gegenstände verknüpfen, den Gegenstand ihrer Erforschung bilden und bilden müssen."

Die Hochschule verliert ihren wissenschaftlichen Charakter, wenn sie sich „die Entscheidung", der ihre Arbeit untersteht, „von irgendeiner außerhalb oder oberhalb ihrer stehenden Instanz vorgeben läßt."

„Hier zeigt es sich eben, daß die Lebensmächte, die wir der Wissenschaft polar gegenüberstellten, daß in diesem besonderen Falle die politischen Mächte durchaus nicht den „übergreifenden" Charakter haben, in dem wir das Vorrecht der Wissenschaft fanden."

Hier möchten wir einige Fragen einschalten, die dieses scheinbar unumstößliche Gesetz reiner Wissenschaftlichkeit doch in gewissem Sinne einschränken dürften. Ohne Zweifel bestehen nicht nur Unterschiede, sondern auch Gegensätze zwischen dem Wissenschaftsbetrieb auf deutschen, französischen oder englischen Hochschulen, die abhängig sind von gewissen spezifischen geistigen Arteigentümlichkeiten der Nationen.

Ein höchst charakteristisches Beispiel für diese Unterschiedlichkeit in der wissenschaftlichen Fragestellung möge hier erwähnt werden: auf dem vor einigen Jahren stattgehabten Psychologenkongreß in Groningen fand im Anschluß an einen Vortrag zwischen den deutschen Gelehrten eine lebhafte Diskussion über den Begriff „des Verstehens" statt, an der sich kein Franzose beteiligte. Dieser völligen Uninteressiertheit an der Fragestellung gab der französische Philosoph Claparède-Genf den klassischen Ausdruck mit den Worten „ces sont des choses allemandes!", womit die Sache für ihn erledigt war.

Mag es auf dem Gebiet der Mathematik, Physik oder Chemie so etwas wie eine übernationale Wissenschaft geben, so sicher nicht auf dem Gebiet der Geisteswissenschaften, ja nicht einmal auf dem der Biologie. Mithin dürfte auch die heute ersehnte „philosophische Anthropologie" ein anderes Gesicht zeigen, je nachdem ob sie französischen oder deutschen Ursprungs ist. Man darf vielleicht den Ausspruch wagen, daß alle wissenschaftliche Analyse auf jedem Gebiet in ihren Forschungsmethoden übernationalen Charakter haben mag, sobald aber die Einzelbausteine wieder zu einem Ganzen synthetisch zusammengefügt werden sollen, wird dieser schöpferische Akt seinen spezifisch-nationalgeistigen Ursprung nicht verleugnen.

Ist mithin ein gewaltiges Gebiet der Hochschularbeit volksindividuell bestimmt, so dürfte es keineswegs ihres Amtes sein, die Wissenschaft von diesem zufälligen Beiwerk zu befreien, sondern im Gegenteil in dieser spezifischen Färbung mit einen Wesensbestandteil deutscher Wissenschaft [1]) zu erblicken und diesen selbst nun zum Gegenstand ihrer Forschung zu machen.

[1]) So war der Entwicklungsgedanke, wie er von Lorenz Oken und seinem Kreise 1822 die Gesellsch. deutscher Naturforscher und Ärzte beseelte, typisch deutschen Ursprungs und wurde zugleich zur Geburtsstunde der Weltgeltung deutscher Wissenschaft.

Es ist hierbei kaum anzunehmen, daß bei einer solchen Psychoanalyse deutschen Wesens ein objektives Bild zustande kommen dürfte, da entscheidend für dieses Bild die Wertbetonung gewisser Wesenszüge sein dürfte, die unbeweisbar, alogisch den Urgründen der deutschen Seele entstammen. Kommen wir nun auf diesem Wege zu einer, wenn auch national bedingten, also relativ gültigen Wissenschaft, so werden sich von hier aus speziell auf dem Gebiet der Geschichte ganz bestimmte Richtlinien politischen Geschehens ergeben, die gewiß eine verschiedenartige Deutung zulassen, doch aber schließlich von solcher Deutung aus in eine politische Direktive ausmünden. So schwierig es sein mag, auf diesem Gebiet für alle bindende Entscheidungen zu treffen, so wird man ihnen kaum aus dem Wege gehen können, denn auch der reine Wissenschaftsbetrieb auf der Hochschule drängt zu weltanschaulicher Entscheidung, und verzichtet die Hochschule auf diese, so verliert sie wiederum ihren Charakter als Bildungsanstalt und begibt sich — ähnlich wie die dialektische Theologie von heute — ihrer vornehmsten Erziehungsaufgabe des Menschen zur ganzen Persönlichkeit.

Wir haben den weiteren Ausführungen Prof. Litt's vorgegriffen. „Wenn ich sagte," so fährt der Verfasser fort, „daß es die Sache der Wissenschaft sei, über die Beziehungen zwischen ihr selbst und anderen Lebensbereichen „Klarheit zu schaffen," so ist damit eine durchaus und nur theoretische Angelegenheit gemeint." Mithin ist damit keineswegs gesagt, daß die Wissenschaft „im realen Verlauf der Dinge, die sie betrachtet, die Führerrolle zu spielen habe." Hier wird scharf geschieden zwischen „dem Blick des betrachtenden Geistes" und „den Forderungen des wollenden Geistes." „Grade darin offenbart sich am meisten der Sinn des theoretischen Übergreifens, daß die Wissenschaft in seinem Vollzuge dazu kommen kann, sich selbst jedes praktische Übergreifen zu verbieten, weil ein solches dem Wesen der von ihr betrachteten Gesamtwirklichkeit zuwiderlaufen würde." „Es war der kardinale Irrtum Platons, daß er den Unterschied zwischen der Autonomie des denkenden Geistes und der Autonomie der handelnden Vernunft übersah . . ."

Aber „es bestehen in der Tat wesentliche und bedeutsame Zusammenhänge zwischen der Welt des wissenschaftlichen Gedankens und der Welt der politischen Tat."

Über das Wesen und die Notwendigkeit dieser Lebenszusammenhänge soll die Wissenschaft orientieren, aber „dem Ehrgeiz der Lebensbevormundung wie dem Gebot der Lebensunterwerfung muß sie widerstehen, wenn anders sie Wissenschaft bleiben soll."

Nun aber entsteht die Frage, „ob sie an dem Charakter der wissenschaftlichen Hochschule festhalten oder ob sie sich in eine entscheidungsmäßig gebundene Bildungsstätte umwandeln soll?" Diese Frage kann nun nicht „auf der Grundlage wissenschaftlicher Erwägungen entschieden werden." „Das Ja, bezw. das Nein, das hier ausgesprochen werden soll, ist der Ausdruck von Wertungen, die mit wissenschaftlichen Argumenten so wenig widerlegt wie bewiesen werden können." Es gibt keine Möglichkeit, „diejenigen im eigentlichen Sinne des Wortes zu „widerlegen", die die Umwandlung der wissenschaftlich forschenden Hochschule in eine gesinnungs-

mäßig gebundene Hochschule fordern." Die Entscheidung hinge vor allem von dem Wert ab, den man der reinen Wissenschaft zubilligt und dieser Wert ist wiederum unbeweisbar. Was wäre nun die Folge einer solchen „Gesinnungsbildung statt Geistesschulung" — und zwar Gesinnungsbildung „im Hinblick auf das lebendige Ganze", „von Volk und Staat". Gäbe es „nur einen einzigen denkbaren und diskutablen Inhalt für eine „dem eigenen Volke sich hingebende Gesinnung", so ließe sich wohl diese eine Gesinnungsgrundlage für die Hochschule finden, aber „über die Wege, die aufwärts führen", besteht auch nicht die geringste Einhelligkeit, auch nicht darüber, worin denn eigentlich „die wahre Wohlfahrt des nationalen Körpers" bestehe.

Allein der heute noch keineswegs beendete Kampf um die Schule ist ein Beweis für das Obengesagte.

Was wäre damit gewonnen, wenn sich die Hochschule nun trotz aller genannten Schwierigkeiten zu einem eindeutigen Gesinnungsprogramm entschlösse?

„Nichts weiter wäre tatsächlich erreicht, als ein quantitativer Zuwachs und eine propagandistische Verstärkung für einen der kämpfenden Heerhaufen." Aber verloren wäre damit zugleich das Vertrauen zu einer Stätte des Wahrheitsstrebens, das unbeirrt von parteipolitischer Beeinflussung die großen Daseinsfragen der politischen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Fragen zu durchdenken und zu klären berufen erscheint. „Verloren wäre damit zugleich die öffentliche Anerkennung und Pflege solcher geistiger Besitztümer, die über die Zersplitterung der Parteien emporführen in eine Sphäre des Gemeinsamen und Einenden. Denn das ist ja das Wesen echter Wahrheit, daß sie allen Zwiespalt der Meinungen und Wollungen unter sich läßt."

„Die Hochschule jedenfalls wird den Dienst am Volk, den man mit gutem Grund von ihr fordert, gerade dann am vollkommensten leisten, wenn sie unbeirrt an der Leitidee festhält, die ihr das Herniedersteigen in die Arena des Kampfes verbietet." „Sie wird gerade dann am „gegenwärtigsten" sein, wenn sie dem, was bloß Augenblick ist, die Gefolgschaft verweigert."

* *
*

Der ungemein klaren Erörterung dieser einschneidenden Frage gegenüber, die heute keineswegs als rein akademische, nur die Hochschulen angeht, können wir, wie schon oben angedeutet, unsere Bedenken nicht zurückhalten.

Vor allem sind es zwei Punkte in den Ausführungen des Verfassers, die zu solchen Bedenken Anlaß geben.

Der eine ist die These, daß der Glaube an das Wahrheitsstreben der reinen wissenschaftlichen Forschung mit Recht verloren gehen würde, wenn sie sich in den Dienst einer bestimmten Gesinnung stellen würde — und zwar Gesinnung verstanden im Hinblick auf das lebendige Ganze von Volk und Staat.

Steigen nicht doch berechtigte Zweifel auf, ob dieser Glaube überhaupt noch besteht, sofern es sich nämlich nicht um die Feststellung von Tatsachen und deren ursächlichen Zusammenhang, wie in den physikalischen, chemischen und manchen anderen naturwissenschaftlichen Fachgebieten handelt, sondern

um eine wertende Deutung der Tatsachen, wie z. B. in der Soziologie, Geschichte, Theologie und Philosophie? Und sind diese Gebiete nicht gerade die entscheidenden für unsere weltanschauliche Haltung, die wiederum die letzte Grundlage aller Politik ist? Wer hat auf diesem Fragengebiet nun das Monopol für den einzig möglichen Wahrheitsweg?

Ist man sich aber darüber klar geworden, daß es der Wissenschaft von jeher leichter gewesen ist, die Richtigkeit eines logischen Systems zu erweisen — wie etwa das der mechanistischen Auffassung des Lebens — als die Berechtigung eines logisch nicht beweisbaren, wie die Entscheidungen des Lebens es täglich und stündlich von uns verlangen, so kann man den Wahrheitswert des wissenschaftlichen Forschungsresultates so sonderlich hoch nicht einschätzen.

Es sind leider nicht die Kreise der Wissenschaft und der Hochschulen gewesen, die in der letzten größten Krise Deutschlands die Würde des deutschen Gedankens hochgehalten haben, im Gegenteil es waren nicht die schlechtesten Köpfe aus dem akademischen Lager, die mit fliegenden Fahnen die traurigste aller Revolutionen und die Neuordnung der Dinge in Weimar begrüßten. Das angestrengteste Wahrheitsstreben auf den deutschen Hochschulen zeitigte einen Relativismus, der mit die Schuld an der politischen Zerfahrenheit dieser ganzen Nachkriegszeit getragen hat, die Schuld an nationaler Gesinnungslosigkeit.

Und zum zweiten die Frage: woher diese Angst vor einer gesinnungsmäßig betriebenen Wissenschaft, vor einer weltanschaulichen Grundlegung allen wissenschaftlichen Suchens und Forschens?

Wir haben im vorhergehenden Aufsatz zu zeigen versucht, wie die wissenschaftliche Fragestellung theoretisch keine Grenze kennt, daß aber bei völligem Überhören eines inneren Haltgebotes, sich das soeben noch halbwegs geklärte Gebiet wieder verdunkelt und die seltsam wirr verschlungenen Pfade der Forschung sich immer weiter vom eigentlichen Lebensgebiet des Menschen zu entfernen scheinen. Es ist ein schönes Wort: „Wahrheit um der Wahrheit willen suchen", aber ein schlichteres und wahreres ist dieses: „was fruchtbar ist, allein ist wahr." Uns scheint der Befürchtung, die freie Forschung müsse durch eine feste Weltanschauung ebenso gehemmt und eingeengt werden, wie durch eine gereifte Gesinnung, eine falsche Auffassung dieser beiden Begriffe zugrunde zu liegen. Weder Weltanschauung noch Gesinnung deckt sich mit dem Begriff eines engen Denkgesetzes oder gar eines Parteiprogramms, denn beide können im Rahmen der Gesinnung diese oder jene Form annehmen.

Wohl aber, und das scheint uns das Wesentliche, können wir uns weder Weltanschauung noch Gesinnung denken ohne ein ganz bestimmtes Stufenreich der Werte, von dem in letzter Linie auch das politische Bekenntnis abhängig sein wird.

Die Wissenschaft ist — und darin sind wir mit Professor Litt vollkommen einig — gar nicht in der Lage, den unumstößlichen Beweis zu liefern, daß diese Weltanschauung höher stehe, als jene, diese Gesinnung besser wäre als jene, aber wenn sie, um ihre Erkenntnis nicht durch diese beiden persönlichen Wesenselemente jedes Menschen zu trüben, sie aus ihrem

Bereich ausschalten zu müssen glaubt, so befindet sie sich in einem Irrtum, denn, ob sie diese Faktoren zuläßt oder nicht, sie sind einmal da, mögen sie noch so dürftig und rudimentär sein. Der Mensch forscht, fragt, denkt eben doch von *seinem* Blickpunkt aus, mag er wollen oder nicht.

Mögen diese flüchtigen Hinweise genügen, um unsere Bedenken betr. der vom Verfasser verlangten Stellungnahme zur Frage „Hochschule und Politik" zu begründen, ohne daß wir uns weiter auf die letzten Fragestellungen einlassen.

Zum Schluß aber möchten wir doch noch vom Standpunkt unserer baltischen Geistesgeschichte aus das Obengesagte aus eigener Erfahrung heraus beleuchten.

Ohne Zweifel wurde auf der Dorpater Hochschule die wissenschaftliche Arbeit *gesinnungsmäßig* betrieben[1]). Das hieß für uns, daß weder der Geist des französisch-englischen Positivismus, noch der des radikalen Materialismus eines Büchner oder Moleschott, nicht der Monismus Haeckelscher Provenienz„ nicht die Philosophie eines Feuerbach oder Stirner, oder der Skeptizismus eines Dubois-Reymond den Wesenszug der Bildungs- und Erziehungsaufgabe bildeten, sondern der Geist von Weimar mit seiner ausgesprochen idealistisch-vitalistischen Tendenz. Mag auch hier und da durch eine solche gesinnungsmäßige Einengung der Hochschularbeit, diese in ihrem Tempo vor der ihrer Schwestern im Reich zurückgeblieben sein, so steht unzweifelhaft fest, daß diese von Dorpat betonte geistige Haltung ihre Feuerprobe in dem Sinne bestanden hat, daß ihr heute auf einem großen Teil des deutschen Wissenschaftsbetriebes das volle Bürgerrecht zuerkannt worden ist und die Gedanken, die einst von einem K. E. v. Baer, einem Gustav v. Bunge, heute von Jak. v. Uexküll vertreten und ausgesprochen wurden, sich mit den neuesten und fruchtbarsten Strömungen in der wissenschaftlichen Forschung zu verbinden scheinen.

In dem Sinne hat Dorpat vollbewußt *deutsche* Wissenschaft getrieben und hat nicht Schaden genommen an seiner wissenschaftlichen Seele.

Wir wissen es wohl, daß heute die Verhältnisse weit verwickelter sind, als vor einem halben Jahrhundert, noch dazu unter den besonderen Umständen baltischen Lebens, doch aber hat die Selbstbesinnung auf Wesen und Kern des deutschen Gedankens, auf seine bindende Verpflichtung zu einer besonderen politischen Struktur unseres Deutschtums, uns keineswegs rückständig gemacht und hat dem Führertum des Landes bis zur Katastrophe Glauben und Kraft für ihre politische Aufgabe gegeben.

Diese im Grunde uniforme Gesinnung hat aber nie den heilsamen Kampf zwischen konservativ und liberal, zwischen Traditionsgebundenheit und zeitgemäßem Fortschritt auf allen Gebieten des Lebens in Kirche und Schule, in Wirtschaft und Politik unterbunden, die Gefahr einer Erstarrung des geistigen Lebens lag nicht vor.

Wenn „deutschsein" heißt, „eine Sache um ihrer selbst willen tun", so würde dieser Satz auf unser Thema bezogen lauten: „Wissenschaft um

[1]) Vergl. „Baltisches Geistesleben" Heft 1. Die Blütezeit baltischen Geistes, und Heft 2. Alt-Dorpat um 1870. Von R. v. E.

der Wissenschaft willen treiben" und doch wollen, müssen wir darum wissen, in welcher Richtung die Arbeit geht, um mit Hand und Herz dabei sein zu können.

Und da soll und muß auch über der Arbeit der Hochschule eine Leitidee als Inschrift stehen, und zwar die Idee eines ersehnten, noch keineswegs erreichten, werdenden Deutschtums.

So schließt sich auch der Kreis unserer Betrachtungen überwölbt von einer Idee im Sinne Platons.

Wilh. Stapel:

Sechs Kapitel über Christentum und Nationalsozialismus[1]).

Es ist ein Vortrag in einem apologetischen Kursus im Januar 1931, den der bekannte Verfasser unter obengenanntem Titel veröffentlicht. Der Nationalsozialismus ist erst in zweiter Linie eine „Weltanschauung"; vor allem ist er eine Bewegung, die ganz elementar aus dem Instinkt des Volkes herausgebrochen, nicht künstlich durch den Willen einzelner Führer entfacht ist. Darin liegt ihre ungeheure Kraft und Wucht. Die Führer haben diese instinktmäßige Bewegung in den Kanal eines bestimmten politischen Willens geleitet. Wenn die Kirche sich mit dem Nationalsozialismus auseinandersetzen will, darf sie nicht vergessen, daß es sich um eine elementare Bewegung handelt, der mit Argumenten und Diskussionen nicht beizukommen ist; die Kirche kann hier nur den Weg der Verkündigung beschreiten. Nicht darum kann es sich handeln, daß die Kirche versuchen soll, sich irgendwie der Bewegung „anzugleichen"; ein solcher Versuch einer Anpassung des Christentums würde nicht nur, wie jede Modernisierung und Liberalisierung des Christentums, dieses selbst und seine Würde verleugnen, sondern könnte auch beim Nationalsozialismus nichts ausrichten. „Eine Christianisierung dieser Bewegung ist nur möglich von der dogmatischen Position aus."

Wie stellt sich der Nationalsozialismus selbst zum Christentum? Es ist bekannt, daß Hitler sein katholisches Christentum ernst nimmt, und daß die Partei in ihrem Programm die Freiheit aller religiösen Bekenntnisse fordert, soweit sie nicht den Bestand des Staates gefährden oder gegen das Sittlichkeits- und Moralgefühl der germanischen Rasse verstoßen. „Die Partei als solche steht auf dem Boden des positiven Christentums." „Positiv" heißt hier wohl — Christentum in der Ausprägung der katholischen und protestantischen Kirche, nicht irgend ein liberales Vernunftchristentum. Die im Programm ausgesprochene Toleranz erfährt zwei Beschränkungen: das germanische Gefühl für Sittlichkeit und Moral soll nicht verletzt werden — das geht vor allem auf den Pazifismus; und der „jüdisch-materialistische Geist" soll bekämpft werden; das geht auf den

---

[1]) Hanseatische Verlagsanstalt. Hamburg-Berlin.

Marxismus. Die nat.-soz. Bewegung ist an sich also dem echten Christentum zugänglich.

Das Christentum muß sich mit drei großen Gefühls- und Ideenkomplexen auseinandersetzen, die im Nat.-Soz. eine hervorragende Rolle spielen: der Rassenfrage, dem Nationalismus und dem Sozialismus.

Die Rassenfrage spitzt sich in der nat.-soz. Bewegung im wesentlichen auf den Antisemitismus zu. Liegt hier nicht die Gefahr vor, daß einerseits das Alte Testament, anderseits aber auch die Persönlichkeit Jesu, da er jüdischer Abstammung sei, abgelehnt werden können? Stapel versucht diese beiden Fragen so zu lösen: das Alte Testament erhält durch seine Beziehung auf Jesus seine besondere Würde, anderseits aber ist die Christianisierung keineswegs an das Judentum gebunden, sondern genau so, wie Paulus den „Nomos" des Judentums als Vorstufe zum christlichen Glauben ansieht, hat auch jedes andere echte Volk seinen besonderen „Nomos", vielleicht nicht immer als geschriebenes Gesetz, aber als Tradition, Sitte, Recht usw., und das Christentum kann an jedes vorgefundene Volkstum anknüpfen und seine Werte in sich aufnehmen. Die Frage der Person Jesu gehört überhaupt nicht in die Rassenfrage, wenn man glaubt, daß Jesus der Sohn Gottes, und nicht des Zimmermanns Joseph von Nazareth sei. „Hier ist ein Wunder, das nie zuvor war und nie wieder sein wird, und an diesem Wunder hängt unsere ewige Seligkeit. Glauben wir das, — und dieses glauben heißt Christ sein — so ist jede Erörterung über die Rassenzugehörigkeit Jesu sinnlos." Also — Rassenfrage und Christentum stören einander nicht.

Der Nationalismus ist ebenfalls kein Hindernis für das Christentum, denn die Völker sind eine von Gott geschaffene Gesetzmäßigkeit (Fichte). Auch die Verkündigung der himmlischen Sittlichkeit durch Jesus, z. B. in der Bergpredigt („Liebet eure Feinde") steht nicht der nationalen Sittlichkeit entgegen, denn die Welt ist nicht das Himmelreich, sondern ein Kampffeld, und diese Tatsache fordert die Selbstbehauptung, auch durch Kampf. Aus dem Christentum läßt sich der Pazifismus nicht ableiten; keiner der Apostel und der großen Reformatoren hat den Krieg als solchen verdammt, obwohl sie die Friedfertigkeit lehrten. Der „Friede Gottes" darf auch nicht als irdischer Zustand aufgefaßt werden. Es besteht für den Christen also kein religiöser Grund, den Nationalismus zu verdammen; allerdings darf dieser nicht den Anspruch erheben, die Welt erlösen zu können; innerhalb seines Geltungsbereiches braucht aber kein Christ ihn abzulehnen.

Der Sozialismus als Marxismus ist durch seine Verbindung mit dem historischen Materialismus und durch Vergötzung der Wirtschaft in heftigen Gegensatz zum Christentum getreten. Anders dagegen der Sozialismus der nationalsozialistischen Bewegung: er fordert die Herrschaft des Staates über die Wirtschaft, während der Marxismus den Primat der Wirtschaft will. Ferner sieht der N.-S. als Ziel nicht das größtmögliche Behagen des einzelnen, sondern die größtmögliche Kumulation der nationalen Macht an; der Marxismus will Sozialisierung der Produktionsmittel, der N.-S. — Brechung der Zinsknechtschaft; endlich lehnt er die materialistische Weltanschauung vollständig ab. Es ist also auch im Sozialismus der Bewegung nichts enthalten, was dem Christentum im Wege stünde.

Ein wirklicher Gegensatz des N.-S. gegen das Christentum kann nur dann entstehen, wenn die nationale Bindung über die religiöse Bindung erhöht wird, wenn die Nation als schlechthin höchster Wert gesetzt wird; daher bedarf auch der Nationalsozialismus des Christentums, weil die Nation seiner bedarf. „Denn, wäre die Nation das Letzte und Höchste, so könnte sie die Ungerechtigkeit der Welt nur in Haß und Rache ertragen, nicht im Glauben. Sie würde übermütig im Glück und vergiftet im Unglück. Ihr Sieg wäre nichts als Ausbeuten, und ihre Niederlage nichts als Ausgebeutet werden. Aber wenn die Nation Gott vor Augen hat, so wird ihr Zorn Gott wohlgefällig und ihr Schwert gerecht, denn sie führt dieses Schwert mit Furcht und Zittern vor dem Allmächtigen, der es ihr in die Hand gegeben hat."

Jeder Leser, der den Herausgeber des „Deutschen Volkstums" und den Verfasser vieler anderer Schriften kennt, wird dieses kleine Büchlein mit warmer Freude begrüßen; Wilh. Stapel ist uns ja schon lange bekannt als ein Mann, der in überzeugender Weise echtes evangelisches Christentum und echte Liebe zum Volkstum zum Ausdruck zu bringen vermag. Daher wird man auch gern zu diesen Ausführungen greifen, denn es gibt uns Klarheit über manche brennenden Fragen und Zweifel des Problemkreises Christentum — Volkstum.

W. Stillmark.

Erlesenes.

Von R. v. E.

„Eine Neujahrsbetrachtung" nennt Wilh. Schäfer seine besinnlichen Gedanken, die ihm im Anblick des „schwebenden Korbes", des Dornierflugzeugs kamen. Man pflegt auf Wilh. Schäfer's Worte zu hören, wenn es auch Variationen auf ein Thema sind, das unsern Lesern bereits bekannt sein dürfte.

„Warum können wir Dinge machen wie dieses da in der Luft, in dem offenbar kein Rest mehr von Unvernunft blieb, in dem der letzte Fehler ausgemerzt wurde? Und warum müssen wir selber in solcher Unvernuft bleiben, daß es Millionen von Menschen an Nahrung und Kleidung mangelt, indessen Farmer — aus Not, nicht aus Übermut — Weizen und Baumwolle verbrennen? Warum, da es der Arbeit nicht an Händen, sondern den Händen an Arbeit mangelt, warum müssen wir Maschinen bauen wie jene, die täglich eine halbe Million Flaschen liefert und ein ganzes Dorf von Glasbläsern arbeitslos macht? Da es doch derselbe Mensch ist, der jene Vernunft wie diese Unvernunft zu erreichen, sein Gehirn angestrengt hat."

„Steht es wirklich so, daß wir unter den Fluch gesetzt sind, unsere Hirne und Hände an Dinge wenden zu müssen, die in ihrer Vollkommenheit Triumphe des Menschengeistes vorstellen, aber der Mensch selber als Träger des Menschengeistes wird ihrem Triumph geopfert?"

Was ist damit erreicht, daß Menschen und Dinge schneller fortbewegt werden, als früher, eine Notwendigkeit, die „nicht einmal für Staatsmänner und Südfrüchte erwiesen" ist.

Worin liegt also der Wert unserer „Fortschritte"?

„Worin wir Menschen „Fortschritte" machen, ist unser Verhältnis zur Natur. Wir lernen ihre Kräfte, die „Elemente", immer mehr erkennen und benützen; wir kommen hierin tatsächlich, wie der stolze Spruch lautet, durch Wissen zur Macht. Und wer dazu hochmütig genug ist, mag meinen, daß wir uns durch Naturforschung und Technik über die anderen Geschöpfe zu „Herren der Erde" erhoben haben.

In Wirklichkeit sind und bleiben die Elemente unangerührt . . . Wir haben uns vor den Elementen notdürftig schützen und sie benutzen gelernt, weiter reicht unsere vormeintliche Herrschaft nicht und sie wird auch nie weiter reichen.

So selbstverständlich der Dornier . . . schweben mag . . . er fliegt nicht natürlich, sondern künstlich, nicht organisch, sondern mechanisch, er ist kein Wesen, sondern eine Maschine.

Eben das, dessen wir in der Natur nicht Herr werden, ist das Organische in ihr; was wir vermögen, ist die Ausnützung der Naturkräfte, soweit wir sie überhaupt erkennen, durch Werkzeuge unserer Hände oder Maschinen, die unserer Hände nicht mehr bedürfen: also die Mechanik. Es ist sozusagen eine mechanische Werkstätte, mit der wir uns im organischen Leben eingenistet haben; Herren der Erde sind wir nur im Raum unserer Maschinen."

Aber ebenso, wie der Mensch „die Kräfte der Natur in seinen Maschinen mechanisiert hat," so läuft er Gefahr, „ebenso die Natur in sich selber zu mechanisieren."

Da der Mensch aber ein Naturwesen ist, „haben wir es mit den Naturmächten in uns genau so zu tun, wie mit denen außer uns."

„Ein Dornier läßt sich zu seiner Vollendung bringen, weil er bis ins letzte Mechanik, Maschine ist, die in sich nichts Organisches enthält. Der Mensch aber kann sich durch keine Mechanisierung um den Rest bringen lassen, wo er Natur, Leben, Geschöpf bleibt, so sehr der moderne Menschengeist geneigt ist, das Organische im Menschen, seine Natur also, als „irrational" zu mißachten, das Bewußtsein des Lebens (d. h. die Ratio vom Leben) mit dem Leben selber verwechselnd.

Der Staat, seit den Pharaonen der unaufhörliche Versuch, aus Menschheit einen schwebenden Korb zu bauen, „trifft in jeder Maßnahme auf den Menschen," auf die Volksgemeinschaft, das „große unwillkürliche Wesen," (Goethe). „Der Staat muß als Formwerdung eines Volks aus seiner Natur wachsen, „kann kein Mechanismus, er muß ein Organismus sein. Wohl aber steht er wie alle menschlichen Einrichtungen in der Gefahr der Mechanisierung; und eben das ist die Schlußfrage dieser Neujahrsbetrachtung, ob nicht alles, was wir gegenwärtig als Krise der Wirtschaft, der Währung, des Kapitalismus, der Politik, des Staates erleben, eine Krise des Menschen ist, der mit seiner Mechanisierung zu Fall kam, weil er sich selber vergaß?

Die Zeit ist grausam dabei, Antwort zu geben. Der moderne Menschengeist wird die Zwangsläufigkeiten seiner Mechanisierung nicht los, wie der Zauberlehrling die Geister nicht los wurde, ehe er das Beschwörungswort Mensch wieder findet. Niemand wird im Ernst sagen wollen, daß die Wirtschaft des Menschen, die Erzeugung und Verteilung der Güter, also der dazu notwendige Austausch der Güter als Waren, um des Geldes willen da sei; aber mit einer Zwangsläufigkeit sondergleichen hat sich der Mechanismus des Geldes zum Herrn der Wirtschaft und damit des Menschen gemacht; das Gold ist zum Dämon geworden, der die Weltwirtschaft stört und durch diese Störung Millionen von Menschen dem Hunger preisgibt, während Überfluß an Nahrung ist.

Niemals hätte es sich zu dieser dämonischen Tyrannei aufblähen können, wenn nicht das organische Verhältnis des Menschen zur Arbeit gestört worden wäre. Das organische Verhältnis des Menschen zur Arbeit lebt in der Betätigung; das mechanische Verhältnis des Menschen wird hergestellt durch den Lohn: wer die Arbeit um der Betätigung willen tut, dem wird sie zum Segen; wer sie um des Lohnes willen tut, dem wird sie zum Fluch.

Was der Lohn für den einzelnen, ist der Nutzeffekt für die gesamte Wirtschaft; wird ihr Mechanismus auf ihn aufgebaut, muß der Mensch zuletzt als ihr Sklave übrigbleiben, wie wir Nachkriegsmenschen es schauerlich erfahren. Um des Nutzeffektes willen hat die Industrie den deutschen Landmenschen in die Städte aufgesaugt, bis die rationalisierte, d. h. durchmechanisierte Wirtschaft ihn wieder ausspeit. Nun brauchten wir nur noch unsere Landwirtschaft nach dem amerikanischen Vorbild durchzurationalisieren, wo auf menschenleeren Riesenfarmen Weizen und Baumwolle nicht mehr wachsen, sondern gleichsam als Industrieprodukte erzeugt werden." Dann haben wir nicht nur „ein Volk ohne Raum", sondern einen „Raum ohne Volk".

„Nur vom Menschen aus kann der Korb der Wirtschaft wieder zum Schweben gebracht werden."

Schriftleitung: Dorpat, Teichstr. 30. * Verantwortlicher Schriftleiter: Direktor W. Stillmark * Herausgeber: Prof. Dr. Ernst Masing. Direktor Alfred Walter. * Bezugspreis: für ein Halbjahr 1.50 Kr. (mit Zust. 1.60 Kr.); Deutschl. 2 Rmk.; Lettl. 2.25 Ls. Einzelnummer 0.25 Kr. * Best. empfänat: die Geschäftsstelle d. „Revalschen Zeitung", Reval, Raderstr. 10. Postfach 51. * Zahlstellen (laut Konto „Estl Verlagsgesellschaft Wold. Kentmann & Ko.") — in Riga: Rigaer Kreditbank; in Deutschland: Postscheckkonto Berlin 122602.

Gedruckt in der Estländischen Druckerei A.-G., Reval.

Aus deutscher Geistesarbeit

Monatsschrift für wissenschaftliche und kulturelle Fragen der Gegenwart

Schriftleitung: Dr. R. v. Engelhardt — Dorpat

Nr. 2 | Freitag, den 19. Februar 1932 | 8. Jahrgang

Martin Kaubisch.

Das europäische Reich der Mitte.

Dr. R. von Engelhardt, Dorpat, dankbar gewidmet[1]).

Die Idee des Aufbaus heißt:
Geschichte durch Geschichte überwinden.
Ernst Troeltsch.

I.

„Auf der Grenze zwischen Ewigkeit und Zeitlichkeit, zwischen Urbild und Einzelgeschöpf, zwischen Verstandeswelt und Sinnenwelt, überall an dem Wesen beider teilnehmend und gleichsam die Lücke ausfüllend zwischen den sich fliehenden Enden: so aufgerichtet am Horizonte der Natur — steht der Mensch."

Mit diesen Worten Giordano Bruno in der Schrift „Vom unendlichen All und dem Einen".

In einem ganz besonderen, symbolisch gesteigerten Sinne aber gilt dieses allmenschliche Wort für den Menschen einer besonderen Landschaft — sein Wesen und seine Kultur — für uns Deutsche. Denn zwischen den diesseitsmächtigeren, formalvollkommeneren, aber metaphysisch schon abgeschlossenen Nationen des Westens und der noch tief in sich selber befangenen, von ungelösten Zukunftskräften noch unheimlich schwangeren östlichen Erde sind wir — auf eine geheimnisvolle Weise, „an dem Wesen beider teilnehmend und gleichsam die Lücke ausfüllend zwischen den sich fliehenden Enden" — genau in die Mitte gestellt als das eigentliche Herz dieses Erdteils, als das wahrhafte europäische „Reich der Mitte". Damit aber umgibt uns die Not eines Kampfes und die Luft eines Schicksals, das

[1]) Ich widme diese Studie zu einer deutschen Philosophie, die freilich kaum mehr als eine Ouvertüre bedeutet, einem verehrten Freunde, dem ich für die Erkenntnis des deutschen Wesens, seiner Größe und seiner Tragik, persönlich und sachlich zu größtem Danke verpflichtet bin.

ebenso eine unerschöpfliche Fülle immer neuer Entwicklungsmöglichkeiten, wie auch die stete Gefahr einer nie endenden Problematik enthält und damit zugleich: die immer erneute, göttlich-dämonische Aufforderung zu höchster seelischer Selbstbesinnung und Sammlung, wenn anders der Genius unseres Volkes auf dem schmalen Pfade und Grate zwischen Abend und Morgen, zwischen Europa und Asien, zwischen östlicher Maßlosigkeit und westlicher Formkraft seinen Weg finden und zu immer entschiedener Selbstverwirklichung und -gestaltung sich machtvoll emporkämpfen will. Denn immer noch sind „wir Deutschen von gestern und von übermorgen, wir haben noch kein Heute [2]).

Wie sehr es aber, besonders an Wendepunkten seiner seelischen Schöpfungsgeschichte, den deutschen Menschen auch drängte, diesem Reichtum und dieser Not, dieser Größe und diesem Elend, dieser ganzen schweren, zerreißenden Doppelverantwortlichkeit zu entfliehen — stets zwang ihn äußeres und inneres Geschick, riß ihn Anangke wie Eros zurück in die eherne Bahn seines innersten Wesensgesetzes; stets mußte er jede falsche Freiheit, die er sich nahm, statt der echten Freiheit, die ihn begnadet, mit um so härteren Opfern bezahlen. Ist doch schon rein geographisch diese stete Bedrohtheit und mit ihr als Folge diese gorgonische Strenge und Überwachheit unser unentrinnbares Schicksal.

Aber auch die Tragödie der deutschen Geschichte, diese ergreifende Mischung von weltbeherrschender Höhe und jähestem Absturz, von erdumspannender geistiger Zielkraft und tiefster verworrener Verblendung, bezeugt es, wie sehr auch uns Deutschen nicht nur durch Tat und Gestaltung, sondern noch mehr fast durch Leiden und Opfer zu reifen bestimmt ist und wie klar das bekannte Zarathustra-Wort Nietzsches von der „tiefsten Tiefe", aus der allein „das Höchste zu seiner Höhe kommen kann" [3]), nicht nur Nietzsches persönliches, sondern unser aller Schicksal durchschaute.

So entsteht jener tragische Hauch, der unsre mütterlich opfernde Erde mit immer neuem Geheimnis umwittert; aber auch jene tragische Kraft, die in all diesen Qualen und Kämpfen sich immer tiefer erneuert. Ja, Deutschland vielleicht das einzige Land unter allen Ländern Europas, wenn nicht des Erdkreises, aus dem jene tragische Kultur wieder auferstehen könnte, deren große Vision seit dem Untergange der Griechen die Völker Europas nur noch als ferner, leuchtender Mythos begleitet und deren deutsche, von Hölderlin, Goethe und Nietzsche so heiß ersehnte Wiedergeburt vielleicht erst unsre innerste Schicksalsfülle entbände — bis empor zu jener übertragisch-religiösen Weltschau und Haltung, die das christlich-germanische Mehr selbst Hellas gegenüber bedeutet: „O meine Freunde, wir müssen auch die Griechen überwinden!" [4]).

Aber auch wenn das geschähe, wenn unser Volk selbst aus der heutigen Krisis und Not, gläubig und stark, sich erhöbe zum Kampf um eine nun erst wahrhaft religiös begründete Volksgemeinschaft und Volkskultur — auch dann würde der tragische Grundton nicht fehlen, auch dann

---

[2]) Nietzsche: Jenseits von Gut und Böse. Aph. 240.
[3]) Zarathustra III., 1. S. 226.
[4]) Nietzsche: Fröhl. Wissenschaft. Aph. 340.

blieben Leiden und Größe, eherner Zwang des Schicksals und der Natur und weltüberwindende Freiheit und Herrschaft des Geistes unlösbar für uns verwebt und verkettet, eben weil aus der Höhe und Herrlichkeit unserer Berufung — immer erneut und echt tragisch — auch das Verhängnis dieser Berufung emporwächst: Mitte und Mittler zu sein einer Welt und von eben dieser Welt doch beständig bedroht und bekämpft, ja gehaßt, verfolgt und vernichtet.

Die Hauptform aber, in der diese stete Gefahr und Bedrohung bisher in der deutschen Geschichte hervortrat, war ohne Zweifel die der Verwelschung.

Frankreich, von beweglichstem Temperament und von starker, nie rastender Anregungskraft, dazu im Banne seiner nationalen Hauptlaster — grenzenlos ehrgeizig und grenzenlos eitel — hat immer von neuem versucht, politisch wie geistig Europa zu führen. Und sicherlich hat es auf diesem Wege nicht nur unvergängliche geistige Werte geschaffen, sondern auch umwälzende und folgenreichste Ursprungsbewegungen machtvoll entfesselt: von dem geistlichen Imperialismus der kluniazensischen Kirchenreform, der morgendlichen Begeisterung der ersten Kreuzzugsbewegung und der ganz Europa befruchtenden Dichtung seiner Troubadours und Trouvères, über die gesamtstaatliche Ausbildung des modernen Absolutismus, der höfischen Gesellschaftskultur Ludwigs XIV., der „großen Revolution" und der napoleonischen Wiedergeburt des römischen Cäsarismus — bis zu den künstlerischen und wissenschaftlichen Großtaten des vergangenen Jahrhunderts: wie der Schöpfung und Vollendung des malerischen Impressionismus, des psychologischen Romans, der Philosophie Henri Bergsons und der Plastik Rodins.

Aber nicht nur von Westen, auch von Süden her drohte Gefahr, lockte das deutsche Wesen ein Ruf, der bei aller kulturerweckenden Kraft, bewußt oder unbewußt, doch die Tendenz in sich trug, dieses deutsche Wesen sich selbst zu entfremden. Allerdings wird auch hier gewiß niemand, dem der in der bisherigen Erdgeschichte einzig dastehende innere Durchdringungsprozeß zwischen südlich-antiker und moderner Kultur auch nur oberflächlich bekannt ist, im Ernste verkennen, welche Segnungen und Begnadung, welche Bereicherung und Erhöhung nicht allein Deutschland, sondern Europa von jenen unvergeßlichen Stätten empfing: von der ersten berauschenden Sonnenkraft der Antike, der allumspannenden Mittlerschaft der gewaltigen Kirche, der Herrschaft und Rangordnung des allmächtigen Klerus, kurz, dieser ganzen, dem deutschen Wesen und Werden zwar entgegengesetzten, aber deshalb nur um so bezaubernderen Seinsvollendung des katholischen Kosmos — bis wieder hinüber zu den großen Antrieben und Ursprungsbewegungen, die die moderne Welt überhaupt erst erschufen: Humanismus und Renaissance, moderne Stadtkultur und moderner Kapitalismus, abendländisches Barock und Rokoko, ganz zu schweigen von den tiefen Beglückungen, die auch die Musik des Südens über ganz Europa ausstrahlte samt den milden Verklärungsgewalten der italienischen Landschaft.

Indessen: gerade in diesem Reichtum, in dieser Verschwendungsfülle und -überfülle einer ursprünglich weit überlegenen Kunst und Kul-

tur lag für die Höhe und Reinheit des deutschen Wesens eine stete Gefahr. Und diese, also die römische Verwelschungsgefahr war umso größer als eine ganz elementare Südsehnsucht ihr entgegenkam in den blonden Barbaren des Nordens, ja als eine angeborene „Südlichkeit deutscher Seele“ [5]) immer von neuem uns zwang, im Zauber der mittelmeerischen Küsten und unter den Bränden der Abendhimmel von Rom unsere letzte Ergänzung und Vollendung zu suchen — von den Krönungsfahrten unserer gewaltigen Kaiser bis zu den geistigen und seelischen Südpilgerungen unserer überragendsten Künstler und Dichter. Damit aber wuchs die seelische Polyphonie und geistige Problematik des deutschen Wesens und Menschen ins Ungeheure. Denn wer vermöchte es wohl, zwischen Gotik und Renaissance, zwischen Parzival und der Antike, zwischen Meister Eckhart und Dante, zwischen Leonardo und Rembrandt, zwischen Erasmus und Luther, zwischen Voltaire und Lessing, zwischen Faust und Helena eine letzte, nicht nur überdeutsche, sondern übereuropäische Synthese zu schaffen? Oder jenes brennende Rätsel, jene immer wiederkehrende Frage zu lösen, daß die römische Renaissancewelt und der italienische Humanismus einerseits für die Entstehung aller modernen Wissenschaft und Kultur die unerläßliche Voraussetzung bildete, andererseits aber doch auch einzigartige Möglichkeiten gerade des deutschen Wesens oder der nordisch-protestantischen Menschheit zerstörte und so geradezu zu einer Verführung, ja zu einem Verhängnis der deutschen Kultur ward? [6]).

II.

Trotz alledem hat der Genius Germaniens und die Kraft unseres Volkes gegenüber all diesem Reichtum und in all diesen Stürmen immer von neuem wie eine unauslöschliche Flamme sich unüberwindbar behauptet: Barbarossa hat, trotz Frankreich und England und trotz der Gegnerschaft Alexanders III., Europa doch noch den deutschen Kreuzzug diktiert, Wolfram die Dichtung der Troubadours und Trouvères erst mit jenem überzeitlichen, mythischen Gehalte erfüllt, der besonders die Gralswelt zu einem unvergänglichen Gleichnis abendländischen Erlösungsstrebens erhob, während Walter die wachsende Gefahr der Verwelschung zum ersten Male in voller Klarheit erkannte und jeden treulosen römischen Machtübergriff mit jugendlich leuchtender Stimme zurückwies.

Unmittelbar aber folgte das Wunder der deutschen Gotik, die, obwohl in Nordfrankreich entstanden, doch gerade das tiefste Gesamtkunstwollen der nordisch-germanischen Menschheit — kurz vor dem inneren Zerfall — noch einmal zu einem letzten, alle Gegensätze von Rausch und Mathematik, von glühendster Inbrunst und kältester Abstraktion überfliegenden und darin kaum mehr zu überbietenden Ausdrucke brachte: eine Ekstase der Vergeistigung und Entstofflichung, der alles bezwingenden Freiheit und Herrschaft des Geistes, wie sie nur noch mit dem verwandten Lebenswillen

[5]) So Ernst Bertram: Nietzsche. Berlin 1918. S. 64 ff.

[6]) vgl. hierzu bes. die Schriften von Richard Benz. Renaissance u. Gotik; Die Stunde der deutschen Musik I., II. (Jena 1924).

der deutschen Mystik, die ja auch über die gesamte Welt der Erscheinungen hinausschreiten wollte in den grenzen- und zeitlosen Urgrund, und mit dem himmelstürmenden Bau unsrer großen deutschen Musik, diesem Dom in Tönen, dieser völlig einzigartigen Erscheinung in der Weltgeschichte der Kunst, in Vergleich gesetzt werden kann.

Das aber, was hinter der Gotik, dieser letzten Gestaltwerdung von Kräften unserer mythischen Vorzeit und Landschaft, immer klarer und selbstgewisser hervortrat, das war das gotisch-germanische Selbst, das zwei Jahrhunderte später in Luthers religiösem Individualismus und Irrationalismus zum ersten Male in der Form eines objektiven welthistorischen Kampfes zum Sturm rief gegen romanischen Logizismus und Imperialismus und besonders in dem Streit mit Erasmus die innersten Positionen des deutschen Wesens und Weges mit genialem Scharfblick erkannt und geschützt hat.

Und von da an kam der Genius Germaniens und mit ihm Europa unter der Gewalt der Offenbarungen dieses Genius nicht mehr zur Ruhe. Eine unerschöpfliche Fülle immer neuer Möglichkeiten, Lösungen, Synthesen erhob sich. So hat die wachsende Polyphonie und Kontrapunktik der deutschen Seele vor allem musikalisch überwältigenden Ausdruck gefunden in dem Lebenswerke Johann Sebastian Bachs, das in seiner monumentalen Verschmelzung irrationaler und rationaler Innengewalten und Kräfte, in seiner „klassischen" Einheit von Bewußtsein und Wesen eine Höhe organisch schaffender Genialität, organischer Kunstgestaltung darstellt, die man fast absolut nennen könnte, gleichsam als wäre das absolute Sein selbst in diesem vergänglichen Menschenleibe tönend und wirklich geworden, oder — mit einem Ausdruck Goethes — als „unterhielte sich hier die ewige Harmonie mit sich selbst, wie sichs etwa in Gottes Busen kurz vor der Weltenschöpfung möchte zugetragen haben."

Neben Bach aber steht Leibnitz und sein kühner, vorwiegend doch deutscher, das heißt wiederum aus der deutschen Seelenvielfalt und Mittlerstellung herausgeborener Versuch, das Universum auch philosophisch zunächst nicht als Einheit, sondern als eine unendliche Anzahl einzelner, voneinander gesonderter Wesen zu fassen und diese erst nachträglich durch ein „geheimnisvolles Zusammenklingen und -singen" [7]), durch die berühmte „prästabilierte Harmonie der Monaden" auch in ein Ganzes zu binden, um so zwischen der souveränen Selbstgesetzlichkeit der einzelnen Individualität und dem Weltgesetz selbst eine zwar sehr problematische, aber schon künftige, höhere Lösungen vorbereitende Brücke zu schaffen.

Kein Geringerer als Goethe hat diese Linie vollendet. Nicht allein dadurch, daß er in höherem Alter immer mehr Elemente der Leibnizschen Metaphysik ganz unmittelbar herübernahm in seine ursprünglich doch stark an Spinoza genährte Weltschau, sondern weit mehr noch durch die bloße Art seines Seins, das diese geheimnisvolle „prästabilierte Harmonie" der Einzelmonas mit dem Kosmos, von Individualgesetz und Weltschicksal mit höchster Symbolkraft persönlich verkörperte, darstellte,

---

[7]) So H. Schmalenbach in seinem zwar heißumstrittenen, aber doch sehr geistvollen Leibniz (München 1920).

lebte: eine schöpferische Synthese, wie sie, bei diesem Reichtum verschiedenartigster Uranlagen und Kräfte und dieser doch überwältigenden organischen Einheit und Bindung, allerdings einzig dasteht in der abendländischen Geistesgeschichte und wie sie — die weltumfassende Mittel- und Mittlerstellung deutschen Menschtums in unvergänglicher Weise symbolisierend — in der Tat nur aus diesem „europäischen Reich der Mitte", aus dieser deutschen Erde emporwachsen konnte.

Und neben Goethe steht wiederum Kant und der geniale, nicht weniger deutsche Versuch, durch ein neues dynamisches Philosophieren, das auch hier wieder den nordischen Ursprung verrät, den Geist der Aufklärung, der schon in Empirismus und Subjektivismus erschlaffte, über alle Meisterschaft der Analyse hinaus wahrhaft synthetisch zu überwinden, indem Kant die Vernunft selbst als den schöpferischen Organismusbegriff, der alle Erfahrung überhaupt erst gestaltet; vor allem aber, indem er die von ihm selbst so enthusiastisch verkündete Autonomie des Subjektes — darin echt protestantisch — im Pflichtgebot wieder band an Ordnung und an Gesetz und so jenen charakteristisch deutschen Freiheitsbegriff schuf, der sich von dem der westlichen und besonders der östlichen Völker wesentlich unterscheidet [8]).

Und nun tritt zu dem begnadetsten dichterischen, dem erstaunlichsten philosophischen noch der überragendste musikalische Genius der Epoche, tritt unser größter Tragiker, Beethoven.

Wenn sich in Goethe, dem großen apollinischen Künstler und Dichter, der ganze Reichtum und die weltumspannende Weite deutschen Geisteslebens und Mittlertums darstellt, Kant aber die Herbheit und Höhe unsrer ethischen Sendung, gleichsam das deutsche Weltgewissen verkörpert, so symbolisiert sich in Beethovens ergreifender Herrscher- und Leidensgestalt und ihrem titanischen Kampf mit dem Schicksal die Einzigartigkeit deutscher Tragik und die erhabene Möglichkeit ihrer siegreichen, heroisch und religiös begründeten Überwindung.

Denn Stufe für Stufe dringt dieser Prometheus im Reiche der Töne aus abgrundtiefer Verzweiflung und echt tragischer Selbstverschlossenheit und Selbstqual durch eine Hierarchie von Passionen opfer- und demutgeläutert empor in das Reich des Mysteriums, der Offenbarung und Gnade, wo alle Pathetik und Tragik sich löst in der weltüberwindenden Kraft einer neuen Gott-Getragenheit und Gott-Bindung, und steht so zuletzt, auf der Höhe seiner mystischen Alterskunst [9]), dort, wo Bach, der Siegreich-Vollendete, alle Tragik Umspannende, aber stets Überwölbende, weil immer ruhend und gotthaft Geborgene, — von Anfang an stand: in der Welt des zeitlosen Mythos, des göttlichen Glaubens und der ewigen Kirche — dieses Wort in der ganzen Tiefe seiner urphänomenalen

---

[8]) Vergl. hierzu auch die geistvollen Ausführungen in Karl Joëls „Wandlungen der Weltanschauung". Tübingen 1929. Bd. II. S. 237.

[9]) Der eigentümliche Wandel auch der musikalischen Formgebung in Beethovens späteren Werken beginnt mit Op. 101, endet mit den letzten Quartetten (Op. 130—133 u. Op. 135). Vgl. hierzu auch Paul Bekker: Beethoven. II. A. Berlin 1912 u. die schöne Charakteristik Karl Lamprechts in der „Deutschen Geschichte" Bd. 8, 2. S. 683.

Bedeutung genommen: als das Leib und Stein gewordene Symbol der höchsten auf Erden überhaupt möglichen, im Göttlich-Überweltlichen wurzelnden Menschengemeinschaft. Und mit dieser Läuterung und Verwandlung des Menschen und Kämpfers, des Heiligen und des Helden, des Siegers und Überwinders wandelt sich auch das Geheimnis seiner göttlichen Kunst. Immer tiefer wird das Atmen der Musik unter der Überfülle der Harmonien; immer weiter, welthafter spannt sich der Bogen zwischen den in der Tiefe dröhnenden Bässen und den immer ferner, entrückter, verklärter erklingenden oberen Stimmen; immer rücksichtsloser werden die musikalischen Formen — die in heißem Geistes- und Schicksalskampfe erstrittenen — zwar nicht zertrümmert, zerbrochen, wohl aber von innen verwandelt, durchwachsen, durchstrahlt von einer geheimnisvollen, aus transzendenten Welttiefen sich erhebenden Polyphonie; und vor allem: immer mehr wird mit dieser „Weltwerdung des Subjektes", wie sie auch Beethovens Alterswerk spiegelt, diese Kunst nicht nur Monument und Symbol eines erschütternden Einzellebens und -schicksals, sondern Aufruf und Botschaft an eine Gemeinde, Kündigung und Prophetie für ein Volk!

Kein Wunder, daß auch die großen synthetischen Leistungen des vergangenen Jahrhunderts immer wieder vom Glanz dieser Gipfel gezehrt oder zu ihnen in tiefer innerer Beziehung gestanden haben, vor allem zu Goethe. Denn wenn dieser z. B. eine seiner tiefsten weltanschaulichen Überzeugungen in dem bekannten Gespräche mit Eckermann folgendermaßen aussprach (13. Febr. 1829): „Die Gottheit aber ist wirksam im Lebendigen, aber nicht im Toten; sie ist im Werdenden und sich Verwandelnden, aber nicht im Gewordenen und Erstarrten. Deshalb hat auch die Vernunft, in ihrer Tendenz zum Göttlichen, es nur mit dem Werdenden, Lebendigen zu tun; der Verstand mit dem Gewordenen, Erstarrten, daß er es nutze" — so kann man Hegels „Phänomenologie des Geistes" mit vollem Recht als eine großartige philosophische Durchführung dieses gewaltigen Themas bezeichnen.

Denn Philosophie im höchsten Sinne war für Hegel der „notwendige Versuch, die Entgegensetzung der festgewordenen Subjektivität und Objektivität aufzuheben und das Gewordensein der intellektuellen und der reellen Welt als ein Werden, ihr Sein (als Produkt) als ein Produzieren zu begreifen."

Also hat Hegel — als „Philosoph des Lebendigen" Goethe durchaus ebenbürtig — Goethes Philosophie der Natur eine Philosophie des lebendigen, werdenden Geistes zur Seite gestellt [10]), und damit zugleich weit über Leibniz hinaus, die ganz besondere deutsche Seelenkontrapunktik und Dialektik zu einer neuen großen Formulierung gebracht. Ja mehr noch: auf der Höhe seiner Metaphysik dieses Urerlebnis des deutschen Menschen zu einem weithin leuchtenden kosmischen Gleichnis gemacht, indem ihm die unerschöpfliche Selbstbewegung des deutschen Geistes zur allschaffenden Dialektik des Weltgeistes selber emporwuchs.

---

[10]) Vgl. hierzu Kurt Leese: Die Geschichtsphilosophie Hegels, Berlin 1922; Seite 96/97.

Aber nicht nur Hegel, auch Schopenhauer hat aus dem Goetheschen Urquell geschöpft. Besonders ist seine Metaphysik des Genies gar nicht zu denken ohne die gleichnishafte persönliche Verkörperung Goethes, wie andrerseits seine gesamte, durchaus musikalisch konzipierte Philosophie, trotz des sehr ungermanischen Einschlags von buddhistischer Askese und asiatischem Quietismus, als ein durchaus deutsches Erzeugnis — aus dem Geist der Romantik — sich darstellt.

Das Gesamtkunstwerk Richard Wagners, dieses „letzten großen Künstlers des romantischen Ideals", hat — in seiner tiefen Verbundenheit mit jener „wundersam innigen Philosophie" (Nietzsche) — die Wahrheit der soeben gegebenen Deutung gleichsam post festum erhärtet und zugleich die deutsche Vielstimmigkeit, allerdings wieder in ihrer romantisch-musikalischen Prägung, zu einem letzten überdeutsch-europäischen Ausdruck gebracht. Und auch hier fehlt wiederum nicht die entsprechende philosophische Parallele. Denn wie sehr Nietzsche auch aus einem ursprünglichen Freunde und Jünger zu einem immer schärferen Gegner und Richter Richard Wagners heranwuchs und wie sehr er, als erstes vorausgesendetes Opfer einer höheren Epoche unserer Geistesentwicklung, gegen ihn, den Romantiker, auch den höheren Typus, nämlich den des echt religiösen, wahrhaft verkörpernden, umschaffenden Menschentums darstellt — trotz alledem steht auch Nietzsches Lebenswerk heute, genau wie das seines „Sternenfreundes" [11]) und Erdengegners, als ein wesentlich deutsches, barockes Gesamtkunstwerk vor uns, erscheint uns auch seine Problematik und Tragik — trotz seiner Liebe zu Hellas — in sehr hohem Maße als die eines nordisch-protestantischen Menschen. Das sagt uns nicht nur die höchst unhellenische Konzeption der mythischen Übermenschengestalt Zarathustras, dieser in ihrer Übersteigerung echt gotischen Schöpfung, sondern noch mehr fast die letzte große Vision, die der schon hart an die Grenze der inneren Entrückung erhobene Seher der europäischen Menschheit zurückließ: das geniale, in der Stärke seiner menschheitsformenden Kraft an Platos Staatgemahnende, vierte Buch des „Willens zur Macht" [12]).

Denn wie hier mit einem schon welthaft gesteigerten Blicke nicht nur der Mensch als solcher, sondern der Erdkreis als Ganzes, nicht nur die Gestaltung eines höheren Typus, sondern die innere Durchdringung, Verklärung und Adelung des gesamten Gestirnes als das berauschende Schaffungsobjekt eines Künstlerwillens von höchstem Rang, als der nie endende Stoff eines höchsten Erziehers der Menschheit gepackt wird und wie hinter und über dieser Vision die noch höhere Schau von Nietzsches Persönlichkeit selbst als des ersten Verwirklichers dieser Synthese, als des ersten dionysischen Menschheitsgestalters [13]) hervortritt, — — dies alles ist so maßlos und doch so gebändigt, so rastlos sich selbst überwachsend und doch so organisch, so allumspannend dionysisch-unendlich und doch so gestaltet, daß nur ein deutscher Seher und Denker es wagen und schauen, nur ein Genius der europäischen Mitte es entwerfen

[11]) Vgl. Nietzsche: Fröhl. Wissenschaft, Aph. 279.
[12]) Werke XVI, bes. XVI, S. 277, Aph. 854 ff.
[13]) Vgl. „Wille zur Macht", bes. die Aph. 980 ff.

und darstellen konnte. Wahrlich: ein strahlendes Zeugnis und Gleichnis nicht nur für die außerordentliche Empfängniskraft unsres Volkes, das ganze Kulturen in sich aufsaugen konnte, ohne doch jemals sich ganz zu verlieren, sondern vor allem auch für die ganz originale — quellhaft ursprüngliche — Schöpferkraft unsrer Natur, die auch das Fremde und Ferne nicht faßt, ohne es immer entschiedener sich selber anzuverwandeln; ja, die erst auf diesem seltsamen Umwege über „das Andere" — Fichtes „Nicht-Ich" — nur um so stärker, wesens- und schicksalsgewisser zu sich selber zurückkehrt.

Repräsentativ aber erhebt sich zuletzt auf dem glühend verwandelten Hintergrunde der Zeit, in der Politik plötzlich wieder das Schicksal bedeutet, neben dem großen romantischen und dem großen prophetischen noch der mächtigste politische Genius des Jahrhunderts, in dessen erdverwurzelter Willensgestalt, wie aus archaischen Seelentiefen gespeist, jene ältere und stärkere Art deutschen Menschentums sich erneuert, die wir in Leibniz und Händel, in Luther und Bach mit ganz besonderer Liebe verehren: Otto von Bismarck. Auch in ihm wiederholt sich, in besonderer Formung, die charakteristische „deutsche Synthese", in welcher innere Überfülle und begrenzende Formkraft, außerordentliche Differenziertheit und Fähigkeit zu gestaltender Bindung organisch verschmelzen und die — auch als geheimnisvolle Durchdringung irrationaler und rationaler Innenströme und Kräfte — immer wiederkehrt in der deutschen Geschichte: so oft, daß man sie fast als eine Art Wesensformel deutschen Schöpfertums und deutscher Genialität ansprechen könnte [14]).

Denn: überaus feinhäutig, erschütterbar und sensibel, qualvoller seelischer Depressionen, die bis zu körperlicher Erkrankung sich steigerten, ebenso fähig wie monumentaler Willenserhebung, unbeirrbar zielsicher und doch auch wieder von seltsamer stimmungsbedingter Ablenkbarkeit — so steht heute der historische Bismarck in all seiner Menschlichkeit vor uns [15]). Aber: mit eisernem Zugriff umspannte die Elementargewalt seines Genius und das Grundgefühl seiner Sendung dies alles als Mittel und Material und zwang es zur Einheit — mit demselben eisernen Zugriff, mit dem dann der „eiserne Kanzler", in der wachsenden Weltwirkung seines Werkes, auch die Vielheit der deutschen Fürsten und Stämme umschloß und sie zwang zur Tatwerdung deutscher Einheit und zum Neubau des Reichs. Nie aber verfiel der gewaltige Mann, dessen unbeirrbaren Tiefblick und immer wachen politischen Argwohn kein Geringerer als Dostojewski [16]) aufs höchste gerühmt hat, trotz aller titanischen Kraft und aller Beispiellosigkeit des Erfolges, dem wahnhaften Glanze persönlicher Selbstherrlichkeit und Autonomie; vielmehr bleibt dies — über alle Zeitbegrenztheit hinaus — das schönste und auch verpflichtendste

[14]) Vgl. auch hierzu die grundsätzlichen und grundlegenden Ausführungen R. v. Engelhardts in „Organ. Kultur".

[15]) Vgl. Karl Lamprecht: Deutsche Geschichte, Ergänzungswerk, Bd. II, 2; Seite 2b.

[16]) Dostojewski: Politische Schriften (Piper Ausg.), S. 72 ff. Dostojewski hat die Genialität Bismarcks und seine Politik tiefer verstanden und verehrt als Nietzsche.

Zeugnis seiner wirklichen Größe, daß er sich stets, auch auf der Höhe des vollendeten Werks, nur als ehrfürchtiger Diener und schlichter Beauftragter fühlte, wohl wissend, daß nur höhere Gewalt und nicht persönlicher Ehrgeiz ihn auf den höchsten, verantwortungsvollsten Posten gestellt; nicht sein Kaiser, sondern Gott selbst, der den früh chaotisch Ringenden, oft leidenschaftlich Widerstrebenden mit eisernem Zugriff — ganz ähnlich wie Luther — immer tiefer hineinstieß in die Größe und Tragik seiner weltgeschichtlichen Sendung und ihn dort am höchsten erhob und am reinsten beglückte, wo Er, im Sturm der Geschichte und der Geschicke, auch nur den „letzten Saum Seines Kleides" vor seinem erleuchteten Auge aufblitzen ließ.

Auch das ein machtvolles Zeugnis für eine ganz andere Seite des deutschen Wesens: für jene große deutsche Sachlichkeit, die eine Sache um ihrer selbst willen, d. h. um ihrer Idee willen tut, und jener strengen deutschen Demut, die, klar und wissend über das eigene Schicksal — seine Größe und seine Tragik — aufrecht und unerbittlich den Weg geht, den eigene Kraft und höhere Bestimmung ihr vorschreibt.

Wie sehr daher dieses Volk auf seinem unsäglich notvollen, faustisch-unendlichen Wege, von dem wir freilich nur Höhepunkte berühren und selbst diese nur andeuten konnten, auch wankte und irrte; wie oft es, in feiger Resignation oder unkritischer Selbstüberhebung treulos sich preisgab und stürzte; und vor allem: wie schmerzlich und tief es immer von neuem sich selber zerriß und zerfleischte — stets fand es sich wieder zurück zu dem göttlichen Kern seines Wesens; stets folgte auf Zeiten der Nacht nur um so hellere innere Erhebung; stets stieg aus Stürmen der Not nur um so klarer der Stern seines Schicksals, und — dies noch über alles: stets rief der einzigartige Areopag unsrer unsterblichen Genien, strahlend wie dieses Sternengewölbe, uns wieder empor auf die Höhe unsrer eigentlichen Bestimmung, stets riefen „von drüben" — hoch über dem tosenden Daseins- und Machtkampf der Zeit — die „Stimmen der Geister, die Stimmen der Meister": „Wir heißen euch hoffen." (Goethe, Symbolum.)

III.

Das gilt auch für heute. Nur, daß die Not und Bedrohung, der Kampf unsres Volkes und Landes heute noch qualvoll vertieft und gesteigert erscheint. Denn nicht nur bedrängt uns von Westen erneut die Gefahr der Verwelschung, der echte, alte, römisch-romanische Imperialismus, sondern zugleich auch von Osten wirtschaftlich, politisch und geistig: das bolschewistische Chaos; metaphysisch und seelisch aber überhaupt der Geist des Slawismus, der Geist Dostojewskis und mit ihm und hinter ihm Asien, das Erwachen Asiens und die Urkulturen von Asien, deren Reichtum und Weite sich ja gerade dem deutschen Geiste in besonderer Tiefe erschloß. Und erst damit reift und erfüllt sich die typische Problematik und Tragik der deutsch-europäischen Mitte: vor allem in der steten Bedrohtheit durch das kommunistische Rußland, diesem Ursitz und Urquell der tiefsten Empörungen, Dämonien und Apostasien, die heute nicht nur Europa, sondern den Erdkreis erschüttern. Denn dieses bolschewistische Rußland ist — Judas:[1]) nicht nur in seinem Verrat an dem seine ungeheuren Bereiche „in demütiger

Knechtsgestalt durchwandernden" Christus [2]), sondern noch mehr in seinem Verblendetsein und Besessensein von dem zerstörenden Wahntraum einer rein innerweltlich-politischen Messianität ohne jene göttliche Transzendenz, in der zuletzt auch jede irdische Ziel- und Sinngebung wurzelt. Denn das — dieses nur politisch und irdisch bestimmte Messiastum — war ja der Wahntraum des Judas, in welchem sich somit die dritte Versuchung Christi und mit ihr die Gestalt des Versuchers selbst wiederholt. Und es ist doch sehr merkwürdig, daß gerade Rußland, das in seinem überragendsten Dichter und Denker vor dieser Versuchung so eindringlich gewarnt und ihre verhängnisvolle Befolgung durch Westeuropa, besonders im römischen Katholizismus, so leidenschaftlich bekämpft hat[3]), gerade dieser Versuchung erlag. Denn der international-marxistische Kommunismus und die von ihm getragene und geforderte proletarische Weltrevolution — das ist die zeitgeschichtliche Form, in welcher sich diese Versuchung heute im bolschewistischen Rußland verwirklicht. Allerdings sich verwirklicht in einer Struktur, die eine wesentliche Umbildung des ursprünglichen Marxismus bedeutet, insofern als im bolschewistischen Kommunismus nicht das Sein, die ökonomische Realität, sondern das Bewußtsein, Idee und Ideologie den unbedingten Vorrang behaupten [4]) — ein Umstand, dem für die Erkenntnis des Wesens und Wirkens des Bolschewismus die größte Bedeutung zukommt. Denn gerade diese Umbildung und Umschichtung zeigt den Grad, die unheimliche Intensität der Bewußtheit [5]), mit welcher hier eine phantastische und machthungrige Minorität von fanatisch Besessenen, sozial und geistig Entwurzelten[6]), einem ganzen Volke ihre, diesem Volke selber wesensfremde Ideologie gewaltsam aufzwingt und es nicht nur zum Objekt macht seines ungeheuerlichen Experimentierens[7]), sondern — weltgeschichtlich gesehen — auch zu dem unglücklichen Opfer einer grauenvollen Pseudomorphose, die gerade das tiefere, echte und ewige Rußland immer rücksichtsloser zerstört. Das ist die Tragödie Rußlands, und das russische Volk selbst ist der geopferte Held dieser Tragödie. Der beispiellose, bewußte Zynismus aber nicht nur des Wortes, sondern der Tat, mit dem hier geopfert und Tragödie gespielt [8])

---

[1]) Vgl. hierzu auch die überaus tiefschürfende Arbeit v. S. Bulgakow über den „Apostel-Verräter" im Februar- u. Aprilheft des „Putj", für deren Kenntnis ich Prof. Stepun (Dresden) zu großem Danke verpflichtet bin. [2]) Vgl. das bekannte Gedicht von Tutschjew, aus dem auch Dostojewski am Ende der Puschkin-Rede zitiert. [3]) Vor allem im „Großinquisitor" u. in den politischen Schriften.

[4]) So Berdjajew in dem bekannten Aufsatz: „Mythos und Wirklichkeit" (1931).

[5]) Darin vom Stamme Luzifers.

[6]) „entwurzelt" im ontologischen Sinne insofern die Führer des Bolschewismus vor dem Antlitz der ewigen Idee Rußland zweifellos Abtrünnige sind.

[7]) Wenn man die Gesetzgebung u. Dekrete der Sowjets verfolgt, so glaubt man sich in der Tat in ein ungeheuerliches welthistorisches Experimentierkabinett versetzt — durchaus analog einem chemisch-physikal. Versuchskabinett — sehr bezeichnend, d. h. verräterisch für den tief unorganischen, konstruktiv-mechanischen Charakter dieser Weltauffassung u. Ideologie.

[8]) Ich sage mit Bewußtsein „gespielt" im Hinblick auf die außerordentl. mimisch-schauspielerische Begabung des russ. Volkes, die auch in seiner Geschichte immer wieder hervortritt.

wird, macht die russische Revolution zu einem ausgesprochen dämonischen Phänomen von wahrhaft gigantischer Größe.

Nun ist aber das Urphänomen des Dämonischen — seinem irrationalen, „mit Verstand und Vernunft nicht aufzulösenden“ [9]) Charakter entsprechend — selbst wieder doppeldeutig und in sich gespalten, d. h. wie alles Lebendige, ja, wie das Antlitz der Gottheit selber: polar. An seinem positiven Pole erhebt sich — charakterisiert vor allem durch eine „ungeheure, auch positiv wirkende Tatkraft“ [10]) — das Prometheisch-Titanische, wie es unter den großen deutschen Gestaltern, vor allem Goethe erkannt und mit besonderem Hinblick auf den größten „Dämon“, das „Ens realissimum“ [11]) seiner Epoche, Napoleon I., tief und geistvoll gedeutet hat [12]).

An seinem negativen Pole dagegen erhebt sich — charakterisiert vor allem durch die völlige Lösung von jeder menschlichen und göttlichen Bindung [13]) und dem daraus erwachsenden Willen zu sinnlos-bewußter Zerstörung — das Luziferisch-Satanische, wie es in einer Reihe unvergeßlicher dichterischer Gestalten vor allem Dostojewski faszinierend verkörpert hat [14]) — mit besonderen Hinblick nicht nur auf die abgründige, zwischen Apokalyptik und Nihilismus flutende Polarität seines eigenen Volkes und Herzens, sondern vor allem auch im Hinblick auf Christus, dessen Versuchung ihm das Auge des Geistes geöffnet hat für all die geheimen und offenbaren Dämonien und Satanien in der Tragödie der Welt, so daß es nicht zu viel gesagt ist, wenn man behauptet: kein zweiter europäischer Dichter habe sich so tief und leidenschaftlich-hingerissen mit dem großen Widersacher und imitator Dei [15]), dem Teufel, unterhalten — wie eben Dostojewski [16]).

Und nun erhebt sich die entscheidende Frage — entscheidend nicht nur für Rußland, auch für Deutschland und für Europa —: Welcher der beiden Pole wird siegen?

Siegt der luziferisch-satanische und mit ihm die nihilistische Tiefe der russischen Seele, dann wird die marxistisch-bolschewistische Überfremdung das alte und ewige Rußland langsam zerstören, und die Truggestalt des Versuchers wird siegen. Ja, die Idole des Bolschewismus werden, bei der immer noch wachsenden, in ihrem Charakter ausgesprochen imperialistischen Weltpropaganda, auch andere Völker ergreifen und sie sozial und geistig vergiften.

Das heißt aber: das russische Volk wird aufhören, ein „Gott-Träger-, ein Christóphorus-Volk“ zu sein; denn selbst seinen gigantischen Schul-

---

[9]) Goethe zu Eckermann am 2. III. 1831.

[10]) Ebenda.

[11]) So Nietzsche in d. bekannten Goetheaphorismus der „Götzendämmerung“ (Aph. 49).

[12]) Bes. bei Eckermann u. im 20. Buche v. „Wahrheit u. Dichtung“.

[13]) So zeigen praeraffaelitische Darstellungen Luzifer ruhelos schwebend zwischen Himmel u. Erde; der Gegengott wäre: Eros-Christos, der göttliche Mittler.

[14]) So vor allem Fürst Stawrogin in d. „Dämonen“ u. Iwan Karamasow.

[15]) Der Teufel in der Maske des Gottes — auch eine Pseudomorphose!

[16]) Hierzu vor allem Iwan Karamasows Gespräch mit dem Teufel.

tern wurde der Christusknabe zu schwer . . .[17]). Und so wird es den Gott, den es mit so großer Demut und Inbrunst verehrte und der Wesen und Gestalt seiner Seele bis in ihre unbewußten Tiefen bestimmte, immer tiefer begraben, und dann kann auch das Samenkorn göttlicher Wahrheit in seinem verfinsterten Herzen wie in einem verlorenen, entheiligten Erdreich ersterben[18]). Und erst damit vollendet sich der Karfreitag und das furchtbare Golgatha des russischen Volkes. Und man müßte schon die fast übermenschliche Glaubenskraft eines Johannes oder auch Dostojewskis besitzen, um auch dann noch auf eine Auferstehung Rußlands zu hoffen, der zugleich eine innere Überwindung, ja eine Heimkehr Luzifers[19]) vorausgehen müßte.

Die Antwort Deutschlands aber an dieses Rußland — sein dämonisch-verzerrtes und luziferisch-leuchtendes Angesicht — kann und darf nur die Antwort Christi sein auf die dritte Versuchung[20]) wenn Deutschland, dessen Volkskörper ja stets auch eine Fülle negativ-zerstörerischer Kräfte und Tendenzen umschloß, zu dieser Antwort die Kraft hat. Eine Kraft, die dem deutschen Geiste und Volke — zumal inmitten des gesamt-europäischen, alle höchsten Werte erschütternden Nihilismus[21]) — nur aus der Tiefe seiner metaphysisch-religiösen Berufung und in engstem Zusammenhange mit seiner großen und echten Kultur-Tradition zuwachsen könnte.

Siegt dagegen in Rußland der prometheisch-titanische Pol, der freilich mehr eine abendländische, als eine östliche Erscheinungsform des Dämonischen darstellt, so würden sich, auch für das innere Verhältnis von Rußland und Deutschland, wesentlich andere, und zwar weit günstigere Perspektiven eröffnen. Denn dann wäre denkbar: nicht nur eine Aktivierung und Konkretisierung der so stark zu Kontemplation und Passivität neigenden russischen Mystik, sondern auch eine Auflockerung, Läuterung und Durchblutung der teils erstarrten, teils durch unechte theokratische Ansprüche sich selber untreu[22]) gewordenen russischen Orthodoxie — ein religiöser Umbildungs- und Erneuerungsprozeß, für den dann vielleicht das Werk und die große Gestalt Dostojewskis, dank seiner tiefen Erfahrung des Göttlichen als rastlos schaffender Liebe[23]), eine verwandte Bedeutung und Wirkung gewin-

---

[17]) Hierzu den überaus schönen Schlußabschnitt in Iwanow: Die russische Idee (Tübingen 1929).

[18]) Evang. Joh. XII, 24, das Leit- u. Geleitwort, das Dostojewski den Karamasows vorangestellt hat.

[19]) Dies nur als Hinweis auf eines der tiefsten Probleme einer Methaphysik der Religion.

[20]) Evg. Matth. 4. 10, 11.

[21]) Vgl. bes. Nietzsche „Wille zur Macht" I. Buch.

[22]) Bes. in der Verbindung mit dem Zarismus und dem Machtwillen des russischen Staates.

[23]) Es besteht eine tiefe innere Verbindung zwischen dem Gotterlebnis Dostojewskis und Augustins; nur von da aus gesehen der — gewagte Vergleich; für Dostojewski als Mythenbildner und Religionsverkünder vgl. Iwanow: Dostojewski (Tübingen, Mohr. 1931) entschieden die Krone der gesamten bisherigen Dostojewski-Literatur.

nen könnte wie für die Geschichte des abendländischen Christentums die Gestalt Augustins. Und endlich wäre noch denkbar: die — freilich nur langsam erkämpfte — Gewinnung einer die polaren Extreme der russischen Seele tragenden und versöhnenden Mitte, kraft deren dann gerade Rußland die Wiege und Heimat jener wahrhaft religiös begründeten und gestalteten Kultur werden könnte, die wir als einzige Rettung aus den Schrecken des Nihilismus und Atomismus und als sichtbares Zeugnis einer neuen, d. h. wieder überweltlich und göttlich gebundenen Menschheit auch für Europa ersehnen und fordern. Und mit diesem erneuerten und wiedergeborenen Rußland könnte dann wohl auch Deutschland — das echte und ewige Deutschland — eine Verbindung und innere Gemeinschaft eingehen im Sinne einer religiösen und kulturellen Synthese.

Denn wenn es tatsächlich zutrifft, daß unter allen Völkern Europas nur Deutschland und Rußland durch eine metaphysische Wahlverwandtschaft verbunden erscheinen, insofern ihr Antlitz und Schicksal, ihr Wesen und ihre Geschichte zutiefst durch die Werte einer absoluten, religiösen Ordnung bestimmt sind [24]), so würde die gedachte West-Ost-Synthese erst die volle Verwirklichung dieser Wahlverwandtschaft bedeuten in dem besonderen Sinne, daß Rußland, das Land der Dämonie und der Mystik, in welchem das Absolute vor allem in seinem irrationalen Aspekte erscheint, in dieser Synthese vorwiegend die weiblich-empfangende, dionysisch-elementarische Seite vertreten, Deutschland dagegen, als das Land der Wissenschaft und Metaphysik, in welchem das Absolute vor allem in seinem rational-geistigen Aspekte hervortritt, vorwiegend die aktiv-gestaltenden, apollinisch-formenden Kräfte verwirklichen müßte. Zugleich aber würden beide Nationen und Völker erst in dieser religiösen und kulturellen Annäherung und Ergänzung — symbolisch — jene welthistorische innere Begegnung von Abend und Morgen, von Europa und Asien realisieren, deren nicht nur die östliche, sondern auch die abendländische Menschheit dringend bedarf. Denn wie sehr auch Europa an Organisierung und Formkraft und, auf den Höhepunkten seiner Geschichte, auch an echter Kultur der östlichen Welt unzweifelhaft überlegen erscheint, so bleibt es doch andererseits eine unverrückbare Wahrheit, daß Asien religiös — im Vergleich zu Europa — weit schöpferischer und genialer hervortrat.

Dazu kommt ein voraussichtlich immer aktiveres Hereintreten der asiatischen Völker in die Gesamtgeschichte des Erdballs, nicht nur wirtschaftlich und politisch, sondern auch geistig, und damit ein Näherrücken jener geheimnisvollen Stunde der menschlichen Zukunft, in der Europa und Asien über die tiefsten metaphysischen und religiösen Grundlagen ihrer Existenz sich werden auseinandersetzen und deren letzte gesamtirdische Tragfähigkeit werden durchprüfen müssen.

In diesem großen Weltkampf der Zukunft, mit dem vielleicht die eigentliche „Weltgeschichte" erst anhebt, aber kann Deutschland zur geistigen Führung der abendländischen Erde bestimmt sein, weil es allein

---

[24]) Vgl. zum folgenden die geistvolle Gegenüberstellung von Deutschland und Rußland in Fedor Stepun „Wie war es möglich?" München 1929. p. 206 u. ff.

von allen Völkern Europas noch genug Metaphysik und Irrationalität in sich trägt, um dem Genius Asiens wahrhaft mitschaffend folgen zu können:

„So blüht im frischen Glanze,
geheimnisvoll im goldenen Rauche,
schnell aufgewachsen, mit Schritten der Sonne,
mit tausend Gipfeln duftend,
uns Asia auf."
(Hölderlin, Nachtgesänge, „Patmos")

Zugleich aber fällt uns die schwere und nicht minder verantwortungsvolle Aufgabe zu, das Elementarisch-Dionysische [25]) im Leben und Wesen der östlichen Völker europäisch zu binden: eine Berufung zu höchster Kultur, wie sie in der bisherigen Entwicklungsgeschichte nur einem einzigen Volke bestimmt war — den Griechen. Wie diese den Geist des Dionysos nicht nur von Asien her übernahmen, sondern ihn schöpferisch wiedergeboren und menschlich und künstlerisch formten, so auch wir den Geist des heutigen und künftigen Asiens.

Auch das ein Hauptgrund der Sehnsucht der deutschen Seher und Dichter nach einer „deutschen Wiedergeburt der hellenischen Welt" — besonders in Nietzsche, dessen leidenschaftliches Ringen um die Seele von Hellas und um eine Lösung der Problematik Europas sich in den Rahmen dieser deutschen Weltaufgabe, dieser deutschen West-Ost-Synthese einspannen läßt.

So steht heute die Größe und Tragik der deutschen Weltsendung vor uns, an der wir trotz allen politischen Elends und aller wirtschaftlichen Versklavung unbeugsam festhalten müssen: eine ungeheure Situation, die aber zugleich auch die stärkste und strahlendste Aufforderung an unseren schaffenden Willen und unsere tiefsten Liebeskräfte bedeutet, sie dennoch zu bezwingen, auf daß „der Glanz der Ewigen Gesichte nie mehr verlösche über diesem Land ..."

Anm. der Schrifleitung: Obgleich die beiden ersten Teile dieses geistvollen Aufsatzes unseres geschätzten Mitarbeiters bereits im ersten Jahrgang unseres Blattes 1925 Nr. 5 u. 6 erschienen sind, bringen wir diese noch einmal im Zusammenhang mit dem aktuellen neuen dritten Teil, um den Gesamteindruck voll auf unsere Leser wirken zu lassen und sprechen dem Verfasser unseren Dank nicht nur für seine freundschaftliche Widmung, sondern auch für Überlassung des Manuskriptes aus, das gleichzeitig in der Zeitschrift „Orient und Okzident" erscheint.

R. v. E.

---

[25]) In diesem Sinne spricht Nietzsche schon in der IV. Unzeitgemäßen Betrachtung (1876) von der Notwendigkeit einer Reihe von Gegen-Alexandern, die die große Aufgabe hätten „den gordischen Knoten der griechischen Kultur wieder zu binden" u. kommt auf diese Stelle noch im Ecce homo (1888) ausdrücklich wieder zurück (W. W. XV, S. 97, u. W. W. I, 516).

Nietzsche-Worte

als Spiegel unserer Zeit.

Die Souveränität des Volkes, in der Nähe gesehen, dient dazu, auch den letzten Zauber und Aberglauben dieser Empfindungen zu verscheuchen: die moderne Demokratie ist die historische Form vom Verfall des Staates.

Die Mißachtung, der Verfall und der Tod des Staates, die Entfesselung der Privatperson (ich hüte mich zu sagen: des Individuums) ist die Konsequenz des demokratischen Staatsbegriffs: hier liegt seine Mission.

Und das „neue Reich" wieder auf den verbrauchtesten und bestverachtetsten Gedanken gegründet: Die Gleichheit der Rechte und der Stimmen.

Die Lehre von der Gleichheit! ... Aber es gibt gar kein giftigeres Gift: denn sie scheint von der Gerechtigkeit selbst gepredigt, während sie das Ende der Gerechtigkeit ist. .. „Den Gleichen Gleiches, den Ungleichen Ungleiches" — das wäre die wahre Rede der Gerechtigkeit: und was daraus folgt: „Ungleiches niemals gleichmachen."

Je mehr ich Rechte abgebe, und mich gleichstelle, um so mehr gerate ich unter die Herrschaft der Durchschnittlichsten, endlich der Zahlreichsten.

An unseren politischen Parvenüs fehlt eben dies: man glaubt nicht an ihr natürliches, eingeborenes Herrschen und Fürsorgen für andere.

Ich kann nicht umhin, in der gegenwärtig herrschenden Nationalitätenbewegung und der gleichzeitigen Verbreitung des allgemeinen Stimmrechts vor allem die Wirkungen der Kriegsfurcht zu sehen, ja im Hintergrunde dieser Bewegungen, als die eigentlich Fürchtenden, jene wahrhaft internationalen heimatlosen Geldeinsiedler zu erblicken, die bei ihrem natürlichen Mangel des staatlichen Instinktes, es gelernt haben, die Politik zum Mittel der Börse, und Staat und Gesellschaft als Versicherungsapparate ihrer selbst zu mißbrauchen.

Zu guter Letzt: womit soll sich denn fürderhin der Adel beschäftigen, wenn es von Tag zu Tag mehr den Anschein hat, daß es unanständig wird, sich mit Politik zu befassen?

Führer: inwiefern die Verantwortlichkeit für das Ganze den einzelnen einen weiten Blick, eine strenge, furchtbare Hand, eine Besonnenheit und Kälte, eine Großartigkeit der Haltung und Geberde anerzieht und erlaubt, welche er nicht um seiner selbst willen sich zugestehen würde.

Aus „Nietzsche-Worte über Staaten und Völker" zusammengestellt von Elisabeth Förster-Nietzsche Dr. phil. h. c.

Schriftleitung: Dorpat, Teichstr. 30. * Verantwortlicher Schriftleiter: Direktor Alfred Walter. * Herausgeber: Prof. Ernst Masing. Prof. Ernst Blessig. * Bezugspreis: für ein Halbjahr 1.50 Kr. (mit Zust. 1.60 Kr.); Deutschl. 2 Rmk.; Lettl. 2.25 Ls. Einzelnummer 0.25 Kr. * Best. empfängt: die Geschäftsstelle der „Revalschen Zeitung", Reval, Raderstr. 10. Postfach 51. * Zahlstellen (laut Konto „Estl Verlagsgesellschaft. Wold. Kentmann & Ko.") — in Riga: Rigaer Kreditbank; in Deutschland: Postscheckkonto Berlin 122602

Gedruckt in der Estländischen Druckerei A.-G., Reval.

Aus deutscher Geistesarbeit

Monatsschrift für wissenschaftliche und kulturelle Fragen der Gegenwart

Schriftleitung: Dr. R. v. Engelhardt — Dorpat

Nr. 3 | Freitag, den 18. März 1932 | 8. Jahrgang

Goethe und wir.

Vortrag, gehalten zur Goethefeier im Deutschen Theater zu Dorpat am 28. Februar 1932.

Von R. von Engelhardt.

Wenn sich die gesamte Kulturwelt unseres Planeten zur Hundertjahrfeier des Todestages eines seiner größten Söhne rüstet, so hat ein jeder das Recht, an dieser ernsten Feier mit Wort und Tat teilzunehmen, der seines Geistes einen Hauch verspürt hat, der sein eigenes und seines Volkes geistiges Leben nicht anders denken kann, als unter dem Zeichen dieses Großen, unter dem Zeichen Goethes. Denn dieser Weise und Seher war, als er das Licht dieses Planeten erblickte, dazu berufen, es in ungeahnter Fülle zu vermehren.

In ganz besonderem Maße aber ist Goethe Prototyp und Symbol des deutschen Geistes und wie alles Große und Umfassende wirkte er in erster Linie als Gestalter und Denker auf die ihm stammverwandte deutsche Seele und von hier aus immer weiter auf die Kulturmenschheit unseres Erdballs.

Und weiter stand auch er unter dem Gesetz alles Großen, Genialen, daß seine irdisch umgrenzte Gestalt wie sein zeitbedingtes Werk mit und in dem Jahrhundert, das ihn und sein Erdenwallen von uns trennt — immer weiter und umfassender in der Zeiten Geist hineinwuchs, diesen selbst vertiefend und befruchtend. Goethe, wie er heute vor uns steht, zeigt ein weit umfassenderes Bild, als es noch in seinem Todesjahr seinen Zeitgenossen erschien.

Aber die Wirkung, die heute von ihm ausgeht, die Tiefe, welche das Problem Goethe mit der Zeit gewonnen hat, sie sind nicht nur in und durch sich selbst gewachsen, sondern durch die schöpferische Kraft hervorragender Geister, die von ihm befruchtet, auch den geistigen Acker bestellten, auf dem seine Saat gedeihen und Frucht tragen konnte.

So dürfen auch wir Balten uns nicht an letzter Stelle zur Gemeinschaft derer zählen, denen der Glanz, der den Meister zu Lebzeiten umstrahlte und heute — ein Jahrhundert nach seinem Tode — immer leuchtender und heller umstrahlt, Leitstern und Führer in unserem geistigen Dasein geworden ist.

Wenn dem so ist, so haben wir hier in Dorpat nicht nur das Recht, sondern die Pflicht uns dieser „Kulturgewalt ohne Gleichen", wie Houston Stewart Chamberlain Goethe nennt, in Dankbarkeit zu erinnern und uns die Frage vorzulegen, ob wir damit nur einen Akt der Pietät erfüllen oder ob wir uns allen Ernstes die Frage vorlegen wollen, inwiefern das Erbe von Weimar uns auch heute noch verpflichtet und uns Balten insbesondere.

Wir wollen mithin in dieser dem Andenken des Großen geweihten Stunde den Versuch wagen, Goethe als den zeitgemäßen Erzieher nicht nur der heranwachsenden Generationen, sondern unser aller zu zeichnen und entgegen den lauten Stimmen derer, die vom Dünkel der Vielwisserei geblendet, glauben über Goethe hinaus zu sein und ihn für unzeitgemäß erklären, die Meinung vertreten, daß niemand mehr, wie gerade er berufen erscheint, die aus den Fugen geratene heutige Welt wieder einzurenken.

Es hat im Laufe des Jahrhunderts, das seit dem Tode Goethes verflossen ist, noch nie jemand daran gezweifelt, daß er einer von den wenigen war, die auf den Gipfeln der Menschheit standen, im wahrsten Wortsinn „Repräsentant der Menschheit" war.

Aus dem Fernen Osten fiel während des Weltkrieges ein seltsames Wort, das Wort des chinesischen Gelehrten Ku-Hung-Ming, „Europa wird an diesem Krieg zugrunde gehen, wenn es sich nicht auf den Weisesten besinnt, den ihm das verflossene Jahrhundert geschenkt hat, auf Goethe". So weit reichte der feste Glaube an den Weisen von Weimar!

Aber Goethe war tot, vergessen und Europa steht am Rande des Abgrunds! — — —

Es ist das Kennzeichen aller lebendigen Größe, daß sie nicht nur über ihre Zeit hinausragt, sondern auch ihre Zeit, die Zeiten überdauert — ja nicht nur das, sondern mit der Zeit wächst und immer höher hinaufragt und zum Wahrzeichen kommender Zeiten wird. Goethes Faust, der Held des Weltgedichts deutscher Prägung, wuchs über die Schranken seiner Gestalt, wie sie uns die Dichtung hinstellt, hinaus zum Typus des deutschen Menschen, des faustischen Menschen! Aus diesem Typ des ewig Werdenden, Strebenden, nie Vollendeten, erwuchs die Gedankenwelt eines Nietzsche, Chamberlain, eines Spengler, eines jeden, dem das deutsche Wesen zum Problem wurde.

Dieser Blick in die Tiefe, der hinter der jeweiligen individuellen Erscheinung das Wesenhafte erkennt, den geheimnisvollen Urgrund, der die Struktur dieses Typus bestimmt, gehört dem Genie.

Wir sind gewohnt das Genie schlechthin als ein Phänomen anzusehen, das jedes Versuchs einer Erklärung spottet, das einfach als ein wunderbares Geschenk dankbar von uns hingenommen werden muß. Mit diesem Verzicht auf ein Verstehen seiner geistigen Konstitution ist aber auch die Möglichkeit ausgeschlossen, das Genie als das zu erkennen, was es uns

bedeutet, mit anderen Worten das Genie geht unerkannt an uns vorüber und Jahrzehnte, ja ein Jahrhundert später lernen wir begreifen, welchen Reichtum wir einst gehabt haben.

Die Geschichte lehrt uns diesen tragischen Weg des verkannten Genies. Wir können es heute kaum verstehen, daß für das Genie Friedrich des Großen das Genie Goethe völlig fremd und unverstanden blieb.

Stehen wir dem Genie geistig so fern und fremd gegenüber wie Faust dem Erdgeist, der ihn mit den Worten „Du gleichst dem Geist, den Du begreifst, nicht mir" in seine Schranken zurückweist — wie kann uns das Genie als Erzieher von Wert sein? Müssen wir dann nicht auf seine Führung verzichten, uns des Glaubens getrösten, daß es unnahbar über der Menschheit thront?

Aber wenn auch die Kluft zwischen dem Genie und uns gewöhnlichen Sterblichen bestehen bleibt — ein untrügliches Zeichen dafür, daß der Satz, der heute als Evangelium verkündet wird, „alle Menschen sind gleich", eine Lüge ist — so gibt es doch auch in der Menschheit Stufen des Erkennens und Verstehens, die uns zu einer ahnenden Erkenntnis des Genies hinaufführen.

In eindrucksvollem Bilde hat uns Goethe selbst diese Stufenpyramide der Menschheit gezeichnet:

Zuunterst liegt die breite Schicht der Nützenden, die sich mit der bescheidenen Frage begnügen, „was bringt mir Nutzen" — was ist nützlich und angenehm?

Die nächstfolgende Stufe wird von den „Wissenden" beherrscht, die in innigstem Wechselverhältnis zur Schicht der Nützenden steht, denn „Wissen" bringt „Nutzen".

Die nächsthöhere Stufe gehört den „Anschauenden" — zwischen ihnen und den Wissenden zieht Goethe einen Trennungsstrich. Für ihn ist „Anschauung" etwas Wesensverschiedenes vom reinen „Wissen", es ist ein vertieftes Wissen, das in das Wesen der Dinge dringt. Wir kommen auf diesen für Goethe fundamentalen Unterschied noch zurück.

Den höchsten Gipfel der Pyramide nehmen die „Umfassenden" ein. Das Wort besagt alles — sie vereinen in sich Anschauung, Wissen und Nutzen, nun aber nicht um des Nutzens willen, sondern um das Weltbild, wie sie es sehen, den Sinn der Menschheit in sich zu verkörpern, das Ich und Du der Welt zu einem Ganzen als Weltanschauung und Weltverstehen zu gestalten.

Wenn anders das Genie uns als Führer und Weiser in die Zukunft gelten soll, so muß es den Gipfel der Pyramide krönen, es muß umfassend sein.

Goethe war ein „Umfassender" im vollsten Sinn des Wortes und das gab ihm die Gabe des prophetischen Blicks in die Zukunft, das machte ihn, dem Natur und Menschenherz gleich wichtige Gegenstände des Sinnens und Forschens waren, zum Weisen.

Stehen wir nun auch staunend vor seiner Größe, so erhebt sich die Frage: ist das, was ihn über die Menschen seiner Zeit nicht nur, sondern auch der unsrigen erhebt, ein Gnadengeschenk des Himmels, eine Gabe, die dem einen in den Schoß fällt, den meisten aber versagt bleibt, oder dürfen

wir uns dessen getrösten, daß einem jeden von uns, so groß oder so gering er sein mag, doch ein Anteil an diesem umfassenden Geist gegönnt ist, sofern er sich der eigenen Verantwortung und Verpflichtung den steilen Pfad zur Höhe zu erklimmen, bewußt wird.

Allerdings — die erste Bedingung für die Möglichkeit unsres Aufstiegs ist die bescheidene Einsicht in den Höhenunterschied zwischen Goethes und unserem Standpunkt.

Einer, der es wahrhaftig nicht nötig hatte, diesen Niveauunterschied besonders zu betonen, hat uns den Weg gewiesen, den wir zu gehen haben, um in die Nähe, in den Wirkungskreis des Großen zu gelangen.

Dieses ergreifende Bekenntnis zu Goethe liegt uns in dem bekannten Briefe Schillers vor, den er in der Zeit der ersten Bekanntschaft an ihn am 31. Aug. 1794 richtete.

Es heißt dort: „Ihr Geist wirkt in einem außerordentlichen Grade intuitiv und alle ihre denkenden Kräfte scheinen auf die Imagination, als ihre gemeinschaftliche Repräsentantin gleichsam kompromittiert zu haben. Im Grund ist dies das Höchste, was der Mensch aus sich machen kann, sobald es ihm gelingt, seine Anschauung zu generalisieren und seine Empfindung gesetzgebend zu machen. Danach streben Sie und in wie hohem Grade haben Sie es schon erreicht. Mein Verstand wirkt eigentlich mehr symbolisierend und so schwebe ich als eine Zwitterart zwischen dem Begriff und der Anschauung, zwischen der Regel und der Empfindung, zwischen dem technischen Kopf und dem Genie."

Versuchen wir diese bedeutenden Worte Schillers, an denen seltsamerweise die Goetheforscher achtlos vorübergehen, unserem Verständnis näher zu bringen.

Drei Gegensatzpaare stehen einander gegenüber: Anschauung und Begriff, Empfindung und Regel, Genie und technischer Kopf.

Es ist unmittelbar einleuchtend, daß Anschauung und Empfindung ganz und gar persönliche, subjektive Merkmale des Menschen sind, die in deutlichem Gegensatz zu den gewissermaßen allgemeingültigen Normen des Begriffs und der Regel stehen. Die Begriffe: Pflanze, Mensch, Leben sind Allerweltsgut geworden, sie gehören zum eisernen Inventar unserer Sprache, man fragt nicht weiter danach, welchen Sinn der einzelne in diese Begriffe hineinlegt. Ähnlich steht es mit dem Gesetz, der Regel: es sind überkommene, im Lauf der Menschheitsgeschichte entstandene Feststellungen, Normen nicht nur für unser Tun und Handeln, sondern auch für unser Denken. Wir glauben eine Handlung eines Menschen deshalb ablehnen zu müssen, weil sie den Gesetzen der Logik widerspricht, oder wir fällen ein vernichtendes Urteil über ein Kunstwerk, weil es den Regeln der Ästhetik, der Norm Hohn spricht.

Und doch lehrt uns die Erfahrung, daß Gesetze und Regeln nicht ewig ihre Gültigkeit behalten, daß Denkgesetze und ästhetische, ja selbst das Sittengesetz einem beständigen Wandel unterworfen sind. Wer schafft diesen Wandel, wer stürzt Gesetze und Regeln?

Als Kopernikus das altgewohnte ptolemäische Weltsystem stürzte und die Erde ihre zentrale Vormachtstellung einbüßte, zum Planeten unter

Planeten wurde, als die Renaissance den mittelalterlichen Menschen aus „Kindheitsbefangenheit, Aberglauben und Wahn" erweckte, da trat ein Stilwandel im Denken und Fühlen der Menschen ein, die alten Formen zerbrachen und neue Gesetze und neue Regeln entstanden, bis auch deren Zeit gekommen war.

Meist geht diesem Einschnitt einer Zeit, einer Zeitwende eine Periode der Vorbereitung voraus, bis die unterirdischen, kaum sichtbaren geistigen Ströme in einer Person ans Tageslicht treten, in ihr sich sammeln und nun von ihr aus der Zeit das Gepräge geben.

Anschauung und Empfindung dieser Repräsentanten der Menschheit lassen sich nicht mehr von dem Zwang der Gesetze und Regeln einengen, sie sprengen die Fesseln und werden selbst zu gültigen Normen des Zeitgeistes.

Das hat Schiller mit den Worten gemeint, daß es Goethe gelungen sei, seine Anschauungen zu generalisieren und seine Empfindung gesetzgebend zu machen, und im Vordersatz steht das tiefsinnige und trostreiche Wort: „im Grund ist dies das Höchste, was der Mensch aus sich machen kann", d. h. es ist nicht nur Gnadengabe, daß ein Mensch berufen wird, Gestalter, Reformator der Menschheit zu werden, daß er nur Gefäß für eine göttliches Geschenk ist, sondern daß er selbst mitverantwortlich ist für diese Tat, daß es auch an ihm liegt „etwas aus sich zu machen".

Adolf v. Harnack hat diese Pflicht zur Selbsterziehung des Menschen „über sich hinaus zu bauen", in die Wort gefaßt, „unsere Aufgabe aber bleibt es, die Hand des Genius, der Großen und Größten zu ergreifen und von ihr geführt, den Versuch zu wagen, ihr Erlebnis nachzuerleben".

Goethes „Erlebnis nacherleben" wäre unsere Aufgabe und ein seltenes und gütiges Schicksal hat es gewollt, daß noch heute sein Lebenswerk vor uns steht in seinem strahlenden Reichtum. Und dieses Lebenswerk ist kein starres System, kein Dogma, sondern ein Gewordenes, Gewachsenes, dessen Werdegang und Wachstumslinie wir nacherleben können, wenn wir nicht in haarspalterischer Kleinarbeit des Verstandes dieses wunderbare Lebensganze in seine Teile zerlegen und zerstören, sondern wenn wir uns ganz von diesem Strom seines Lebens erfassen lassen. —

War es Zufall, war es Schicksal, daß vor mehr als anderthalb Jahrhunderten der leuchtende Stern eines Herder über Riga erstrahlte, daß Hamann, der Magus des Nordens im Freundeskreise der Rigaer Ratsherren für sein Genie den fruchtbaren Boden fand, war es Zufall oder Schicksal, daß die Universität Dorpat im Jahre 1802 bei ihrer Gründung den Mann zum Kurator erhielt, der der Sturm- und Drangperiode ihren Namen gegeben hat, Friedr. Max Klinger?

Überblicken wir die Reihe der Männer, die um die Wende des 18. Jahrhunderts in das Land gekommen waren, unter denen nicht wenige von späterhin helltönendem Klang, so dürfen wir es wohl zum Ruhme unserer Heimat sagen, daß ihr ein seltsames Ahnungsvermögen für das Kommende, geistig Fruchtbare eigen gewesen sein muß, das sie befähigte aus dem dunklen Schoße der Zukunft für sich so helle Lose zu greifen.

Und so zieht sich eine ununterbrochene Kette bald flüchtiger, bald engster Beziehungen von uns zu den führenden Geistern Deutschlands durch das Jahrhundert bis in unsere Zeit. Hatte der erste Rektor unserer Universität Parrot mit dem berühmten Naturforscher Cuvier gleichzeitig die Karlsschule in Stuttgart besucht, die Schiller eben verlassen hatte, stand der Professor der Beredsamkeit in Dorpat Karl Morgenstern in persönlich nahen Beziehungen zu Weimar und Jena, zu Goethe, Schiller, Herder und Wieland — so war es nur natürlich, daß auch die Augen unserer akademischen Jugend in Dorpat sich immer mehr und mehr jenem Mittelpunkt geistigen Lebens in Deutschland zuwandten.

Karl Morgenstern, der Freund Klingers, war der erste, der vor nunmehr hundert Jahren in seinen Vorlesungen über den Bildungsroman auch Goethes „Wilh. Meister" den Studierenden nahezubringen suchte. Unter seinen Zuhörern befand sich der Livländer Viktor Hehn, der von jener Zeit an völlig im Banne Goethes stand. „Viktor Hehn gehört als Schriftsteller der deutschen Literatur, als Gelehrter der Welt", so schreibt über ihn der Kunsthistoriker Georg Dehio. Er wurde einer der wenigen, „die man in der deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts zu den Klassikern rechnet". „Seine weitverzweigte Gedankenwelt ist durchaus organisch beschaffen; alles ist in ihr zusammenhängend".

Diesem vornehm durchgeistigten Balten, dem auch die Südsehnsucht nach dem klassischen Italien im Blute lag, hatte es Goethe angetan und schon klingt uns aus dem Munde unseres großen Kunsthistorikers Dehio jenes Wort über Hehn entgegen, das für unser Verhältnis zu Goethe bestimmend werden sollte — das Wort „organisch".

Ende der vierziger Jahre las Viktor Hehn als Lektor der deutschen Sprache in Dorpat über „Goethes Lyrik" und „Hermann und Dorothea". Kurz vor seinem Tode erschienen seine „Gedanken über Goethe".

Hehns bedeutendes kulturgeschichtliches Werk über die „Kulturpflanzen und Haustiere", sein „Italien" und das bereits genannte über Goethe erscheinen „als ein groß konzipiertes kulturgeschichtliches Bild. Natur und Geist, um diesen Gegensatz kreisen Erörterungen, wie Gedanken. Die Vereinigung dieser Gegensätze wird in Goethe Erfüllung" [1]). Oder wie sich in unserer Zeit der Literarhistoriker Unger zum Gesamtwerke Hehns äußert, „es sind Bruchstücke einer großen Kulturgeschichte, richtiger: Kulturphilosophie der abendländischen Entwicklung, die in Goethe gipfelt, ja durch ihn erst ihres eigentlichen Sinnes, der letzten Einheit von Natur und Kultur sich bewußt wird."

„Einheit von Natur und Kultur" — der Gedanke Herders und Goethes ist auch der leitende Gedanke unseres größten Naturforschers Karl Ernst von Baer.

Wenn Baer sagt: „Die Geschichte der Naturwissenschaften ist nichts anderes als die Geschichte der fortlaufenden Siege des Geistes über den Stoff", so ist das der gleiche Gedanke, wie der oben erwähnte. Kultur ist veredelte Natur. Kultur muß aus dem Naturboden des Volkes

[1]) O. v. Petersen. Herder u. Hehn. Abhandlungen des Herderinstituts in Riga, IV. Bd. 5.

wachsen, um echt und lebendig, wachstumsfähig zu bleiben, sie kann nicht wie jede zivilisatorische Errungenschaft von ihrem Boden gelöst als Tauschware im Völkerverkehr benutzt werden.

Aber Baers Worte bedeuten noch mehr:

Der „Sieg des Geistes über den Stoff", d. h. daß über aller Natur und mit ihr aufs engste verbunden, die Menschheitsgeschichte anhebt, Natur und Geschichte in unlösbarem Sinnzusammenhang.

Das Kennzeichen des Genies, das „Umfassende", tritt uns auch bei Baer entgegen, sein Blick reicht immer wieder über die Grenze seiner nächsten Aufgabe, so groß diese sein mag — hinaus!

„Die Geschichte der Menschheit in ihrem Verhältnis zur äußerem Natur überschauend erkennt Baer, Europa sei die Hochschule der Menschheit" (Em. Rosenberg).

Aber auf ein Letztes, das den genialen Naturforscher mit Goethe verbindet, sei noch hingewiesen. K. E. v. Baer sagt: „Wie könnte er (der Mensch) den geistigen Grund der Welt ermessen, da er keinen anderen Maßstab mitbringt, als sein eigenes Selbst? Wie die Verschiedenheit der Qualität erkennen, da er in sich nur ein sehr gebundenes geistiges Wesen findet? Es tut mir leid, sagen zu müssen, daß ich die stolze Überzeugung nicht teilen kann, die Naturforschung führe zur Erkenntnis Gottes, wenn man damit eine wirkliche Erkenntnis meint. Mir scheint, sie führt nur bis an die Grenze dieser Erkenntnis."

So K. E. v. Baer, und hierzu Goethe in einem Gespräch mit Eckermann: „Die Handlungen des Universums zu ermessen, reichen seine (des Menschen) Fähigkeiten nicht hin, und in das Weltall Vernunft zu bringen, ist bei seinem kleinen Standpunkt ein sehr vergebliches Bestreben. Die Vernunft des Menschen und die Vernunft der Gottheit sind zwei sehr verschiedene Dinge."

„Der Mensch ist nicht geboren die Probleme der Welt zu lösen, wohl aber zu suchen, wo das Problem angeht und sich sodann in der Grenze des Begreiflichen zu halten."

In der Weite des „umfassenden" Blickes des Genies liegt eben zugleich die Erkenntnis der eigenen Grenze und als Folge dieser sich bescheidenden Selbsterkenntnis die Forderung „das Unerforschliche ruhig zu verehren", die nicht nur Goethe, sondern ebenso K. E. v. Baer gestellt hat.

So dürfen wir Balten das Geschick preisen, das uns im verflossenen Jahrhundert zwei geniale geistige Führer und Mittler zwischen Goethe und uns geschenkt hat: den Livländer Viktor Hehn und den Estländer Karl Ernst von Baer.

Und wie die beiden Nachbarländer Estland und Livland erdgeschichtlich in engstem Zusammenhang doch ein wesensverschiedenes Bild zeigen, in Estland die altersgrauen paläobiologischen Gesteinsmassen des Silur, in Livland die diluvialen Moränen der Eiszeiten und das jüngste Alluvium als Boden der Geschichte, so erscheinen auch jene beiden Führer zu Goethe als typische Repräsentanten ihrer Heimat, ihrer Totalverbundenheit mit dem sowohl naturhaft wie kulturhaft gewordenen Heimatboden — K. E. v. Baer den Spuren des großen Naturerforschers, Viktor Hehn denen „der Kulturgewalt ohne Gleichen" folgend.

Dort Natur, hier Kultur und doch beide in engster Verknüpfung durch den Goethischen echt deutschen Gedanken des Werdens, der Entwicklung — der Gedanke, der die gesamte klassische Epoche durchzieht und trägt und der Wissenschaft vom Leben in Natur und Geschichte die Züge aufgeprägt hat, die sie noch heute trägt.

Von der Gedankenwelt dieser beiden klassischen Vertreter Goethischen Geistes gehen nun Lichtstrahlen aus auf ihre nähere und weitere Umgebung, die sich in vielfarbigem Lichte brechen.

Sind es auf der einen Seite die Vertreter der Geisteswissenschaft, auf der anderen die der Naturwissenschaft, die im Geiste eines Goethe ihre Fragen stellen und sie zu beantworten suchen, so knüpft sein Name wie ein Symbol immer wieder und immer enger die Fäden zwischen den beiden Forschungsgebieten.

Der Naturforscher Graf Alexander Keyserling, der Freund K. E. v. Baers und Bismarcks, vertieft sich in das Problem der Unsterblichkeit der Seele, der Theologe Alex. von Oettingen sucht in seiner Moralstatistik nach bindenden Gesetzen für die freien sittlichen Entscheidungen des Menschen innerhalb der Menschengemeinschaft; der Kirchenhistoriker Adolf v. Harnack stellt auch das Dogma, das kirchliche Bekenntnis unter das Gesetz des Werdens, der Entwicklung, und sein Bruder, der Mathematiker Axel Harnack sieht in den scheinbar unumstößlichen Gesetzen der Physik provisorische Fassungen von Regeln des Geschehens, die nur auf dem Gebiet des Stofflichen ihre Geltung haben.

Und der Physiologe Bunge stellt den kühnen Satz auf: „Niemand kann Physiologe sein, der nicht Psychologe ist", mit anderen Worten, dem Geheimnis des Lebens kommen wir am nächsten auf dem Wege unseres Bewußtseins, durch eine Art Innenschau, die in die Regionen hineinleuchtet, in denen wir unser Leben bewußt erleben und zugleich erfahren, daß eine noch tiefere und undurchdringliche Schicht des Unterbewußten, Triebartigen die rätselhafte Tendenz des Lebendigen zur Eigengestaltung, zum Ganzwerden leitet und regelt.

Mögen diese kurzen Hinweise genügen, um zu zeigen, wie stark die geistige Luft unserer Heimat unter dem Zeichen Goethes stand und fügen wir noch hinzu, daß eine ganze Reihe namhafter Goetheforscher und -kenner aus unserer Heimat hervorging — ein Alex. von Oettingen, Gust. Keuchel, Otto Harnack, Kupffer, Burch. von Schrenck, so erscheint das Wort Reinh. Seebergs wohl berechtigt, daß es nirgends eine so seltsam innige Verbindung zwischen evang.-lutherischer Kirchlichkeit und dem Geiste von Weimar gegeben habe, wie bei uns!

Verstandesmäßig war diese Verbindung sicherlich nicht zu erklären, denn weder war Goethe ein kirchlich gesinnter evangelischer Christ, noch auch hatte unser kirchlich sanktioniertes Glaubensbekenntnis etwas dem Goethischen Geist Verwandtes — aber diese Gegensätzlichkeit wurde überspannt von dem Glauben an die Manifestation des göttlichen Geistes im schöpferischen Gestaltungsdrang des Menschen und in der Gestalt, die er seinen Werken gab. Denn „nicht er (der Mensch) schafft sie, sondern der Dämon in ihm — wenn aber Trieb und Ganzheitssehnsucht des Menschen mit dem Gebot des Dämons

zusammenfallen, nennen wir es Eu-Dämonie — Glückseligkeit" — in die Sprache des religiösen Menschen übersetzt „Begnadung". Diese ist es, die in den Hoch-Zeiten des Menschen sein Werk mit einem Strahlenkranz des Göttlichen umkleidet, wo aller Zwiespalt, alle Problematik gelöst erscheint und — wie Goethe im Hinblick auf die höchsten Kunstwerke es ausspricht, sie uns entgegenleuchten, als wären sie „von Gott".

Wie aber Goethe diese Kluft zwischen Diesseits und Jenseits, zwischen dem Menschen und „den Stimmen von Droben" zu überbrücken suchte, geht aus seinem tiefen Wort hervor:

„Wär nicht das Auge sonnenhaft,
Wie könnten wir das Licht erblicken?
Lebt nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
Wie könnt uns Göttliches entzücken?"

So kann auch nach Goethe die „Stimme von Droben" den Menschen nur erreichen, wenn ihm ein Organ gegeben ist, das jene Stimme in eine für ihn vernehmbare Sprache übersetzt, und dieses Organ ist das Gewissen.

„Das Zentrum findest du da drinnen,
Woran kein Edler zweifeln mag.
Wirst keine Regel da vermissen,
Denn das selbständige Gewissen
Ist Sonne deinem Sittentag."

Und wie das Gewissen dem Menschen den Weg seiner sittlichen Entscheidung weisen soll, so wird die Wegrichtung in seinem Denken und Tun innerhalb der Gemeinschaft, in die er gestellt ist, sich darstellen als Gesinnung.

„denn die Gesinnung, die Beständige,
Sie macht allein den Menschen dauerhaft."

Und wie hier Gewissen und Gesinnung sich die Hand reichen, so tritt für Goethe noch ein Drittes hinzu — die „Vernunft", in ihrer höchsten Ausprägung das „Genie".

„So hat die Vernunft und das ihr verwandte Gewissen eine ungeheure Autorität, weil sie unergründlich sind; ingleichen das, was wir mit dem Namen Genie bezeichnen. Dagegen kann man dem Verstand gar keine Autorität zuschreiben, denn er bringt nur seinesgleichen hervor; sowie denn offenbar aller Verstandes-Unterricht zur Anarchie führt."

Diesen fundamentalen Unterschied zwischen Vernunft und Verstand betont Goethe noch entschiedener in einem Gespräch mit Eckermann: „Der Verstand reicht zu ihr (der Natur) nicht hinauf. Der Mensch muß fähig sein, sich zur höchsten Vernunft erheben zu können, um an die Gottheit zu rühren, die sich in Urphänomenen, physischen, wie sittlichen offenbart, hinter denen sie sich hält und die von ihr ausgehen. Die Gottheit aber ist wirksam im Lebendigen, aber nicht im Toten, sie ist im Werdenden und sich

Verwandelnden, aber nicht im Gewordenen und Erstarrten. Deshalb hat auch die Vernunft in ihrer Tendenz zum Göttlichen es mit dem Werdenden, Lebendigen zu tun, der Verstand mit dem Gewordenen, Erstarrten, daß er es nütze."

Kein schärferer Gegensatz ist nach Goethe denkbar, als der zwischen Vernunft und Verstand. „Aller Verstandes-Unterricht führt zur Anarchie" und „die Vernunft hat es mit dem Lebendigen, Werdenden zu tun". Mit anderen Worten — die Vernunft kann eine lebendige Ordnung verstehen — der Verstand allein zerstört sie.

Und nun erinnern wir uns des Wortes des chinesischen Gelehrten: „Europa wird an diesem Kriege zugrunde gehen, wenn es sich nicht auf Goethe besinnt."

Auf Goethe, d. h. auf sein Genie, seine Vernunft, die mit Hilfe ihrer „Imagination", wie Schiller sich ausdrückt, „intuitiv" das Lebendige als eine Ordnung höheren Grades erkannte, als die des Toten, des Stoffes, der Materie.

Ob wir dieses letzte lebengestaltende Geheimnis, wie Goethe sagt, „das Unergründliche" nun Lebenskraft, oder Entelechie oder Zielstrebigkeit nennen, ist gleichgültig, aber auch hier gilt sein Wort „den Blick nun wende du nach innen", denn dort allein erlebt man das Rätsel des Lebens, das in der Aktivität steckt, in seiner höchsten Form im Schöpferischen.

Klingen hier nicht wieder die gleichen Gedankenreihen an, wie sie uns in scharfem Gegensatz zu der damaligen Auffassung der Naturforscher unsere baltischen Gelehrten K. E. v. Baer, Bunge, ja der Geist der Universität Dorpat nahebrachten!

Ein eigentümliches Geschick hat es gefügt, daß diese ehrfürchtige Haltung dem Lebensproblem gegenüber, die sich nicht anheischig machte, das Schloß zu dem Rätsel „mit Hebeln und Schrauben" zu lösen, oder mit dem Werkzeug des Verstandes, „der es mit dem Toten, Erstarrten zu tun hat, daß er es nütze", daß diese Grundanschauung, die vor einem halben Jahrhundert von den Wissenschaftskreisen gründlich verspottet, heute wieder zu Ehren kommt, ja — man darf es wohl sagen — fast auf allen Wissenschaftsgebieten immer weitere Bezirke erobert!

Das Wort „organisch", „Organismus" durchzieht wie ein hoffnungsvoller Bote eines neuen geistigen Lebensfrühlings alle Gebiete menschlichen Denkens und Handelns.

Wie aber sieht heute die Welt der gewaltigen Errungenschaften der Technik, der Wirtschaftsorganisationen und der politischen Verhältnisse aus?

Ein Chaos ist sie, in der die klügsten Köpfe sich nicht mehr zurechtfinden — ein trostloses Dokument für das Goethe-Wort, „daß aller Verstandes-Unterricht zur Anarchie führt"!

Ob diese Anarchie von Osten her droht als maschinelles Zwangssystem, das die Seele des Menschen mordet, ob von Westen her als Bedrohung der Lebenskräfte Deutschlands von den gierigen Vampirkrallen Frankreichs, ob auch der Völkerbund mit heuchlerisch-frommem Augenaufschlag die Völker zu Frieden und Gerechtigkeit mahnt — überall herrscht noch die verlogene Parole „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit" als Überschrift eines Systems von brutalem Terror, Vergewaltigung und Sklaverei.

Das ist die Anarchie, die Lüge des Verstandes, denn der Grundsatz des lebendigen Organismus lautet „Zwang, Verschiedenartigkeit und Unterordnung" — das sind die Wege der lebendigen Ordnung, das ist das Wesen des Lebendigen.

Aber dieses Gesetz hat Europa dank seines „Fortschrittes" vergessen, dieses Gesetz, das kaum einer nicht nur in sich fühlte und verstand, sondern es auch lebte — wie Goethe.

Weil Europa dieses Gesetz, weil es Goethe vergessen hatte, steht es heute am Abgrund.

Stellen wir einmal zum Vergleich das Bild Goethes neben das des heutigen Europa, so wird uns in erschütternder Weise der Unterschied zwischen einem sinnerfüllten lebendigen Ganzen und einem sinnlos dem Untergang entgegenstürzenden, zerfallenden Chaos vor die Augen treten.

Ist es bei Goethe vor allem seine innere Wahrhaftigkeit, so hier Lüge über Lüge, ist es bei ihm ein von Geduld, Gehorsam, Opferbereitschaft, Demut und Selbstbeschränkung getragener Gestaltungsdrang, so hier ein gieriger grenzenloser Machthunger und Machtwillen, um aus allem Eigenwachstum und Lebenswillen einen eisernen Mechanismus zu schmieden, der von der gepanzerten Faust eines durch den Versailler Betrug reich gewordenen Volkes seine Direktiven erhält.

Und ein Letztes: beugt sich Goethe in Ehrfurcht vor dem Unerforschlichen und lauscht der Stimme seines Gewissens, um sein Werk zu vollenden — so hat Europa schon längst Unerforschliches, Ehrfurcht und Gewissen abgeschafft, um ungehemmter das „Diesseits" nach seinem Bilde zu gestalten!

Es sind Zeichen des Greisenalters, die die Welt an ihrer Stirn trägt, es ist eine überalterte Welt, die ihren Lebensinhalt und ihre Lebenserfahrung in ein verstandesmäßiges doktrinäres Schema pressen zu müssen glaubt, weil ihr die Empfindung für das Lebendige, die Fähigkeit des Miterlebens verlorengegangen ist.

In seltsamem Gegensatz hierzu hören wir die Worte Goethes aus der Reife des Greisenalters, der Epoche seiner Vollendung, „wo du auch bist, sei alles immer kindlich, so bist du alles, bist unüberwindlich".

So steht Goethe als ein Reifer mit neuem kindlichen Staunen vor der gewaltigen inneren Erschütterung, der er in der Marienbader Elegie ergreifenden Ausdruck leiht.

Und dieses Staunen, welches Kennzeichen aller unverbildeten Kindheit ist, das ahnungsvoll ein Unergründliches vor sich sieht, ist letzten Grundes die Quelle aller Ehrfurcht und Verehrung.

Unser Verstandesdünkel aber hat Staunen und Ehrfurcht längst verlernt, sofern es sich nicht um irgendeinen Schnelligkeitsrekord oder ein neues Wunder der Technik zu Zeit- oder Kräfteersparnis handelt.

Aber weder Schnelligkeitsrekorde, noch die unwahrscheinlichsten Verfeinerungen und Erweiterungen unserer Sinne durch technische Erfindungen haben uns auch nur einen halben Schritt auf dem Wege weitergebracht, die aus den Fugen geratene Welt wieder einzurenken, der naturhaften Ordnung der lebendigen Dinge — und lebendig ist nicht nur die Seele

des Einzelmenschen, sondern auch die Menschheitsgemeinschaften sind beseelte Individuen — nach dem ihr innewohnenden Gesetz wieder Raum für ihr Daseinsrecht, für ihre Gestaltungssehnsucht zu schaffen.

Wenn wir versucht haben, die scheinbar unüberbrückbare Kluft zwischen unserer heutigen Welt und der geistigen Welt eines Goethe in kurzen Strichen zu zeichnen, so müßten wir uns wohl auch zu jenem hoffnungslos resignierten Wort vom „Untergang des Abendlandes" bekennen, zur düsteren Verheißung vom „Untergang Europas am Geist"? — denn wo ist für uns heute der schmale Pfad und Steg, der uns auf das Ufer Goethes hinüberführte?!

Das kann einzig und allein *sein* Weg sein, den er uns selbst gewiesen.

Durch alles Wirrsal und alle Lüge der Zeit, mit der der Verstand des Menschen das Gesicht der Welt bis zur Unkenntlichkeit verzerrt hat, hindurch, den *Weltsinn ahnend erkennen* und aus ihm den Spuren Goethes folgend, die Gesetze der lebendigen Ordnung zu Gesetzen unseres Tuns und Handelns machen — das sollte unsere Aufgabe sein.

Wenn Deutschland, wenn wir Balten ein Recht dazu haben sollen, das Jahr 1932 das Goethejahr nennen zu dürfen, so muß es ein Jahr der *Besinnung auf Goethe* werden, auf den „Unzeitgemäßen", weil ihm die Zukunft gehören muß. Und in besonderem Maße liegt *uns* die Verpflichtung ob, denn unser baltisches Geistesleben hat, wie ich das zu zeigen versucht habe, in besonderem Maße unter seinem Zeichen gestanden und je deutlicher dieses Zeichen über unserem geistigen Wesen erstrahlte, um so fester wurde das Band zwischen uns und unserem geistigen Mutterlande.

Und wenn wir im Dunkel des wirtschaftlich und politisch zerrütteten Europa den zaghaften Schein einer Zukunftshoffnung aufblinken sehen, so sind es die Sendboten Goethischen Geistes, die in einer Rückkehr zu ihm, zu seiner aus tiefster Innenschau gewonnenen Erkenntnis des Lebendigen und seiner Gesetze die einzige Möglichkeit einer Rettung Europas erblicken.

*

Die Trauer um das Hinscheiden Goethes am 22. März 1832 fand einen ergreifenden Ausdruck in Friedr. Wilh. Schellings Worten vom 28. März 1832:

„Es gibt Zeiten, in welchen Männer von großartiger Erfahrung, unerschütterlich gesunder Vernunft und einer über allen Zweifeln erhabenen Reinheit der Gesinnung schon durch ihr bloßes Dasein erhaltend und bekräftigend wirken. In einer solchen Zeit erleidet — nicht die deutsche Literatur bloß, Deutschland selbst, den schmerzlichsten Verlust, den es erleiden konnte. Der Mann entzieht sich ihm, der in allen innern und äußern Verwirrungen wie eine mächtige Säule stand, an der viele sich aufrichteten, wie ein Pharus, der alle Wege des Geistes beleuchtete; der, aller Anarchie und Gesetzlosigkeit durch seine Natur feind, die Herrschaft, welche er über die Geister ausübte, stets nur der Wahrheit und dem in sich selbst gefundenen Maß verdanken wollte; in dessen Geist und in dessen Herzen Deutschland für alles, wovon es in Kunst oder Wissenschaft, in der Poesie oder im Leben bewegt wurde, das Urteil väterlicher Weisheit, eine letzte versöhnende Entscheidung zu

finden sicher war. Deutschland war nicht verwaist, nicht verarmt, es war in aller Schwäche und innerer Zerrüttung groß, reich und mächtig von Geist,

solange — Goethe — lebte."

An uns aber ergeht die ernste Mahnung, die Frage, ob Goethe und sein Vermächtnis für uns und unsere Zeit tot sind, oder ob der Seher und Prophet nicht nur für uns gelebt hat, sondern noch lebt, ob wir das Recht haben, mit seinen Worten noch heute zu ihm aufzublicken:

„Du stehst mit unerforschtem Busen,
Geheimnisvoll-offenbar über der erstaunten Welt".

Goethes Frömmigkeit.

Unter dieser Überschrift hat Prof. Dr. Friedrich Gogarten einen Aufsatz veröffentlicht [1]), der in ausgezeichneter Weise die Stellungnahme der modernen dialektischen Theologie zum Problem Goethe darstellt. Man durfte gespannt sein, wie sich diese religiös-theologische Bewegung zum Goethejahr stellen würde, da sie doch prinzipiell den Kampf gegen den Idealismus auf ihre Fahne geschrieben hat [2]). Da muß zu allererst die erfreuliche Tatsache festgestellt werden, daß die Behandlung dieser tiefgreifenden Frage von seiten Gogartens sich von allem Radikalismus fernhält und Goethes Größe und Tiefe volle Gerechtigkeit widerfahren läßt, so daß die Kluft zwischen den Vertretern jener neuesten Theologie und uns nicht mehr so unüberbrückbar erscheint.

Wir entnehmen gewissermaßen als vorläufige Inhaltsangabe des Aufsatzes dem von der „Zeitwende" beigegebenen Prospekt folgende Notiz:

„Die Betrachtung des hervorragenden Theologen Friedrich Gogarten über „Goethes Frömmigkeit" führt wohl tiefer in das Zentrum der Goetheschen Existenz als die meisten der zu erwartenden Jubiläumsschriften. Sie zeigt uns, daß die Selbstbewahrung eines sich selbst genugsamen vollendeten Menschentums, als dessen unerreichbares Vorbild die Gestalt Goethes vor uns steht, auch diesem Großen nur möglich war um den Preis der Entsagung, des geflissentlichen Sich-Fernhaltens von den dunklen Mächten des menschlichen Daseins. Der tiefste Sinn des Goetheschen „Stirb und Werde!" wird uns hier aufgedeckt. Der Aufsatz klingt aus in tiefste Ehrfurcht nicht nur vor dem Gebildetsten aller Deutschen, sondern mehr noch „vor einem, der tief gelitten hat", zugleich aber auch in die ernste Frage, ob seine Haltung auch noch die unsere sein könne."

---

[1]) Zeitwende. VIII. 3. März 1932. Enthält ferner einen sehr wertvollen Beitrag von W. Stapel „Die Universität in Gefahr?" und von J. v. Walter „Luther und Bismarck über das politische Können".

[2]) Vergl. hierzu auch das Referat über E. Spranger, „Der Kampf gegen den Idealismus" in dieser Zeitschrift 1931, Nr. 10, p. 155.

„Man braucht nicht lange zu überlegen, ob man ein Recht hat, Goethe auf seine religiöse Haltung hin zu befragen. Ein einziger Blick auf sein Leben zeigt einem, daß man mit einer solchen Frage sogar zentral in das Goethesche Leben trifft." Mit diesen Worten beginnt Gogarten.

„Frömmigkeit ist ihm (Goethe) nicht die Überzeugung von dem Vorhandensein jenseitiger Welten und Mächte, zu denen sich der Mensch in mehr oder weniger phantastischen und willkürlich ausgedachten Beziehungen weiß, sondern Frömmigkeit ist ihm das ehrfürchtige, stille, entselbstigte Schauen des Wirklichen". „Das schönste Glück des denkenden Menschen ist, das Erforschliche erforscht zu haben, und das Unerforschliche ruhig zu verehren" (Goethe). „Das Erforschliche und das Unerforschliche liegen aber nicht neben-, sondern ineinander."

Und das hat auch Goethe klar erkannt: „nur wer sich selbst in Ordnung gebracht hat, wer eben durch Frömmigkeit, „durch die reinste Gemütsruhe zur höchsten Kultur" gelangt ist, ist jenes Ineinandersehens fähig", sagt der Verfasser.

Und diese Fähigkeit lernte Goethe in der Naturbetrachtung, denn wenn beim Menschen alles „mehr oder weniger biegsam und schwankend" ist, so ist die Natur „immer wahr, immer ernst, immer streng; sie hat immer recht, und die Fehler und Irrtümer sind immer des Menschen. Den Unzulänglichen verschmäht sie und nur dem Zulänglichen, Wahren und Reinen ergibt sie sich und offenbart ihm ihre Geheimnisse." Und nun folgen jene herrlichen Worte, die bereits im vorhergehenden Aufsatz stehen, „der Verstand reicht zu ihr nicht hinauf" etc.

Und zu jenem Begriff des „Urphänomens" gibt der Verfasser noch einige aufklärende Worte Goethes „Hinter jedem organischen Wesen steckt die höhere Idee: das ist mein Gott, das ist der Gott, den wir alle ewig suchen und zu erschauen hoffen. Aber wir können ihn nur ahnen, nicht schauen."

Diese Urphänomene erkennen kann nur „die bedeutende Ausübung, Betätigung eines originellen Wahrheitsgefühles, das im stillen längst ausgebildet", in dem, „was wir Erfinden, Entdecken im höheren Sinne nennen . . . unversehens mit Blitzesschnelle zu einer fruchtbaren Erkenntnis führt. Es ist eine aus dem Inneren am Außen sich entwickelnde Offenbarung, die den Menschen seine Gottähnlichkeit vernehmen läßt. Es ist eine Synthese von Welt und Geist, welche von der Harmonie des Daseins die seligste Versicherung gibt."

Es ist dieses Wort vielleicht die tiefsinnigste Deutung des Begriffes der Intuition (vergl. Schiller's Brief).

„Der Mensch kennt nur sich selbst, insofern er die Welt kennt, die er nur in sich und sich nur in ihr gewahr wird."

Das ist das gleiche, das Goethe mit den Worten „die Existenz aufgeben, um zu existieren" oder mit dem tiefsinnigen „Stirb und werde" meint.

„Man steht hier zweifellos vor dem tiefsten Geheimnis Goethescher Lebenshaltung und damit auch seiner religiösen Haltung. In dem . . . Brief an Plessing fährt er fort: „Soviel kann ich Sie versichern, daß ich mitten im Glück in einem anhaltenden Entsagen lebe, und täglich bei aller

Mühe und Arbeit sehe, daß nicht mein Wille, sondern der Wille einer höheren Macht geschieht, deren Gedanken nicht meine Gedanken sind."

Schwerste Kämpfe hat diese Entsagung Goethe gekostet. Aber nicht so ist diese Entsagung zu verstehen, daß sie „in ihrem letzten und eigentlichen Sinne negativ wäre." „Sie ist ein Verzichten auf das Übermaß, um eben das Maß, das schöne Maß, zu vollenden." Es ist also gewissermaßen ein „Sichbehalten", „das Gewinnen seiner selbst, das Sichbewahren". Es ist Goethes schmerzlicher Verzicht auf ein Sichausleben. „Deshalb also, weil Goethe nicht dies oder jenes „werden" wollte, sondern nur die Vollkommenheit erreichen, die gerade nur die seine war und mit seiner Realität vorgezeichnet war, war seine Selbstbeschränkung ein organischer, rein von innen her bestimmter Prozeß, seine Selbsterziehung genau so naturhaft, seiner Selbstentwicklung zugehörig, wie irgendeine Leidenschaft oder eine Produktivität" (Simmel).

Jenes Entsagen ist aber auch „ein Sichbewahren vor den letzten tiefsten Erschütterungen, die nicht aus den überströmenden Leidenschaften selbst kommen, sondern aus den Folgen dieser Leidenschaften. Goethe weiß, daß Leidenschaften zerstören, und zwar, indem sie sich fremdes Leben aneignen, zerstören sie sich und fremdes Leben."

Aber Goethe empfindet hierbei nicht in erster Linie die Schuld *am anderen*, sondern *an sich selbst*, nicht die Geopferten, sondern der Opferer steht im Vordergrund seiner Dichtungen, Weißlingen, Clavigo, Faust. „Gretchen hat kein eigenes Schicksal, sie ist mit dem Moment der Hingabe eingegangen in das Schicksal Fausts, er hat die Verantwortung und Schuld für sie übernommen (Gundolf)."

In tiefsinniger Weise versucht Gogarten nun in Goethe jene Mittellage zwischen dem Göttlichen und dem Menschlichen zu finden „in der das Erforschen des Erforschlichen und das ruhige Verehren des Unerforschlichen eins sind", jenen Ort — wie Goethe selbst sagt, höchster Anmaßung und höchster Bescheidenheit, den Ort der „ursprünglichen Empfindung, als seien wir mit der Natur eins", wie er sich in einzigartiger Weise in der Makarie darstellt. „Diese Mitte, die von scheinbar so entgegengesetzten und in Wahrheit auf genau dasselbe hinweisenden Worten bezeichnet wird „er stehe fest und sehe *hier* sich um" und „alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis" — diese Mitte ist der Ort Goethischer Frömmigkeit." Es ist „die Schwelle, wo wir in den Glanz der Gottheit hineinblicken, ohne erblindet zu werden." „Aber ein Schritt darüber hinaus" fügt Gogarten hinzu, „und der Mensch *ist* geblendet."

Hier und im oben bereits gestreiften Schuldproblem wird die letzte und tiefste Frage nach dem Verhältnis von Immanenz und Transzendenz des Göttlichen aufgerollt, die Frage, an der sich die Geister scheiden, wo Schuld und Schicksal, Erlösungs- und Verantwortlichkeitsbegriff einander gegenüberstehen.

Wir wissen es, daß die dialektische Theologie — bei Gogarten allerdings wesentlich abgemildert — einseitig an dem Transzendenzbegriff und dem Erlösungsbedürfnis festhält, daß Goethe, ja der ganze deutsche Idealismus, die beiden gegensätzlichen Standpunkte zu überbrücken sucht.

Und nun noch ein Letztes: „Gerade wenn man die ungeheure Leistung der Goethe'schen Existenz in ihrer letzten Tiefe begriffen hat, nämlich die Selbstbewahrung der sich selbst genugsamen menschlichen Existenz vor ihrer schwersten Bedrohung, die in der Tat so nur in einer starken Frömmigkeit möglich war, gerade dann wird einem die Frage sich stellen, ob man ihm hier folgen darf, ob man mit ihm in jener schwebenden Mitte stehen bleiben darf oder nicht." So fragt Gogarten und beantwortet die Frage mit einem „Nein".

Goethes Existenz war die eines Einzelmenschen, eines Privatmannes in gewissem Sinne, er lebte in einer Welt, die er sich auswählen und aufbauen konnte, er konnte *das* Leben, soweit es „unübersehlich, ungenießbar, ja bedenklich bleibt" getrost beiseite lassen.

Uns aber ist „auf grimmige Weise verwehrt, uns das Wirkliche auszusuchen, mit dem wir umgehen wollen" und wir müssen schon „in jene grenzenlosen Räume treten, wo sich uns Mißgestalten aufdringen und Ungestalten entschweben und verschwinden!"

„Der geistige Kampf unserer Tage geht um die Frage, ob die Rechtfertigung des bloßen Menschentums aus *sich selbst* möglich ist oder nicht? Keiner hat *diese* Rechtfertigung in größerer, erschütterterer und frömmerer Weise versucht als Goethe." „Aber wer . . . ihn so tief begriffen hat, muß anders glauben, anders fromm sein, als Goethe es war." „Aber brauche ich es zu sagen," sind Gogartens Schlußworte, „er wird sich dennoch vor dem Gebildetsten aller Deutschen, ja er wird sich noch mehr beugen vor einem, der tief gelitten hat."

Nur eine einzige Frage möge den tiefernsten Ausführungen des Verfassers zum Schluß noch folgen:

Sind nicht Bekenntnis unserer Schuld, Buße und Erlösungsbedürfnis, nur die *eine* Seite unserer Aufgabe in dieser zerrissenen Welt, die andere aber Wille und Tat, gestaltende unbeugsame Kraft, wie sie Goethe in der lebendigen, von göttlichem Schöpfergeiste beseelten Ordnung geschaut und gelebt hat?

R. v. E.

Goetheworte.

„Was kann der Mensch im Leben mehr gewinnen / als daß sich Gott-Natur ihm offenbare: / wie sie das Feste läßt zu Geist verrinnen / wie sie das Geisterzeugte fest bewahre." „So im Kleinen ewig wie im Großen, wirkt Natur, wirkt Menschengeist, und beide sind ein Abglanz jenes Urlichts droben, das unsichtbar alle Welt erleuchtet."

Schriftleitung: Dorpat, Teichstr. 30. * Verantwortlicher Schriftleiter: Direktor *Alfred Walter*. * Herausgeber: Prof. *Ernst Masing*. Prof. *Ernst Blessig*. * Bezugspreis: für ein Halbjahr 1.50 Kr. (mit Zust. 1.60 Kr.); Deutschl. 2 Rmk.; Lettl. 2.25 Ls. Einzelnummer 0.25 Kr. * Best. empfängt: die Geschäftsstelle der „Revalschen Zeitung", Reval, Raderstr. 10. Postfach 51. * *Zahlstellen* (laut Konto „Estl. Verlagsgesellschaft Wold. Kentmann & Ko.") — in *Riga*: Rigaer Kreditbank; in *Deutschland*: Postscheckkonto Berlin 122602.

Gedruckt in der Estländischen Druckerei A.-G., Reval.

Aus deutscher Geistesarbeit

Monatsschrift für wissenschaftliche und kulturelle Fragen der Gegenwart

Schriftleitung: Dr. R. v. Engelhardt — Dorpat

Nr. 4 Freitag, den 22. April 1932 8. Jahrgang

Geheimrat Prof. Dr. Georg Dehio †.

Ein seltsames Geschick hat es gefügt, daß dem Manne, dem Deutschland in den Tagen seines tiefsten Niedergangs die Geschichte seiner Kunst als wahrstes Symbol seiner Sehnsucht nach der ihm angemessenen Gestalt verdankt, die Feder am Vorabend des Tages für immer entsank, da sich die Kulturvölker unseres Planeten rüsteten, die Totenfeier eines seiner größten Söhne, Goethes, in seltener geistiger Verbundenheit in Ehrfurcht und Dankbarkeit festlich zu begehen.

Es ist so als ob eine gütige Hand in der Stunde, da sie den dunklen Vorhang vor einem reichen Leben senkte, da wir uns trauernd sagen müssen: dieses Licht, das soviel Licht sah und kündete, erlosch, wiederum den Vorhang heben und uns einen Abglanz jenes vergänglichen irdischen Lichtes zeigen wollte, der nie verlischt, der vielleicht reicher erstrahlt, als zur Zeit, da sein Träger lebte.

„Was vergangen kehrt nicht wieder,
Ging es aber leuchtend nieder
Leuchtet's lange noch zurück!"

In der Reife seines Greisenalters hat Georg Dehio nach vollendetem Lebenswerk seine Augen geschlossen, hoch geehrt von seiner Nation, als Ritter des Pour le mérite dem vornehmen Ordenskapitel der geistigen Führer Deutschlands zugezählt, als Träger des jüngst verliehenen deutschen Ehrenschildes trotz tiefster Verwurzelung im alten Deutschland sogar vom neuen gewürdigt und anerkannt. So wächst geistige Größe hinaus über den Streit der Parteien und der gesinnungsmäßig feste und unverrückbare Standpunkt gibt erst dem Forscherblick des Gelehrten jene Ruhe, die er zum Erfassen des Sinnzusammenhanges im Werden braucht. Und mit ehrfürch-

tigem Dank und bescheidenem Stolz dürfen wir seiner heute und in Zukunft gedenken, denn „er war unser".

Die gleichen Worte, die G. Dehio dem geistesverwandten Viktor Hehn zu seinem hundertsten Geburtstag widmete [1]), gebühren ihm selbst, seinem Charakter, seiner geistigen Struktur: „Viktor Hehn gehört als Schriftsteller der deutschen Literatur, als Gelehrter der Welt ... Wir haben ein Recht, mit Freude und Stolz ihn den unsrigen zu nennen. Denn dieser sein Geburtsstand ist bei ihm kein indifferenter Nebenumstand. Daß hinter dem Schriftsteller und dem Gelehrten Hehn eine ausgeprägte Persönlichkeit steht und daß wesentlich auf dieser die Tiefe und Dauer der von seinen Büchern ausgehenden Wirkungen beruht, ist längst bemerkt worden. Er hat sich als junger Mensch heftig aus unserem Lande weggesehnt, er hat wirklich auch nur den kürzeren Teil seines Lebens in ihm verbracht und wissenschaftlich mit den Heimatproblemen nur vorübergehend sich beschäftigt: und doch kann man sagen, bis in die Wahl seiner wissenschaftlichen Lieblingsthemata, wie in seinem ganzen Urteil über Welt und Menschen blieb dieser wurzelechte Sohn seiner Heimat zeitlebens von dem unzerstörbaren Etwas abhängig, das dieselbe ihm mit Saft und Blut mitgegeben hatte."

Diese Grundzüge seines Wesens gehören auch in gleichem Maße dem Verfasser dieser Charakteristik an. Denn auch G. Dehio war unseres Blutes und wenn in den zahlreichen Nachrufen, in den Gedenkblättern, die zu seinem 75. und 80. Geburtstag erschienen und seine Lebensarbeit würdigten, immer wieder darauf hingewiesen wurde, daß ihm als Balten jener Tiefblick in das deutsche Wesen gegeben war, der durch die bunte Fülle der Erscheinungen dieses Wesens Kern in seiner Gestaltungssehnsucht zu erfassen verstand, wie vor ihm kein einziger deutscher Kunsthistoriker, so zeigt das von neuem die hohe Bedeutung dieses aus geistiger Heimatenge entstandenen Zuges unserer Landsleute nach dem Westen. Ein einziger Repräsentant baltischen Geistes, wie Dehio einer war, bedeutet als Gelehrter in Deutschland mehr für den Zusammenhang der Heimat mit unserem geistigen Mutterland, als die heute zum Programm erhobene Schollengebundenheit der geistig hochstrebenden Balten, für deren freies Wachstum unser Raum zu eng wurde.

Zwischen Ost und West gestellt, Brücke und Schutzwall zugleich zwischen westlicher Kultur und östlicher Unkultur, haben wir Balten mehr vielleicht als der im umfriedeten Bezirk des Reiches lebende Deutsche jene tiefste Problematik der deutschen Seele erkannt, die ihn immer wieder zum ewig Werdenden macht.

Und in eindrucksvollsten, klassisch geprägten Worten hat G. Dehio in seiner Geschichte der deutschen Kunst dieses Janusgesicht an einem der deutschesten Künstler aufgezeigt, an Dürer.

„Dürer war, schon weil er ein Deutscher war, eine komplizierte Natur. Und er war es noch einmal und gesteigert durch seine geschichtliche Stellung, die es bedingte, daß sich in seinem Denken die Anschauungen zweier Epochen und zweier Völker begegneten.

---

[1]) „Balt. Geistesleben". Heft 3. G. Dehio. „Viktor Hehn" p. 173.

Die Uhr des Mittelalters war abgelaufen; dessen ist er unter den deutschen Künstlern am frühesten und am klarsten sich bewußt geworden. Ein Neues mußte geschaffen werden — aber von welcher Basis aus? Sollte es eine Weiterbildung der germanisch-mittelalterlichen Erbschaft sein? Oder der in Italien wiedergeborenen griechisch-römischen Antike sich anschließen? Dürer hat geglaubt beides umfassen und erst in dieser Polarität seine Persönlichkeit zu voller Entwicklung bringen zu können. In seinem Verhältnis zur Renaissance hat im Laufe seines Lebens nur sein Wissen Fortschritte gemacht, nicht sein Wille, ihr sich hinzugeben. Schon der erste selbständige Entschluß für seine Bildung war die Reise nach Italien; aber noch sein letztes Werk atmet im tiefsten ein durchaus unrenaissancemäßiges nordisches Weltgefühl. Wer hätte die gefährliche und zugleich fruchtbare Macht des „Faustischen" besser gekannt, die Poesie der Dämmerung und die Kraft der Dissonanz tiefer erfahren als der Dichter der Apokalypse, der Melancholie und vieler Szenen aus der Passion? Und derselbe hat um dieselbe Zeit geglaubt, die Schönheit mit „Zirkel und Richtscheit" ergreifen zu können. Das eine war der Trieb seines Blutes, die Stimme seiner Ahnen, das andere eine Forderung seines Verstandes und sittlichen Charakters, dem es ein Bedürfnis war, zu dauernden Formen, Ordnungen und Gesetzen durchzudringen. Man glaube nicht, daß ihn dieser Zwiespalt unglücklich machte; er fühlte sich reich in ihm. Beides lag in ihm und beides mußte in seiner Kunst sich auswirken. Was verschlug es, daß seinem Schaffen die formale Einheit des Stils fehlte? Seine Entwicklung ist deshalb nichts weniger als eine gleichmäßig fortschreitende Verschiebung des Schwerpunktes nach dem Renaissanceideal hin, vielmehr ein unausgesetzter Wechsel von Reaktionen, von These und Antithese. Er sagt einmal: nach drei Jahren habe ihm jedes seiner Bilder mißfallen; und ihr Vergleich nach der chronologischen Folge bestätigt es. „Niemand, auch wenn er noch soviel besitzt, kann ohne Sehnsucht bestehen; die wahre Sehnsucht aber muß gegen ein Unerreichbares gerichtet sein." Nur ein Deutscher konnte das sagen, nämlich Goethe, und Dürer hätte ihm zugestimmt. Dürers Sehnsucht galt einem Universalen und Künftigen, die Renaissance war ihm nur Weg, nicht Ziel. Nicht eine elementare, künstlerische Sympathie zog ihn dorthin, sondern Überlegung seines Verstandes; nicht so sehr ihre schmeichlerische Schönheit, als die in ihr vermutete Weisheit lockte. Die große Wendung zum Naturalismus, die das 15. Jahrhundert durchgemacht hatte, vollzog sich in der sinnlichen Erfahrung; bei der Übertragung der Renaissance hat das historische und philosophische Denken einen wesentlichen Anteil" [1]).

Und in diese Welt völlig neuer, erweiterter Horizonte — die Grenzscheide zwischen Mittelalter und Renaissance — tritt Albrecht Dürer, er selbst als Gestalter, als Repräsentant dieser Welt — der erste moderne Mensch in der deutschen Kunst, dem Brauch und der Tradition der verklungenen Gotik stellt er sein Ich gegenüber und doch schwingt auch in seiner Kunst das alte deutsche romantische Ideal von geheimnisvoller Tiefe wieder, das den Grundzug auch in der deutschen Gotik, dem deutschen Barock bildete — „der faustische Drang."

---

[1]) Aus G. Dehio „Geschichte der deutschen Kunst".

„Ein neuer Bildungsidealismus und Universalismus, wie später zur Goethezeit" (Dworak) bahnt sich den Weg [1]).

Wir haben diese Abschnitte aus dem Dürerkapitel Dehios hierhergesetzt, um zu zeigen, wie der Kunsthistoriker die Lösung des ästhetischen Problems in den Tiefen der rassenmäßig bestimmten Seele sucht, wie er in der goethisch geschauten Polarität des deutschen Menschen den Urquell findet, der seine Ganzheitssehnsucht nie zur Ruhe kommen läßt, ihm aber auch zugleich „die Kraft der Prophetie" schenkt, sofern er sich „zur höchsten Vernunft", zum Gipfel des Genies erhebt.

Georg Dehio's Name wird neben denen eines Ranke und Mommsen unvergessen bleiben und er wird zugleich die ruhmreiche Reihe der baltischen Landsleute mehren, die als Deuter der deutschen Seele nicht zum geringsten Teil — wie einst ein K. E. v. Baer und ein Viktor Hehn — sich um ihre Selbstbesinnung und ihr Wiedererwachen bemüht haben. R. v. E.

Umgang mit Goethe.

„Wer zählt die Völker, nennt die Namen" derer, die in diesen Wochen redend, schreibend und hörend „gastlich zusammen kamen", um Umgang mit Goethe zu pflegen? Ein jeder wollte dabei gewesen sein, ein jeder jedem, ob Freund oder Feind, ob politischer Parteigenosse oder -gegner, zu dieser Feier des Weisen von Weimar die Hand gereicht haben mit jenem stummen Druck tiefsten gemeinsamen Verstehens.

Da waren solche, denen Goethe nicht nur in diesen Festwochen, sondern ihr lebenlang Weg und Führer zu sich selbst gewesen ist, die berufen und auserwählt waren von diesem Erlebnis Zeugnis abzulegen, da waren aber auch solche, die sich seines Namens bedienten, um dem eigenen Spiegelbild einen geborgten Glanz zu geben, ihn, den Weisen als Kronzeugen ihres höchsteigenen Evangeliums anzurufen. Nicht nur was in dieser Zeit über Goethe gesagt wurde, sondern wie es gesagt wurde, wer von maßgebender Stelle für würdig befunden wurde, das Geheimnis seiner Persönlichkeit zu deuten, ist so überaus charakteristisch für den Zeitgeist, daß es wohl der Mühe wert erscheint, über diesen scheinbar einheitlichen und doch zwiespältigen Vorgang nachzudenken.

Da ist zunächst die geradezu überwältigende, erstaunliche, nie dagewesene Tatsache, daß ein einzelner Mensch, der vor hundert Jahren seine Augen schloß, den gesamten Erdkreis veranlaßt, sich seiner umfassenden Größe in Ehrfurcht und Dankbarkeit zu erinnern, als hätte ein jeder, der sein eigenes geistiges Leben bewußt gelebt hat und lebt, Anlaß genug, ihm als Wecker und Förderer dieses Lebens den Dankeszoll zu entrichten. Und dieser Dank richtet sich nicht nur an einen beliebigen Deutschen, sondern den Repräsentanten des deutschen Geistes, wie wir ihn als ideelles Vorbild unseres Volkes sehen.

---

[1]) „Aus deutscher Geistesarbeit". „Nachklänge zum Dürer-Jahr 1928" von R. v. E. 4. Jahrg. 1928. Nr. 23, p. 353.

Und diese Huldigung des Erdkreises vor der Weltbedeutung des deutschen Gedankens steht in schroffstem Gegensatz, in offensichtlichem Widerspruch zu der Abgrundtiefe, in die der Träger dieses Gedankens, Deutschland selbst durch ebendieselbe Welt gestoßen zu Not und Schwäche, zu Verlust von Geltung und Würde verurteilt wurde, bis es zuletzt an seinem eigenen Daseinsrecht zu zweifeln begann. Sollten nicht diese Tage dazu dienen, das Weltgewissen zu wecken, an welches so oft vergeblich appelliert wurde, das Gefühl einer kaum wieder gutzumachenden Schuld einem Volke gegenüber, dessen Bedeutung und Wert für die Kulturmenschheit heute von dem gesamten Planeten anerkannt worden ist?

Wer aufmerksam die zahllosen Festreden, die Berichte über die einzelnen Feiern, die Aufsätze zu Ehren des Toten liest, dem wird der leise Unterton nicht entgehen, der fast wie eine Stimme des schlechten Gewissens hindurchklingt, die von dem geschickten dialektischen Spiel der Worte übertönt werden soll. Wir finden diese Art Reden um Goethe herum leider nicht nur bei dem Repräsentanten Frankreichs, Henri Lichtenberger, sondern auch auf deutscher Seite, wie Emil Ludwig, Thomas Mann, dem offiziellen Festredner der Weimarer Feier, von dem es in einem Bericht heißt: „Noch nie wurde bei gleich wichtigem Anlaß ein Publikum durch derlei Binsenweisheiten gelangweilt" — Gerh. Hauptmann hatte sein Schweigen mit der ermüdenden Amerikareise entschuldigt — oder dem Aufsatz von Jos. Bernhart „Goethe und die katholische Welt" [1]), einem überraschenden Spiel mit Wort und Begriff, um Goethe für die katholische Welt zu erobern. In diesem vielstimmigen Chor der Geister, die sich ihren Anteil an der Goethefeier nicht nehmen lassen wollen, wenngleich ihr Recht dazu zweifelhaft bleibt, überwiegen aber die echten, führenden Stimmen eines Albert Schweitzer, Kolbenheyer — der „reichlich spät in die Reihe der Festredner berufen" wurde [2]), Wilh. Schäfer, Hanns Johst, Ermatinger, die stärker nicht nur das spezifisch-Deutsche in der Persönlichkeit Goethes hervorheben, sondern es offen bekennen, in welchem schneidenden Gegensatz die vom Zeitgeist diktierte demokratische Parole, das rein wirtschaftliche Massendenken zu Goethes Gedankenwelt steht. Das heutige Deutschland, das sogenannte offizielle ist nicht das Deutschland Goethes.

Um diese ernsteste und verpflichtendste Seite des Goethejahres ganz unverhüllt hinzustellen, mag hier der Schluß von Albert Schweitzer's Gedenkrede zur Goethefeier in Frankfurt a/M. am 22. März 1932 Platz finden — Worte, zu denen wohl kaum jemand in Deutschland, ja in Europa ein größeres Recht hatte, als jener Mann, dessen ganzes Leben nicht nur Opfer und Dienst am Nächsten ist, sondern der gewissermaßen das Gestaltungsgesetz seines umfassenden Geistes in der Liebestat sah und wohl das Recht hat, seine „Empfindungen zu generalisieren" und seine „Anschauungen gesetzgebend zu machen." „Des Hinscheidens Goethes gedenken wir in der gewaltigsten Schicksalsstunde, die je für die Menschheit geschlagen hat. In dieser

[1]) Münch. Neuest. Nachricht. — „Die Einkehr" Nr. 12. 20. März 1932.
[2]) Der Tag „Kolbenheyer rechnet ab".

Schicksalsstunde zu uns zu reden, ist er berufen wie kein anderer Dichter oder Denker. Als der Unzeitgemäßeste schaut er in unsere Zeit hinein, weil er mit dem Geiste, in dem sie lebt, so gar nichts gemein hat. Als der Zeitgemäßeste rät er ihr, weil er ihr das, was ihr nottut, zu sagen hat.

Was sagt er ihr?

Er sagt ihr, daß das grausige Drama, das sich in ihr abspielt, nur zu Ende kommen kann, wenn sie die Sozial-Magie, der sie sich ergeben hat, von ihrem Pfad entfernt, die Zaubersprüche, mit denen sie sich betört, verlernt und entschlossen ist, um jeden Preis mit der Wirklichkeit wieder in ein natürliches Verhältnis zu kommen.

Den einzelnen sagt er: Gebt das Ideal persönlichen Menschentums nicht preis, auch wenn es den Verhältnissen, wie sie sich ausgebildet haben, zuwidergeht. Gebt es nicht verloren, auch wenn es opportunistischen Theorien, die das Geistige einfach dem Materiellen anpassen wollen, nicht mehr haltbar vorkommt. Bleibt Menschen mit eigener Seele! Werdet nicht „Menschendinge", die sich eine auf den Massenwillen eingestellte und mit ihm im Takt pulsierende Seele einsetzen lassen!

Nicht alles in der Geschichte ist bestimmt, ständigem Wechsel unterworfen zu sein, wie es oberflächlicher Betrachtungsweise vorkommt, sondern es soll sich in ihr das ereignen, daß Ideale, die ihre bleibende Wahrheit in sich tragen, sich mit den wechselnden Verhältnissen auseinandersetzen und sich in ihnen behaupten und vertiefen. Ein solches Ideal ist das des persönlichen Menschentums. Geht es zugrunde, so geht der Mensch zugrunde, was das Ende der Kultur, ja der Menschheit bedeutet. Darum hat es einen Sinn, daß in dieser Zeit die Blicke auf Goethe, den Verkünder echtesten und edelsten persönlichen Menschentums, gerichtet sind und seine Gedanken auf die mannigfaltigste Weise unter die Leute kommen. Möge das „Sei du selber", das aus ihnen herausklingt und in dieser Schicksalsstunde der Menschheit die Bedeutung einer welthistorischen Parole erhält, uns mutig machen, dem Zeitgeiste zu widerstehen und in schwersten Verhältnissen uns und anderen soviel Möglichkeit wahren Menschentums zu retten, wie wir es nur immer vermögen. Und mögen wir, denn das entscheidet, jeder in der uns gegebenen Möglichkeit, das schlichte Menschentum des „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut" auch zur Tat werden lassen, daß es nicht nur als Gedanke, sondern auch als Kraft unter uns ist.....

Wir aber stehen noch unter dem Verhängnis der Worte aus „Hermann und Dorothea":

„Denn gelöst sind die Bande der Welt, wer knüpfet sie wieder
Als allein nur die Not — die höchste, die uns bevorsteht."

Möge auch das andere aus dem Gedicht zu dieser Dichtung über uns walten und Wahrheit an uns werden:

„Es siege der Mut in dem gesunden Geschlecht."[1]

R. v. E.

---

[1]) Der Tag. Unterhaltungs-Rundschau. Donnerstag, 24. März 1932.

„Geschichte als Schicksal".

Vortrag von Prof. Dr. H. Rothfels in Dorpat am 11. März 1932.

Das Thema „Geschichte als Schicksal" läßt als solches bereits deutlich erkennen, daß es sich hierbei um eine spezifisch deutsche Fragestellung handelt, um eine Fragestellung, die „innerlich zusammenhängt mit dem gewundenen und rückfälligen Gang der deutschen Geschichte." Man möchte dieses Thema als einen Protest auffassen gegen die Geschichte überhaupt oder doch gegen ihre jeweilig letzten Hervorbringungen. Politischer Aktivismus und philosophischer Vitalismus vereinigen sich hier im Protest gegen ein durch und durch historisches Denken. Der Vortrag soll dieses Thema nicht so sehr von der theoretisch-philosophischen, als vielmehr vom Erfahrungsgehalt der deutschen Geschichte her darstellen und anschaulich machen. Der Zusammenbruch und Umsturz von 1918 kann uns als klassisches Beispiel für eine primitive Auflehnung gegen die Geschichte dienen. Man gab sich schwärmerisch dem Glauben hin, daß „die Gefängnismauern des Historischen" zerbrochen seien, daß „mit dem geschichtlichen Erbe zugleich auch die geschichtliche Last" endgültig abgeworfen sei: „Was ziemt dem Lebendigen" — so fragte man sich — „jener Kehrichthaufen der Jahrtausende?" Das Wort „Weh dir, daß du ein Enkel bist", erschien im höchsten Recht gegenüber einer politischen „Technik", die „das Gewordene bestenfalls zu galvanisieren wußte." Man betonte, daß nur radikaler Neuanfang das Leben zu gestalten vermöge; denn wie sollte „aus der Gebundenheit Autonomie", aus dem „Bedingten das Unbedingte" gewonnen werden. Es war die sehr begreifliche Abwehr eines „elementaren Daseinswillens gegen das, was als unverstandenes Schicksal, als Ergebnis der Geschichte hereingebrochen war." Aber auch tiefer begründete Zweifel ließen sich geltend machen, eine „tatsächliche Unkraft, eine tiefe Skepsis", die „das berufsmäßige Handeln aus der Geschichte" wie das „berufsmäßige Nachdenken über Geschichte" lähmte. Eine „Politik des Epigonentums" rief sehr begründete Zweifel an der „Tragfähigkeit des historischen Bewußtseins" überhaupt hervor. Schon Nietzsche sprach von dem „Nachteil der geschichtlichen Gesinnung", die die Energie des unmittelbaren Handelns lähme. Man hat dem gegenüber oft der Meinung Ausdruck verliehen, der Deutsche sei „zu gebildet, um im tätigen Leben mit gleicher Aussicht auf Erfolg handeln zu können", wie die Nationen des Westens. Auf die vorliegende Frage angewandt heißt das: der deutsche Geist, die deutsche Wissenschaft habe „die Macht des Historischen entdeckt" und sich „unerhört erfolgreich in das Reich des Geschichtlich-Methodischen eingefühlt", aber diese „Hingabe an die Geschichte" habe zu einem „geschmeidigen Allverstehen", zu Relativismus, Indifferentismus, mit einem Wort zur „Standpunktlosigkeit" geführt. Aber die Zweifel richteten sich auch gegen den Inhalt der Geschichte selbst. Wenn um 1800 Klassik und Romantik ihre Idealbilder der Vergangenheit entnahmen trotz größter Wesensverschiedenheit, wenn bei der Reichsgründung das geistige Rüstzeug gewissermaßen aus dem „Arsenal der Geschichte" entnommen wurde, wenn auch heute noch trotz aller Skepsis alle Richtungen, auch

die „prinzipiell ahistorischen Parteien" die „Kronzeugen" für die „Wunschbilder der Gegenwart" aus der Geschichte nehmen, so bedeutet das von der anderen Seite, daß Geschichte nicht nur „Belastung und Lähmung" ist, nicht nur etwas Negatives, sondern auch positiv „ein innerer Motor des schaffenden Lebens selbst". Ihre Wirkungen sind nun nicht „direkt handlich", aber sie ist als Ganzes der „tragende Grund, von dem die Antriebe im Willen und Erleiden eines Volkes hinübergreifen". Diese Erkenntnis bedeutet eine Absage an allen Pragmatismus und Skeptizismus. Auch dieses soll vom Erfahrungsgehalt der deutschen Geschichte her anschaulich gemacht werden. Zwei „Durchbrüche durch die historische Kontinuität" bietet uns hier die jüngste Vergangenheit. Im August 1914 war die Antwort auf das Geschehen leicht, — nicht weil — wie man wohl behauptet hat — das deutsche Volk „im Gehorsam erzogen" war, oder aus Unkenntnis der von der deutschen Diplomatie begangenen Fehler. Der Opferwille entsprang vielmehr dem „tief berechtigten Instinkt des Bedrohtseins", der erst „ex eventu eine flagrante Bestätigung" fand. Man hatte dieses Bedrohtsein vergessen, man täuschte sich über das schwankende Fundament des Reiches, nun aber tauchte das „Bewußtsein des deutschen Schicksals" wieder auf, jenes Schicksals, das Deutschland von jeher zum „Kampfplatz der Waffen und der Geister" gemacht hatte. Der Ausgang stellte dann das historische Bewußtsein vor die schwere Frage: Protest oder Einordnung? Die Losung „Los von der Geschichte" erhob sich im Bunde mit einer sozialen Verschiebung von größtem Ausmaß und einem Wechsel der Staatsform. Aber weder soziale Verschiebung, noch Wechsel der Staatsform können an die Tiefe rühren. „Kein Volk kann aus seiner Geschichte desertieren". Es ist nicht Quietismus und Fatalismus, was sich in dieser Erfahrung ausspricht. Denn wenn auch der Protest gegen die Geschichte ohnmächtig zerfällt, so kann doch „Protest, Protestation innerhalb der Geschichte die eigentliche historisch verhängte Aufgabe sein". Der Verlauf der deutschen Geschichte selbst legt wieder Zeugnis ab für die Richtigkeit dieser Behauptung. Das deutsche Volk hat nie eine eindeutige Existenzform seiner Staatlichkeit geschaffen, es hat nie seine sozusagen „klassische Form" gefunden. Es gibt keinen Gegensatz der europäischen Geschichte, der nicht im „Lande der europäischen Mitte" ausgefochten wäre, der das deutsche Wesen nicht aufs tiefste beeinflußt hätte. Es ist bezeichnend, daß nur in Deutschland der Kampf der Konfessionen zu einem dauernden Spannungszustand führte. Nur in Deutschland ringen Zentralismus und Partikularismus immer erneut um den Ausgleich. Zu diesem Grundton stimmt auch die Zweistaatlichkeit Preußen-Österreich. Auch der Kampf der Theorien von Staat und Gesellschaft wurde und wird in Deutschland mit ganz besonderer „prinzipieller Schärfe" geführt. So scheint Dostojewskis Wort vom „ewigen Protestantismus der deutschen Geschichte" tiefste Bedeutung zu gewinnen. Immer erneute Spannungen — das ist der Kernpunkt des Problems, das ist das spezifische deutsche Schicksal. Diese Erkenntnis soll nicht zur Standpunktlosigkeit führen. „Geschichte als Schicksal" soll nicht „Anerkennung eines allgemeinen Fatums" heißen, das „den Menschen an seinen Drähten zappeln läßt," sondern Anerkennung des „besonderen Schicksals, mit dem und gegen das zu ringen jeder Generation von neuem zufällt." Worauf

beruht nun dieses Sonderschicksal, diese Andersartigkeit des Deutschen? Herder und die Romantik beantworteten gegen Ende des 18. Jahrhunderts diese Frage durch die „Entdeckung des Volksgeistes", jener „Urkraft", jenes „Borns der Individualität, aus dem sich die Hervorbringungen eines Volkes in Kultur und Staat nähren und färben". Für uns aber kann dieser „Volksgeist" nicht mehr als „urgegeben" gelten, denn auch er ist ein Produkt der Geschichte, besonders der deutschen. Die deutsche Entwicklung nämlich unterscheidet sich prinzipiell von der Entwicklung der westeuropäischen Nation. Deutschland ging den umgekehrten Weg vom Weltreich zur Kleinstaaterei, von der Zentralisation zur Zersplitterung; und gerade die partikularistischen Kräfte haben das deutsche Wesen bestimmend geformt. Hinzu kam das Neben- und Durcheinander der Rassen im preußischen Osten und in Österreich, das als Ergebnis den spezifisch preußischen und österreichischen Typus gestaltete. Diese „volksmäßige Grundlage" deutscher Sonderart führt zu der anderen, der „Raumgrundlage". Die europäische Mittenlage Deutschlands ward ihm Segen und Fluch zugleich. Deutschland stand gewissermaßen stets im „Wetterwinkel", ständig von Blitzen bedroht, aber auch „von befruchtendem Regen" getränkt. Die „Offenheit der Grenzen" bot Vermittelungsmöglichkeiten von größter Bedeutung. Man erinnere sich nur der Bedeutung der Reformation für den skandinavischen Norden, der Romantik für die Völker des Ostens. Diese „Weltoffenheit" ist aber nur die „andere Seite einer tiefbedenklichen und im Charakter nachwirkenden Weltdienstbarkeit". Das deutsche Spießbürgertum erwuchs aus denselben Bedingungen wie das deutsche Weltbürgertum. Aber die Mahnung an Deutschland, seine wahre Aufgabe darin zu sehen, die „Nation der Dichter und Denker" zu sein, das bekannte Wort vom „Siege Kants über Krupp" ist gefährlich und falsch. Schon Humboldt erkannte, daß auch eine innere geistige Selbständigkeit und Machtstellung gebieterisch die äußere Selbständigkeit und Größe fordere. Auch das Reich Bismarcks war in besonderem Maße ein „Reich der Mitte" zwischen den reinen Nationalstaaten des Westens und den national gemischten des Ostens. Der Föderalismus unter Preußens Führung schien die spezifisch mitteleuropäische Sendung zu sein. — Trotz aller Versuche ist es dennoch nie möglich gewesen, die eigentlich „treibende Kraft, das Dynamische des historischen Gestaltungsprozesses adäquat zu benennen". Von verschiedenen Möglichkeiten „sterben die einen ab", die anderen setzen sich durch und „verfestigen sich in großen geschichtlichen Momenten." In der Folge solcher Momente „prägt sich die Sonderart", und „bei jeder neuen Entscheidung schwingen Tendenzen mit", die sich „einmal eingelebt haben". Aus dem „Nacheinander" wird ein „Ineinander der Generationen". Die anormale, von Westeuropa abweichende Kurve der deutschen Geschichte, die Entwicklung Deutschlands von einer „umfassenden Reichsbildung" zur „Zwerg- und Vielstaaterei", deren Gründe viel umstritten sind, veranschaulicht das deutsche Schicksal. Allmählich bildet sich so „als geschichtliche Lebensform jene Spannung von Universalität und Partikularismus", die „in alle deutsche Entwicklung schicksalhaft hineinwirkt." So verband sich der Protestantismus mit den partikularistischen Kräften gegen den mit dem Universalismus des römischen Kaisertums im Bunde stehenden Katholizismus. In den folgenden

Jahrhunderten wird der politische Gesamtverband immer lockerer. Gleichzeitig erstehen die beiden deutschen Großstaaten Preußen und Österreich, die ihre „Spitze gegen einander kehren." Es ist, als könne sich die deutsche Geschichte nicht genug tun an Gegensätzlichkeit. Daneben erwächst ein unpolitisches „drittes Deutschland" aus den „Impulsen der Glaubenskämpfe", vornehmlich aber aus denen des Protestantismus. Wie bereits erwähnt, ist das Wort von der „Rückkehr zur Nation der Dichter und Denker" ein banales Schlagwort. Das Bedürfnis nach politischer Körperhaftigkeit ist gerade „unterbaut mit Antrieben" aus Kunst, Dichtung und Wissenschaft. Entscheidend waren aber nicht diese „Antriebe", sondern die Tatsache, daß Preußen den Anhalt gab zur deutschen Staatswerdung, daß Preußen gewissermaßen zur „Kraftquelle" wurde, aus der die hohe Idee des Staates in Aufopferung und Hingabe nach dem Zusammenbruch von Jena erstehen konnte. Die hohe Idee von dem, was der Staat sein sollte, die deutsche „Staatsmystik" führte zur „Staatsvergottung", wozu gerade die Spannung zwischen „Wunschbild und Wirklichkeit" beitrug. So wurde auch hier die Spannung nicht überwunden, ja, selbst das Reich Bismarcks war wiederum „mehr Aufgabe als Erfüllung". Bismarcks Ziel war „ein in sich befriedetes Reich", das „durch eigene Machtbildung und durch eigene Machtbeschränkung auch Europa befriedete", indem es die Mitte ausfüllte als das „Bleigewicht am Stehaufmännchen Europa". Im Reiche Bismarcks erreichte die deutsche Staatlichkeit einen Höhepunkt nicht so sehr in Ansehung der äußeren Machtbildung, als durch das heroische „Ringen um die große Aufgabe mit dem verzehrenden Einsatz der Person", das sich in den erschütternden Worten Bismarcks äußert: „Es ist nicht meine Aufgabe, harmonisch zu sein."

Der Rückgang nach 1890 beruht weniger auf einzelnen Mißgriffen und taktischen Fehlern, als auf dem „Abfall vom Schicksalsgefühl", auf dem Vergessen der „geschichtlich verhängten Aufgabe". So wurde das Schicksal nicht gemeistert, sondern durch Opportunismus und „Ausweichen in der Richtung des schwächsten Widerstandes" herbeigeführt. Die Katastrophe von 1918 offenbart den „Rhythmus des Immer-wieder-Aufnehmens", und so erhebt sich die Frage: Liegt nicht in dem immer erneuten Durchkämpfen der Spannungen die Aufgabe Deutschlands innerhalb der europäischen Geschichte? Es ist mehr als ein Zufall, wenn der Versailler Vertrag alle „Zerfetzung und Willkür" zu Lasten des deutschen Volkes gehen ließ. So gewinnt auch die deutsche Forderung auf „Wiedergutmachung" erhöhte Bedeutung und tiefsten Sinn als „europäische Aufgabe". Schicksal und Aufgabe münden hier ineinander, „was die Vergangenheit uns aufbürdete, mündet in die Möglichkeit der Zukunft, wenn anders wir der eigenen Geschichte, unserem geschichtlich gewordenen Selbst nicht entsagen." „Mahnung und Trost" zugleich sind uns unter diesem Gesichtspunkt die Worte Goethes:

„So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen,
So sagten schon Sibyllen, so Propheten;
Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt."

Kurt Sponholz.

Geschichts-Unterricht.

Gedanken für die Geschichte gegen den „Historismus".

Von Tim Klein.

Schleiermacher hat einmal gesagt: „Die Erziehung sei wortkarg, der Unterricht beredt." Wenn ein Unterricht der Beredsamkeit bedarf, so ist es der Geschichtsunterricht. Ich meine nicht jene fatale Beredsamkeit, die sich einschläfernd wie ein Landregen über den Schüler ergießt, sondern ich meine es im Sinne des großen Apostels: „Ich glaube, darum rede ich." Nur eine große Gemütskraft ist imstande, den „Historismus" auszulöschen und die Geschichte lebendig zu machen.

Lehrbücher der Geschichte sind als Leitfaden notwendig. Aber der Tod alles Geschichtsunterrichts ist die Beschränkung auf solche Leitfaden oder gar auf das Auswendiglernen solcher Lehrbücher. Lebloser Memorierstoff geht den Schüler nichts an. Ich war selbst über zwölf Jahre Lehrer der Geschichte. Ich hatte mit Lehrbüchern zu tun, die sicherlich in ihrer Art als Wegweiser gut waren. Was ich an allen vermißte, das war die klare Feststellung, was denn eigentlich Geschichte sei. Dazu kam ein Weiteres: der Mangel an Überblick über das Geschehen und die Lebendigkeit, die Farbigkeit der Charakteristik. Geschichte lehren ist eine Kunst. Ohne künstlerische Kraft kann Geschichte nicht dargestellt werden. Das bloße Wissen um Vergangenes bedrückt den Begabten, behagt dem Mittelmäßigen und hält den Schwachen in tiefem Schlaf.

Historie als Wissenschaft gehört nicht in die Mittelschule, von der allein ich rede. In die Schule gehört einzig und allein die lebendige Gestalt geschichtlicher Wahrheit. Der Weltmann wird bei diesem Worte lächeln. Denn, was ist geschichtliche Wahrheit? Zunächst will ich nur negative Feststellungen machen. Geschichte ist nicht Geschichtsklitterung. Sie ist also nicht ein Teig, der beliebig, je nach der persönlichen Einstellung des Lehrers, geknetet werden darf. Die Geschichte ist auch nicht Politik, sie ist nicht Köder, die Jugend für diese oder jene Partei oder Zeitströmung einzufangen. Sie ist weder ein ethischer Lehrgang, noch eine Anekdotensammlung. Sondern sie ist kurz gesagt das, was William Shakespeare aus ihr gemacht hat. Also Dichtung? Wir wollen sehen.

Die Gegenwart, also das lebendige Leben, in dem wir uns umtreiben, hat ihr eigenes lebensgroßes Maß. In der Geschichte aber sehen wir überlebensgroße Gestalten, die uns einen Maßstab zur Beurteilung der Gegenwart in die Hand geben. Damit will ich nicht sagen, daß die Geschichte bloß eine Galerie großer Menschen ist. Wir haben gelernt, Epochen der Geschichte nicht als das Werk einzelner Menschen anzusehen. Wir sprechen von Mächten, von Kräften, von unmerklich anfangenden Bewegungen, die schließlich ein Volk, ja die Völker der Erde in ihren Kreis ziehen. Aber: es genügt nicht, heißt ein Sprichwort, daß einer ein großer Mensch ist — er muß auch zur rechten Zeit kommen. Allerdings ist es unbegreiflich merkwürdig, daß in der Geschichte immer dann Menschen auftreten, die die Menschheit bewegen, wenn die Zeit erfüllt ist.

Auf alle Fälle aber ist die Geschichte ohne Zusammenhang mit dem Leben keine wirkende Kraft. Sie muß von unserem eigenen Herzblut überwallt sein. Sie muß Fluch und Glück, Sünd' und Segen des Volkes umfassen. Sie muß dessen ewig gegenwärtige Wesenheit und Bestimmung unmittelbar nahe bringen. Es liegt auf der Hand, daß alle Geschichtsdarstellungen, aller Geschichtsunterricht nur eine Auswahl aus dem myriadenfach vereinzelten Geschehen der Jahrtausende zum Inhalt haben kann. Ich behaupte nun, daß der Geschichtsunterricht sich mit einer immer kargen Auswahl nicht begnügen darf. Sondern auf das Ganze der Geschichte gesehen, ist die Aufgabe — man erschrecke nicht —, wahre Legende zu schaffen. Was ist wahre Legende? Sie ist der Sinn einer Erscheinung, eines Geschehens. Sie ist das Unzerstörbare im Zerstörbaren, sie ist ein Symbol, ein hohes Gleichnis des gegenwärtigen Lebens. So als Symbol gefaßt ist Geschichte nicht ohne weiteres auf unser Heute praktisch übertragbar, im Gegenteil: jeder Versuch, die Geschichte auf die Gegenwart zu übertragen, ist für beide tödlich. Die Geschichte aber soll Leben fördern, nicht Leben töten.

Alles, was unser Volk und was die Menschenwelt bis auf diesen Tag je bewegt hat, von den furchtbarsten Gewalttaten, physischen Kraftanstrengungen und Ausdehnungen bis zu den feinsten und lieblichsten Äußerungen in der Kunst und den staunenswerten Arbeiten der Wissenschaft und der Technik: also Kultur und Zivilisation, nicht zuletzt die Religion, umfaßt die Geschichte. Es ist völlig unmöglich, im Geschichtsunterricht an den Mittelschulen den gewaltigen Stoff auch nur annähernd an den Schüler zu bringen. Und ganz von selbst wird sich der Lehrer der Geschichte gedrängt fühlen, Geschichte in eine höhere Kategorie hinaufzuheben. Und das ist eben die symbolische Behandlung. Wenn es gelingt, Geschichte und Leben in eins zu schauen, wenn es vor allem gelingt mit einer das Gesamtvolk umfassenden Anschauung an die Geschichte heranzutreten und sie gewissermaßen neu zu schaffen, dann ist das Höchste erreicht, was der Geschichtsunterricht leisten kann. Es verhält sich hier ähnlich wie mit einem persönlichen menschlichen Verhältnis, etwa dem der Liebe. Die Liebe schafft aus dem wirklichen Gegenstand ein Symbol der Werte, die das Herz erstrebt. Wenn das Herz nicht dabei ist, dann hilft kein Wissen um die Geschichte. Sie bleibt ein Revenant, ein Gespenst, das der Schüler mit Recht zu bannen sucht und meist auch zu bannen versteht.

Ohne Zweifel ist man im berechtigten Kampfe gegen den Historismus, der das lebendige Leben aufzuzehren drohte, zu weit gegangen. Keine Generation aber kann ohne die Symbolkraft der Geschichte auskommen. Und ich halte es für ein selbstmörderisches Bemühen, die Geschichte ins Nichts zurückstoßen zu wollen, nur um dem „Interesse" des Augenblicks Platz zu machen. Es ist Frevel am lebenden Geschlecht, wenn ewige Werte des eigenen Volkes, nur weil sie einem gerade nicht in den Kram passen, unterschlagen oder in Unwerte verzerrt werden. Dieses zu tun ist eine Sache der Beschränktheit, der kleinen Köpfe, der Pedanten, der Fetischdiener irgendeiner Formel. Formeln aber fallen vor dem gewaltigen Bild des ewigen Symbols in Staub zusammen.

Uns Deutschen gebricht es an der „wahren Legende", an dem berückenden Symbol unseres eigenen Wesens, wie es sich in der Geschichte darge-

stellt hat. Nur ein Beispiel. Auf einer Reise fuhr ich mit einem italienischen Erdarbeiter zusammen, der nur gebrochen deutsch sprach. Er stammte aus der Provinz Udine und erzählte ganz harmlos, daß er aus der Familie eines venezianischen Nobile stamme. In der etwas schwierigen Unterhaltung fiel der Name Dante Alighieri. Da leuchteten die Augen des Italieners, der vielleicht ein Analphabet gewesen ist, und immer wieder rief er: „Dante, Dante!" Ich bin überzeugt, daß er keine Zeile von Dante gelesen hatte. Aber schon der Name des großen Florentiners war in seinem Gefühl und in seiner Phantasie offenbar als eine Macht vorhanden, die sein Nationalgefühl belebte. Kurz gesagt: Dante lebte in ihm als Mythus. Eine ähnliche Verdichtung in der Phantasie muß aller Geschichtsunterricht zuwege bringen.

Es ist allgemein bekannt, daß vor der Schlacht von Trafalgar Nelson den Befehl: „England erwartet, daß jeder Mann seine Pflicht tue", nicht signalisiert hat. Und dennoch ist das Wort wahr. Wenn Gneisenau in einer Denkschrift an den König sagt, die Throne seien auf Poesie gegründet, so trifft er ins Schwarze. Kein Staatsbürger errechnet und kann errechnen, was ihn an seinem Volk oder Staate mit unzerreißbaren Banden festhält. Denn das, was Gneisenau Poesie nennt, läßt sich nicht berechnen. Es ist da eine inkommensurable, das heißt unwägbare und unmeßbare Gewalt im Spiele. In ergreifender Weise drückt das Wort aus den Freiheitskriegen Deutschlands die Heiligkeit dieser Verbindung aus: „Wer fällt, der kann's verschmerzen, er hat das Himmelreich."

Der Geschichtsunterricht, wie ich ihn mir vorstelle, kann nur gegeben werden, wenn die durchgängige Bedingtheit der Ereignisse, der Bewegungen und der menschlichen Persönlichkeiten dargestellt wird. Mit anderen Worten: wenn die aus dem Volkstum herauswirkende Notwendigkeit durchschaut wird. Es ist zum Beispiel barer Unsinn, Karl den Großen immer wieder als „Sachsenschlächter" hinzustellen, oder Friedrich den Großen als einen Kobold, der nur aus Bosheit und Ehrgeiz zusammengesetzt war, oder Bismarck, wie das Mode geworden ist, als den gewalttätigen, brutalen „Realpolitiker" darzustellen. Der Lehrer der Geschichte darf nicht die sicher überlieferten Züge eines in der Geschichte wirksam gewordenen Menschen fälschen, aber er hat die Pflicht, ihn als Ganzes zu sehen. Lehrt er so, dann wird er nicht in Einfältigkeiten verfallen, von denen ich soeben einige Beispiele gegeben habe. Von der großen Anschauung des Symbolcharakters der Geschichte des Volkes und der Menschheit, genauer des eigenen Volkes und der anderen Völker, muß der Lehrer der Geschichte erfüllt sein. Dann wird er auch gegen die Verführungen, die ihm aus Tendenzen der Gegenwart drohen, Widerstand leisten, und nicht zum Beispiel die furchtbare Sklaverei, unter der das deutsche Volk leidet, umbiegen in einen Zustand der „Freiheit". Er wird nicht aus Unrecht Recht machen.

Die Geschichte ist aber auch so voll von anziehenden und charakteristischen Zügen, daß der Lehrer der Geschichte nicht in allgemeinen Beziehungen und Zusammenhängen steckenzubleiben braucht. Einem Geschichtsunterricht, der nicht durch bedeutsame Einzelheiten belebt ist, fehlt die Anziehungskraft. Es ist nicht gleichgültig, daß Lucius Cornelius Sulla flachshaarig war und ein mit Pusteln bedecktes Gesicht hatte, so daß ihn die Römer die

„Maulbeere" nannten. Es ist nicht gleichgültig, daß jener greise Germanenhäuptling sich über die Elbe fahren ließ, um den Drusus, den Imperator und Herrn der Welt, schweigend anzuschauen. Es ist nicht gleichgültig, daß Marie Antoinette, als sie auf dem Schafott aus Versehen dem Henker auf den Fuß trat, sich mit höflichen Worten entschuldigte. Es ist nicht gleichgültig, daß Talleyrand hinkte, daß Cäsar und Napoleon Bonaparte Epileptiker waren. Es ist nicht gleichgültig, daß Cromwell bei seinem ersten Auftreten im Parlament einen Blutflecken auf seinem Kleide hatte. Es ist nicht gleichgültig, daß der große Moltke in seiner Kadetten- und ersten Leutnantszeit so gehungert hat, „daß er den Hunger gar nicht mehr spürte", wie er selbst sagt.

Zum Schluß möchte ich zwei praktische Vorschläge machen: so wertvoll Repetitorien und dergleichen sind, so notwendig ist es, den Schüler so bald als möglich große Geschichtswerke für sich lesen lassen. Wenn der Schüler sich durch ein Werk wie zum Beispiel den York von Droysen durchgearbeitet hat, dann erst erfährt er die Macht der Geschichte. Niemand umarmt gern ein Gerippe. Und noch ein anderes. Jede Stunde Geschichtsunterricht enthalte einen freien Vortrag, gleichviel auf welcher Stufe der Schüler steht. Ohne Buch, ohne Zettel, trete der Lehrer vor seine Schüler. So vermittelt er den Schülern das Gefühl der Freiheit über den Stoff. Er sei beredt, klar und anschaulich, kühn und entschlossen, den natürlichen Widerstand des bloß Belehrt-werdenden durch die lebendige Anschauung der Geschichte zu brechen.

Der Geschichtsunterricht ist unmöglich ohne Glauben. Wie der Deutsche überhaupt ohne Glauben eine fratzenhafte Gestalt ist. Der Schüler lerne Ehrfurcht vor dem Gang Gottes durch die Geschichte, Ehrfurcht vor menschlicher Größe und menschlichem Wert. Er lerne, daß er und seine Zeit nichts sind ohne die Geschlechterfolge. Er lerne die Leiden der Zeit zu tragen, ohne ihre Schuld zu teilen, und daß er nichts ist ohne sein Volk. So gestählt wird er im Hinblick auf Albrecht Dürers Bild vom Ritter, der mit festem Auge vorwärts dringt, sagen können: „Laß kommen die Welt mit mir zu streiten, ich will durch Tod und Teufel reiten."

Mit gütiger Erlaubnis des Verfassers
den „Münch. Neuest. Nachrichten" entnommen.

M. Kaubisch: Gedichte.

Vor Zeiten zogen die Heiligen in die Stille und Einsamkeit der Berge um anzubeten, um der Gottheit in erdentrückter Höhe näher zu sein. Aber nicht nur das Überirdische trat in den Blickkreis ihres sehenden Auges, auch der Blick in die Tiefe drang weiter, als der des Menschen der Niederung. Es ist eine bekannte Erfahrung, die der Mensch mit der Herrschaft über die weiten Lufträume gewann, daß sich seinem Blick die Tiefe des Meeres erschloß, je höher sein Standpunkt, um so ungehemmter.

Die Horizontalansicht ist eine andere, wie die Vogelperspektive, ja die Landschaft und die ganze Welt der äußeren Erscheinungen scheint aus

dieser gesehen wesenhaft verändert, kaum ähnlich der, die uns aus der Horizontalansicht bekannt war. So müssen wir dem Piloten sein verändertes Weltbild glauben, falls uns nicht die Flügel der Phantasie in die von ihm erreichten Höhen tragen.

Und das gleiche Gesetz, das für unsere räumliche Welt gilt, herrscht auch im Reich des Geistes.

Wir haben im großzügigen Alfresco-Bild der Geistesgeschichte des „europäischen Reiches der Mitte" den Dichter-Philosophen[1]) auf seinem Höhenflug begleitet und uns durch die Tiefe der von ihm geschauten Bilder im Innersten bewegen und erschüttern lassen. Wir haben das bunte und unharmonische Bild des politischen und pseudogeistigen Getriebes von heute übersehen gelernt, aber wir haben den Blick trotzdem der „festgegründeten Erde" zugewandt und den Menschen in seinen tiefsten Sehnsüchten, in seiner Gebundenheit und seiner Freiheit zum Guten und zum Bösen zu durchschauen gesucht und haben trotz allem Düster und Chaos, das ihn umklammert, Gestalten, Repräsentanten der Menschheit erkannt, die nicht nur den Glanz eines Göttlichen flüchtig aufleuchten ließen, sondern in ihrer Person, ihrem Werk durchglüht waren vom Göttlichen.

Aber höher hinauf führt uns der Flug in erdferne Regionen, wenn der Dichter allein zu uns spricht! Reicht noch der Blick hinab zur Erde, kann er auch dort noch die Seelentiefen des Menschen ergründen, oder ist sein Auge geblendet von überirdischem Glanz?

Diese Frage legen uns die „Gedichte" von Martin Kaubisch[2]) nahe, die in einer Reihe von Jahren entstanden, vor wenigen Wochen im Druck erschienen.

Es gab sicherlich Zeiten, die der ausgesprochenen Lyrik, wie wir ihr in den Gedichten Kaubisch's begegnen, empfänglicher gegenüberstanden als die heutige, die einer problematischer Erdgebundenheit verfallen erscheint, nicht verwurzelt in einer kräftespendenden Erdverbundenheit, die so stark die Außenseite des Lebens auf Kosten seiner Innenseite betont, daß für den reinen Klang der Seele wenig Raum übrig bleibt. Hinzu kommt noch als erschwerendes Moment für die breitere Wirkung dieser lyrischen Poesie, daß sie nicht eigentlich dem Bezirk der Seele entquillt, in dem gefühlsbetont und künstlerisch gestaltet der Dichter sich in seinen Bereichen, in Wald und Feld, in der gesamten Natur wiederfindet, wo er im Banne des Eros diesem tiefsten Erlebnis Worte leiht, wo Dionysos selbst seine Leier erklingen läßt.

Diese Gedichtsammlung spiegelt sicherlich in ihrer Art auch jenen Zwiespalt wider, wie ihn Giordano Brunos Bild vom Menschenschicksal uns verkündet, den Zwiespalt zwischen „Ewigkeit und Zeitlichkeit" aber mit starker Betonung des Reiches der Ewigkeit, des Transzendentalen.

Prüfen wir, ob dieser Standpunkt des Dichters für uns, die wir im Leben stehen, die wir das Leben bewältigen sollen, indem wir es schöpferisch gestalten, Weltabkehr, Weltverzicht bedeutet, oder ob uns der erhöhte Standort nicht nur den sehnsüchtigen Blick nach der erlösenden Hand von Oben,

---

[1]) Vergl. M. Kaubisch. Nr. 2. 1932, dieses Blattes.
[2]) Erschienen im Liechtenstein-Verlag, Weimar.

sondern auch den Tiefenblick in die leidende und wollende tragische Seele der Menschheit schenkt!

Aus innerem Zwiespalt geborene Fragen, Zweifel und tiefste Verzweiflung (wie in dem Gedicht „Irre"), Gebet und Versenkung, Erhörung und Erlösung, Ekstase — das ist die Gedanken- und Gefühlswelt des Dichters, der er das poetische Gewand leiht, das im vornehmen Rhythmus und dem auserlesenen Wortbegriff und Wortklang an Hölderlin, an Stefan George erinnert.

Mag auch durch diese stark sub specie aeternitatis stehende Dichtung allzustark das eine Grundmotiv immer wieder hindurchklingen, mag auch die Bildhaftigkeit des Ausdrucks durch die Begrenztheit und Verschwommenheit unseres metaphysischen Seelenhorizontes an Reichtum und Farbe verlieren, so muß doch der starke Eindruck betont werden, der diese dichterischen Bekenntnisse aus einer tiefen Menschenseele geboren erscheinen und im Gegensatz zu dem oft erkältenden Hauch, der uns aus so manchen Gedichten Stefan Georges entgegenweht, doch überall die Lebenswärme des Dichters nachempfinden läßt.

Es braucht nicht weiter gesagt zu werden, daß ein tiefer Ernst dieses Buch der Lieder durchzieht, so besonders stark in der Totenhymne „das Tor der Toten", das in Anlehnung an das bekannte Grabmal Bartholomée's auf dem Père la Chaise in Paris entstanden sein muß, und in den vier Gesängen „Für einen gefallenen Freund".

Charakteristisch für die Empfindungswelt Kaubisch's ist es, daß diese Nänie auf den gefallenen Freund weit unmittelbarer wirkt, als die Gedichte „an Eros". Liegt jene ganz und gar in Sprache und seelischem Gehalt auf der Linie des Antik-Apollinischen, so dürften wir von der letzteren Gruppe und der „Liebesode" erwarten, daß sie in dionysischen Zeichen zu uns redet, aber auch hier verrauscht das Tristan-Erlebnis vom Sterben-Vergehen in apollinischen Sphären.

Auch diese Gedichte sind ein „Zeichen der Zeit", wenn auch der Dichter nicht in erster Linie die Wirrnis des Tages und das Menschlich-Allzumenschliche ins Auge faßt, sondern von einer Höhenlage aus, der der ersehnte Himmel näher ist, als die entrückte Erde.

Wer sich aber in dieser betriebsam-hastenden Zeit den Sinn dafür bewahrt hat, daß es nicht nur darauf ankommt — wie Nietzsches Warnerstimme es uns zuruft „mit der Uhr in der Hand zu denken", sich „seiner Ruhe zu schämen" und sich „das lange Nachsinnen nur unter Gewissensbissen zu erlauben", der nehme die Gedichte von Kaubisch zur Hand und lasse sich von der Hand des Dichters zur Höhe führen, die den Umkreis weitet und uns in letzte Tiefen und Sehnsüchte des Menschenherzens blicken läßt!

R. v. E.

Schriftleitung: Dorpat, Teichstr. 30. * Verantwortlicher Schriftleiter: Direktor Alfred Walter. * Herausgeber: Prof. Ernst Masing. Prof. Ernst Blessig. * Bezugspreis: für ein Halbjahr 1.50 Kr. (mit Zust. 1.60 Kr.); Deutschl. 2 Rmk.; Lettl. 2.25 Ls. Einzelnummer 0.25 Kr. * Best. empfängt: die Geschäftsstelle der „Revalschen Zeitung", Reval, Raderstr. 10. Postfach 51. * Zahlstellen (laut Konto „Estl Verlagsgesellschaft Wold. Kentmann & Ko.") — in Riga: Rigaer Kreditbank; in Deutschland: Postscheckkonto Berlin 122602.

Gedruckt in der Estländischen Druckerei A.-G., Reval.

Aus deutscher Geistesarbeit

Monatsschrift für wissenschaftliche und kulturelle Fragen der Gegenwart

Schriftleitung: Dr. R. v. Engelhardt — Dorpat

Nr. 5 | Freitag, den 13. Mai 1932 | 8. Jahrgang

Bankrott.

Von R. v. E.

Es gibt immer noch weise Köpfe in dieser unweisen Welt, die mit unerschütterlichem Glauben an der Idee festhalten, daß einzig und allein die Wirtschaft dazu berufen sei die „aus den Fugen geratene Welt wieder einzurenken." Man sollte diese Propheten doch daran erinnern, daß es noch nie auf dieser Welt den seltenen Glücksfall gab, daß ein Ertrinkender sich an seinem eigenen Zopf aus dem todbringenden Element gerettet hat, aber auch dieser berechtigte Einwand würde von den Wirtschaftsgläubigen abgelehnt werden, die hinter dem Riesenapparat, auf dem sich das System aufbaut, doch noch ein feuerfestes Geheimfach wittern, das ungeahnte Kraftquellen birgt, die berufen wären, das todkranke System wieder auf die Beine zu stellen.

Dieser unerschütterliche Glaube an die Macht der Wirtschaft ist offenbar ein Kind der „neuen Sachlichkeit", wenngleich das „Neue" an dieser Art Sachlichkeit schon ziemlich alten Datums ist, und nur insofern „neu", als sie sich bewußter, als bisher auf den Boden der Wirklichkeit, der Tatsachen stellt. Wo in aller Welt — so sagen diese Wirklichkeitsgläubigen — gibt es so greifbare Dinge, wie Sachwert, Geldwert, feststehende Zahlen und deren errechenbare Funktionen. Daß $2 \times 2 = 4$ ist, das ist Wirklichkeit, an der nur der Narr zweifeln kann.

Was sind gegenüber diesen errechenbaren Wirklichkeiten Fragen der Politik, der Kultur? Bestenfalls Möglichkeiten, Hoffnungen, da alle die in Betracht kommenden Faktoren, die das Resultat bestimmen, variable Größen sind, welche wiederum von anderen ebenso variablen abhängig, den Umfang der Wahrscheinlichkeiten ins Unübersehbare erweitern. Deshalb hat die Wirtschaft das letzte Wort zu sagen, Politik und Kultur, sie haben sich ihren Gesetzen und Normen zu fügen!

Und solche Gedankengänge beschränken sich keineswegs auf die wirtschaftlich-industriellen Kreise, denen sie naturgemäß als wesentliche Ele-

mente ihres Berufs naheliegen, sondern sie dringen bereits in weitere Bezirke der vorwiegend geistig Orientierten ein. Wir haben auf diese bedenklichen Erscheinungen bereits mehrfach hingewiesen [1]). Aber der Skeptizismus in bezug auf alles, was nicht festgegründet auf dem Boden der Wirklichkeit, der Tatsachen steht, was nicht vom wachen „Situationsbewußtsein der Gegenwart" als richtunggebend für unser Tun und Denken, als absolut gültig erkannt worden ist, ist ein Zeichen des Zusammenbruchs unserer geistigen Front, eines Überläufertums von dieser zur wirtschaftlich-materiellen, daß man irre an sich werden kann und sich fragend nach seinen früheren Weggenossen umsieht.

Da lesen wir in dem Referat eines Vortrags über „die alte und junge Generation im heutigen Deutschland" [2]) die folgenschweren Sätze, daß die ältere Generation „vor allen Dingen auf eines verzichten müßte: auf den Anspruch einer gewissen Art von Autorität gegenüber der jüngeren Generation. Denn die Voraussetzungen dazu seien nicht mehr gegeben. Die ältere Generation belüge nur sich selbst, wenn sie behaupte, im Besitze sicherer Wegweisungen für das Leben zu sein; sie müßte sich vielmehr zur tatsächlich bestehenden Ungewißheit hinsichtlich aller Grundwerte und hinsichtlich künftiger Entwicklungen bekennen." „Was die gegenwärtige sehr schwierige Lage von der älteren Generation entschieden verlange, das sei Zucht des Willens, Reife der Einstellung zum Leben, Geduld, Festigkeit, die Tugenden „der zusammengebissenen Zähne" in verzweifelter nationaler Situation . . ."

Woher soll aber die ältere Generation die Tugend „der zusammengebissenen Zähne", die Zucht des Willens, die Reife der Einstellung zum Leben hernehmen, wenn ihr die „Ungewißheit hinsichtlich aller Grundwerte" jede Norm, jeden Maßstab genommen hat? Haben dann nicht doch die Vertreter der älteren Generation recht, die umzudenken gelernt haben, die dem „geschichtlichen Situationsbewußtsein der Gegenwart" die Lehren der neuen Sachlichkeit entnommen haben, den Glauben an die Zahl, an deren Greifbarkeit und Berechenbarkeit und in ihrer Übersteigerung in das Irreale, Imaginäre, gewissermaßen als Ersatzideal von heute „die Magie der großen Zahl"? Es ist schon richtig heute von der „Magie der großen Zahl" zu reden, von ihrer Zaubermacht, ihrer hypnotisch-suggestiven Kraft — aber vielleicht gerade um dieser Macht willen eine Magie, „die wir von unserem Pfad entfernen" sollten?

Es ist vielfach in letzter Zeit darauf hingewiesen worden, daß alle Technik in sich selbst, in den Bedingungen, die sie erst möglich macht, eine Grenze ihrer eigenen Weiterentwicklung hat. Ein eisernes Schwungrad von einem bestimmten Gewicht darf eine gewisse Umdrehungszahl in der Zeiteinheit nicht übersteigen, wenn seine innere Molekularstruktur sich nicht

---

[1]) Vergl. hierzu R. v. E. Geistige Notverordnung? Geistesarbeit Nr. 8. 1931. Th. Litt. Hochschule und Politik. Nr. 1. 1932 dieses Blattes p. 6.

[2]) Vortrag von Prof. Th. Litt. Leipzig auf Veranlassung der „Deutschen Vereinigung für staatswissenschaftliche Fortbildung" im Saale des Reichswirtschaftsrates, referiert im „Tag" von Georg Foerster.

soweit verändern, umlagern soll, daß seine Festigkeit der Geschwindigkeit nicht mehr gewachsen ist, d. h. die Bedingungen, die die Möglichkeit der Arbeitsleistung gaben, fallen bei einer gewissen Höchstgrenze fort.

Das gleiche läßt sich vom greifbaren Zahlenwert des Geldes sagen. Wir haben seinen relativen Wert sowohl nach der Minus- wie nach der Plusseite kennen gelernt. Seine Substanz, sein Wirklichkeitswert verflüchtigte sich während der Inflationszeit fast bis zur imaginären Kleinheit des Neutrons [1]), d. h. erreichte bei seiner Entwertung beinahe die Nullgrenze.

Und wie sieht es mit der Plusseite aus? Wir stehen heute vor dem katastrophalen Zusammenbruch der Kreuger-Konzerns. Gestern noch eine real greifbare Wertwelt von Milliarden, die den Planeten umspannte und beherrschte, heute wahrscheinlich einige Waggonladungen Material für die Papierfabriken, nicht nur ein Nichts, sondern weniger als das, vernichtete Existenzen, schwerste Verluste an mühsam umgesetzter Arbeitsenergie, in langen Zeiträumen gesammelt. Es ist das gleiche Ende wie die Minusseite, der Ring schließt sich.

Aber doch fragt man sich der seltsamen Tatsache gegenüber, daß ein effektiver Wert plötzlich, fast über Nacht in ein Nichts zerrinnen kann, wie es möglich ist, daß diese ungeheure Kapitalmacht gewissermaßen den Händen ihres Dirigenten entgleitet, lawinenartig, automatisch wächst und nun ihren eigenen Weg geht, um in dem Abgrund zu zerstäuben?

Fast scheint es so, als wiederholten sich hier die Gesetze der Schwerkraft, aller Materie, daß die größere Masse die geringere anzieht, um den Weg zu betreten, der den Todesgang allen Stoffes, aller Materie bezeichnet, denn nichts anderes bedeutet dieser Vorgang wie den Prozeß des Ausgleichs zwischen schwer und leicht, heiß und kalt und wie die Gegensätze heißen mögen, die alle Bewegung im Weltall bedingen bis jene völlige Unterschiedslosigkeit und Gleichartigkeit eingetreten ist, die mit der Kirchhofsstille die Erstarrung, den Tod des Weltalls bedeutet.

So auch scheint nach dem gleichen Gesetz die wachsende Kapitalsumme eine fast magische Anziehungskraft auf die geringere auszuüben, so daß schließlich völlig im Sinne der Fallgesetze der Zuwachs des Tempos mit der Massenzunahme zugleich eine Beschleunigung erfährt, und ein Stoppen der Bewegung zur Unmöglichkeit wird. Immer schneller nimmt das Schicksal seinen Lauf, bis schließlich jene äußerste Grenze erreicht ist, die Geschwindigkeit und Kohäsionskraft der Materie sich nicht mehr das Gleichgewicht halten, die Molekularstruktur verloren geht und die Masse zerstäubt.

Wir haben absichtlich bei dieser Fragestellung das Schuldmoment ausgeschaltet, sondern den Vorgang gewissermaßen als elementaren, zwangsläufigen betrachtet, einseitig vom Standpunkt des Mechanisten aus, der auch — soweit Menschenhirne und -hände hierbei in Betracht kommen, die Verantwortung ausschalten muß. Von seinem Standpunkt aus

---

[1]) Wahrscheinlicher Hauptbestandteil der kosmischen Strahlen — eine Verbindung von Proton und Elektron vom Gewichte ein sieben Millionstel Milligramm, läßt sich aber trotzdem photographieren, ein Vorzug, den auch unser Inflationsgeld besaß.

zwingt das unumstößliche Gesetz aller Materie auch den Menschen in diesen verhängnisvollen Kreislauf, der im Nichts endet.

Stellt man sich aber auf den Standpunkt, daß dem freien Willen des Menschen doch noch ein gewisser Spielraum und mit ihm ein Stück Verantwortlichkeit gegeben ist, mit denen er nicht nur den Kampf mit und gegen den Todesgang der Materie aufnehmen kann, sondern auch soll — so stellt sich uns die bisherige Fragestellung doch in einem anderen Lichte dar.

Das wirtschaftliche Denken, das mich veranlaßt den Ertrag meiner Arbeit nicht als „faulendes Gold“ [1]) im Tresor zu verwahren, sondern es „arbeiten“ zu lassen, wird sich nach den günstigsten Möglichkeiten umsehen, es gewinnbringend in irgendwelchen industriellen oder kapitalistischen Unternehmungen anzulegen. Naturgemäß werden dort die Chancen am günstigsten erscheinen, wo für alle Augen sichtbar das Unternehmen prosperiert, der Umsatz und damit das Kapital wächst und die zunehmende Schar der beteiligten Interessenten den Beweis für die Sicherheit und das geringste Risiko bietet.

Charakteristisch nun für diese Art der Überlegung ist es und wohl ein typisches Zeichen der Zeit, daß die Zuverlässlichkeit und innere Gesundheit des Unternehmens am zahlenmäßig erfaßbaren Resultat gemessen wird — ganz ebenso, wie bei der meßbaren Sportleistung, die nach „Punkten“ gewertet wird. Der „Erfolg“ ist das Zeichen der Gesundheit. Nun steht aber „Erfolg“ und „potentielle Energie“ auf allen Gebieten des Lebens, insbesondere auf dem geistigen, keineswegs in einem offensichtlichen zahlenmäßig erfaßbaren Verhältnis zueinander. Eine Erfindung, eine Entdeckung, ein Gedanke kann Jahre brauchen, ehe der „Erfolg“ sichtbar wird und der, welcher die Zukunftsmöglichkeiten bereits vor dem Erfolge erkannt hat, wird einen gewaltigen Vorsprung vor denen haben, die erst auf den Erfolg warten, um der Sache sicher zu sein. Man vergißt nur allzu leicht bei solchem Kurzschluß der Gedanken, daß es sich bei dem Kapitalzuwachs des „arbeitenden Geldes“ keineswegs nur um einen organischen Vorgang, gewissermaßen einen Wachstumsprozeß aus innerer Kraft handelt, sondern weit mehr um einen mechanischen Prozeß, der mit seiner Zwangsläufigkeit immer mehr und mehr den organischen überwuchert und zuletzt zum Tode führt. Und derselbe Prozeß ist es, der es dem einzelnen, der das Steuer in der Hand hält, auch beim besten Willen unmöglich macht, die Funktion des wachsenden Apparats noch zu übersehen und die Verantwortung für seinen Kurs zu tragen.

Die selbstverständliche Folge ist die vielköpfige Steuerung des Apparates, die Aktiengesellschaft, die nun die Verantwortung in unzählige anonyme Bruchteile teilt, die aber als Gesamtsumme immer noch keine ganze und volle Verantwortung ergeben.

Der blendende Erfolg läßt die Frage nach dem Träger der Verantwortung verstummen, das rapide Wachsen der Lawine allein genügt, um das Vertrauen der Masse zu rechtfertigen, die nicht ahnen kann, inwieweit bereits

[1]) Vergl. den gleichlautenden Aufsatz von E. G. Kolbenheyer in Nr. 11. 1931. dieses Blattes.

die verantwortlichen Leiter des Unternehmens die Gewalt über das Schicksal verloren haben.

Ganz ebenso wie der heutige Mensch sein Haupt vor dem Reichtum beugt, ohne zu fragen, woher er kam und zu welchem Zweck er verwandt wird, wie der Allerweltspolitiker in staunender Ehrfurcht vor den Goldreserven Amerikas und Frankreichs als Zeichen einer vorbildlichen Wirtschaftspolitik erstirbt, so schenkt der kleine Sparer dem magnetischen, rapid wachsenden Goldstrom sein Vertrauen, ohne zu ahnen, daß das Gefälle des Stromes zum Abgrund führt!

Das Ansehen, dessen sich heute die „große Zahl" erfreut, ist also in Wirklichkeit „Magie", nichts anderes, wenn nicht hinter der Zahl etwas völlig Unberechenbares steht, ein Imponderabile — das Vertrauen.

Das ist nun das alte wohlbekannte, reichlich triviale Lied, das nicht nur die Spatzen von allen Dächern pfeifen, sogar die hochweisen Weltverbesserer in Genf sind dahintergekommen, daß es „ohne Vertrauen" der Staaten zueinander weder politisch, noch wirtschaftlich weitergeht.

Aber da kommt schon der Skeptiker mit der Frage, ob es im Kreuger-Fall nicht besser und richtiger gewesen wäre, mit seinem Vertrauen weniger freigebig zu sein? Wäre hier nicht weitgehendes Mißtrauen noch mehr am Platz gewesen, wie etwa dem Völkerbunde gegenüber?

Also wohin soll sich das weitgehende Vertrauen wenden, wenn, wie oben erwähnt, sämtliche „Grundwerte" „ungewiß" geworden sind?

Wir sahen, daß die Prosperität eines Unternehmens keinerlei Bürgschaft für seine Vertrauenswürdigkeit bietet, der schnell eintretende Erfolg gibt noch keinerlei Sicherheit, aber er gilt heute als einzig mögliches Mittel, die Masse zu ködern und ihr Vertrauen zu gewinnen. Deshalb die Überstürztheit in der Jagd nach dem Erfolg, sie ist zugleich Jagd nach der Gefolgschaft. Alle Demagogie läuft darauf hinaus.

Die Frage spitzt sich also auf eine andere zu, die nach der Führerschaft.

Wir haben diesen Kampf um die Führerschaft auf politischem Gebiet in diesen Wochen erlebt und es war wahrhaftig kein erfreuliches Bild, die politischen Kampfesmethoden in allzu unverhüllter Front an unserem Auge vorüberziehen zu sehen. Man war allzu unbefangen in der Wahl der Waffen. Und soll nun der wahrhaft patriotisch Empfindende sich restlos über das Resultat dieses Plebiszits freuen, das wahrhaftig nicht durch eine geschlossene Front von politischen Gesinnungsgenossen zustande kam und das von den Ententemächten mit der Zensur „befriedigend" quittiert wurde, jenen Mächten, denen in erster Linie „die Befriedung Europas" und „die Gesundung Deutschlands" am Herzen liegt?

Man hat kein Vertrauen mehr zu diesem Massenaufgebot von vielen Millionen, deren urteilslose Stimmen den verantwortlichen Entscheid von weittragendster Bedeutung herbeiführen.

Und eine Regierung, deren Bestand von dem Urteil der Masse, der Majorität abhängt, sofern sie sich auf den Boden der geschichtlichen Tatsachen, d. h. der parlamentarisch-demokratischen Republik stellt, ist völlig auf das Vertrauen dieser selben in sich gespaltenen urteilslosen Majorität angewiesen. Es gibt nun einmal in jedem Volksganzen immer m e h r Händler als Helden und allenfalls dann kann sich das Verhältnis umkehren, wenn die Händler

mit ihren Methoden Bankrott gemacht haben. Es wird wohl niemand daran zweifeln, daß sich die Symptome für diesen Zusammenbruch mehren, daß „durch die Finanzkrisis eine Wirtschaftskrisis, durch die Wirtschaftskrisis eine Staatskrisis und durch die Staatskrisis eine Gesellschaftskrisis sichtbar geworden ist [1])."

In der ihm eigenen lapidaren Sprache hat Carlyle diesen Staatsbankrott zur Zeit der Französischen Revolution geschildert [2]): „Und so droht die Regierungsmaschine gegen Ende des Jahres 1783 ganz stille zu stehen. Vergeblich scheint aller menschliche Scharfsinn, vergeblich bleibt alle Mühe unseres neuerfundenen „Finanzausschusses", unserer Finanzbeamten, unseres Generalkontrolleurs der Finanzen: es gibt eben keine Finanzen mehr, die zu kontrollieren wären.

Eine verhängnisvolle Lähmung hemmt jeden sozialen Fortschritt! Umgibt uns die schwarze Nacht der Blindheit oder der Finsternis? Brechen wir denn unter den finsteren Schrecken des Nationalbankrotts zusammen?

Groß ist der Bankrott, er ist der große, bodenlose Schlund, in dem alle Unwahrheiten, die öffentlichen, wie die privaten, versinken und verschwinden, wozu sie alle von Uranfang an verurteilt waren; denn die Natur ist wahr und keine Lüge.

Du kannst dir weder in Worten noch durch Taten eine Lüge zuschulden kommen lassen, ohne daß sie nach kürzerem oder längerem Umlauf, wie ein Wechsel, der auf die Wirklichkeit gezogen war, zur Zahlung präsentiert, aber mit der Antwort: N i c h t a k z e p t i e r t, zurückgewiesen wird. Es ist nur zu beklagen, daß der ursprüngliche Fälscher so selten dafür büßt. Lügen und die Last des Übels, das sie mit sich bringen, werden von Rücken auf Rücken, von einem Stand auf den anderen überwälzt, bis sie schließlich dem stummen, niedrigsten Stand aufgebürdet werden, der mit Karst und Spaten, mit wundem Herzen und mit leerer Tasche täglich mit der Wirklichkeit in Berührung kommt und den Betrug nicht weiter übertragen kann.

Beachtet indessen, wie nach einem gerechten, ausgleichenden Gesetz, wenn die Lüge samt ihrer Last in den verworrenen Strudel der Gesellschaft hinabsinkt und immer tiefer fällt, dafür die durch sie hervorgerufene Not von unter herauf immer höher und höher steigt... Eure Gesellschaft, euer Familienleben, eure geistlichen und weltlichen Einrichtungen sind unwahr, ungerecht, ein Ärgernis vor Gott und Menschen...

Wenn eure Ordnung so wahr, so naturgemäß war, wie konnte dann, in des Himmels Namen, die Natur in ihrer unendlichen Güte sie so hungern lassen?

Fest steht es bei allen, bei Männern, Weibern und Kindern, daß eure Ordnung f a l s c h war. Ehre dem Bankrott, der immer im großen gerecht, im einzelnen freilich so grausam ist; er untergräbt nimmer rastend alle Lügen. Es gibt keine Lüge, und reichte sie bis zum Himmel und bedeckte sie die ganze Welt, die der Bankrott nicht eines Tages hinwegfegen und von der er uns nicht befreien würde."

---

[1]) * * *. Der Ultimo ist das Schicksal. „Die Tat". 1. April 1932.
[2]) Zit. nach „Die Tat" Nr. 1. Aprilheft 1932.

Diese prophetischen Worte, die für heute ebenso gültig sind, wie vor anderthalb Jahrhunderten, schrieb ein Mann, der uns von „Helden und Heldenverehrung" mit das Tiefste zu sagen hatte, was gesagt werden konnte, der für den Händlergeist, oder wie er heute euphemistisch genannt wird, die Politik nichts, aber auch gar nichts übrig hatte, weil beide in sich selbst unwahr, unglaubwürdig sind.

Es ist alles Maske, alles Kulisse geworden, und daher fehlt berechtigterweise das Vertrauen. Keine Regierungsform, weder Monarchie, noch Demokratie wird dem Übel abhelfen, wenn nicht die Grundbedingung für das Vertrauen zu ihr erfüllt ist, ihre absolute Wahrhaftigkeit. Keine gesellschaftliche Ordnung, die bis zum Überdruß immer wieder den Gemeinschaftsgedanken nur unter der Bedingung verwirklichen zu können glaubt, daß der einzelne sich dem Urteil der Masse, der Majorität, jenem peinlich Mittelmäßigen, oder dem „System" fügt, wird Vertrauen schaffen können. Darauf bezieht sich Schweitzer's Wort „könnt' ich Sozial-Magie von meinem Pfad entfernen [1])."

Aber die innere Wahrhaftigkeit der Person oder des Systems gibt erst die Möglichkeit ihren Wert zu bestimmen, von dem in letztem Sinn Glaube und Vertrauen abhängen. Wir haben immer wieder in diesen Blättern darauf hingewiesen, daß der Wert der Persönlichkeit, der Wert ihrer Gedanken- und Tatwelt niemals rechenhaft am Erfolg gemessen werden kann, sondern an Normen und Maßstäben, die in letzter Hinsicht unbeweisbar, unübertragbar sind. Daß in den Augen des einen Heldentum höher steht als Händlertum, innere Vornehmheit höher als biegsamer Bedientengeist, bei dem anderen und zwar bei der Majorität die umgekehrte Bewertung üblich ist, das gibt der Demokratie in den Augen des Aristokraten den üblen Beigeschmack.

Wenn wir nun darauf „verzichten müssen", irgendeinen „Grundwert" für gewiß, für unanfechtbar zu halten — wie oben erwähnt — wenn alle unsere früheren Werturteile heute als „verlogene" gelten sollen und wir, die ältere Generation, der jüngeren mit leeren Händen gegenüberstehen, dann erscheint uns dieses tief pessimistische „Situationsbewußtsein der Gegenwart" allerdings als hoffnungslose Kapitulation vor dem Schicksal und die Haltung „mit zusammengebissenen Zähnen" ist die Erfüllung jener Spenglerschen Forderung [2]), mit Anstand unterzugehen.

Und wie die unheimliche Kreuger-Katastrophe uns den schicksalsmäßigen Weg gezeigt hat, den die führerlose Masse des Truggoldes nimmt, wenn sie der Hand des Menschen entgleitet, weil ihm der geistige Wertmaßstab verloren gegangen ist, so wird und muß auch die Wirtschaft nach den Worten Carlyles den gleichen Weg gehen, den Weg zum völligen Bankrott der Welt, wenn hinter ihr nicht eine geistige Ritterschaft steht, die ihren kategorischen Imperativ aus anderen Bezirken empfängt, als aus denen der großen Zahl, der Nützlichkeit und des Händlergeistes.

---

[1]) Vergl. Nr. 4 „Geistesarbeit" — Umgang mit Goethe.

[2]) R. v. E. Oswald Spenglers Menetekel. Geistesarbeit Nr. 10. 1931, p. 196.

R. Walter Darré:
„Neuadel aus Blut und Boden".

Von R. v. Antropoff.

Seinem Buch „Das Bauerntum als Lebensquell der Nordischen Rasse" hat Darré sein Buch „Neuadel aus Blut und Boden" folgen lassen.

Man könnte geneigt sein dieses Werk als den Gegenpol zu Spenglers pessimistischem „Untergang des Abendlandes" zu bezeichnen; an die Stelle von dessen stoischer Ergebung in das Unvermeidliche des Unterganges aller Kulturen treten hier lebensvolle Ziele und auch die Wege zu ihrer Verwirklichung. Für den Verfasser ist es Tatsache, daß das Bauerntum die eigentliche und ursprüngliche Bluterneuerungsquelle des Volkskörpers ist. Das Bauerntum ist aber selbst nicht entwickelt genug, um allein die Staatsführung zu übernehmen; es braucht ihm artgemäße Führer. Diese können nur in einem ihm eingegliederten Adel als bäuerlichem Hochzuchtergebnis gefunden werden. Er versucht nun diese Dreiheit: Bauern, Volk und Adel in eine Einheit überzuführen.

Eine Oberschicht ist immer da; es fragt sich nur, ob in einem Volk dank seinem blutmäßigen Zusammenhang mit der Oberschicht diese zur vollwertigen Geltung gelangt.

Zuerst die Frage: Was ist eigentlich Adel? Im germanischen Sinne stellt er die Auslese wertvoller Geschlechter dar, die sich rechtlich nicht von anderen Geschlechtern abheben, in denen aber durch gewisse Zuchtgesetze die erbliche Hochwertigkeit festzuhalten gesucht wird. Weiterhin wurden bei ihnen auf Grund einer die adlige Jugend klar leitenden erzieherischen Überlieferung diejenigen Tugenden gepflegt und gelehrt, die zur Führung eines Volkes oder Staates unumgänglich notwendig sind. Der Wesensinhalt des echten deutschen Adelsbegriffs im germanischen Sinne ist bewußt gezüchtetes Führertum auf Grund auserlesener Erbmasse. Wird nicht dafür Sorge getragen, daß die Führerschicht eines Volkes sich vererbt, so wird Raubbau an der Volkskraft getrieben. Beim Einbruch von Demokratien in aristokratische staatliche Gebilde können sich Begabte leicht an die Oberfläche des Volks heraufarbeiten, aber die der Demokratie eigentümliche Neigung die erbliche Ungleichheit der Menschen abzuleugnen, macht deren Verankerung unmöglich und sie sterben nach kurzem Aufblühen schnell ab.

Hält man sich an Treitschkes Wort: „Es gibt entweder einen politischen Adel, oder es gibt gar keinen", so hat der deutsche Adel seit 1914 aufgehört zu existieren; seine politischen Leistungen sind zu unbedeutend im Verhältnis zu seiner Zahl. Streng genommen hat Deutschland keinen Adel mehr, seitdem im frühen Mittelalter der auf Führerleistung gezüchtete germanische Blutsadel in einen nach außen hin abgeschlossenen Stand umgebildet worden ist. Darré glaubt nur in der Neuzüchtung einer Auslese von begabten Geschlechtern die Grundlage für das kommende „Dritte Reich" zu finden. Aus dieser würden die einzelnen leistungsfähigen Adligen in die Führerstellung einrücken.

Nietzsche sagt vom Adel: „Es gibt nur Geburtsadel, nur Geblütsadel (ich rede hier nicht vom Wörtchen „von" und dem Gothaischen Adelskalender: Einschaltung für Esel). Wo von Aristokraten des Geistes geredet wird, da fehlt es zumeist nicht an Gründen etwas zu verheimlichen. Geist allein nämlich adelt nicht; vielmehr bedarf es erst etwas, das den Geist adelt. Wessen bedarf es dazu? — Des Geblüts."

Ein anderer sagt: „Alle Erscheinungen des bürgerlichen und politischen Lebens von der Ehe an bis zu den Formen der Staatsführung müssen ungeklärt und dunkel bleiben, wenn man nicht die rassenmäßige Anlage des zu untersuchenden Volkes ins Auge faßt."

Dieser rassenhafte Wesenskern des deutschen Volks ist das Germanentum; es ist der Grundstock unseres Seins.

Der Adel der Germanen baute sich auf dem Wissen von der erblichen Ungleichheit der Menschen auf. Ursache dieser erblichen Ungleichheit waren nach damaliger Vorstellung göttliche Ahnen. Menschen edleren Blutes schöpften die sittliche Rechtfertigung ihres Daseins und ihrer Zuchtgesetze aus heiligen weltanschaulichen Vorstellungen. Das Volk war stolz auf seine Herrengeschlechter. Nicht mit Eifersucht und Neid, sondern mit Liebe und Freude, mit Verehrung und Dankbarkeit sah das Volk zu ihnen herauf.

Die Bekehrung zum Christentum, welches den Satz von der Gleichheit alles dessen, was Menschenantlitz trägt, auf den Thron der sittlichen Vorstellungen erhob, entzog dem germanischen Adel *seine* sittlichen Grundlagen. Die Blickrichtung jeder sittlichen Aufgabenerfüllung wurde statt vom Ewigen ins Zeitliche jetzt vom Zeitlichen auf ein Jenseits zugewendet. Es galt sich durch ein zweckentsprechendes d. h. Ich-bezogenes Leben auf dieser Welt einen bevorzugten Platz im Jenseits zu sichern. Jeder war im Wettkampf um das Seelenheil gleichwertig mit dem Edelmann.

Diese Lehre paßte ehrgeizigen Königen gut, um den Adel seiner mystischen Kraft zu berauben und die eigene Macht damit zu stärken. So war die Annahme des Christentums durch den Frankenkönig Chlodwig I. in erster Linie eine politische Tat und nicht eine Angelegenheit der Bekehrung zu höherer Gotteserkenntnis. Dasselbe war erst recht bei der gewaltsamen Christianisierung der Sachsen durch Karl den Großen der Fall. Karl erkannte als den Urgrund ihres Widerstandes den Adel und ließ diesen, 4500 Edle in Verden an der Aller im Jahre 782 hinterhältig niedermetzeln. Das war das Ende des alten germanischen Adels. Von dann an herrscht in Deutschland der christliche Adel, zuerst begründet durch fränkische Beamte von zweifelhafter Blutwertigkeit, nachher allmählich veredelt durch besseres Blut, indem die Vorteile des Beamtentums viele Freie dazu bewogen, sich in den Fürstendienst zu begeben und dort sogar in die Reihen der Hörigen herabzusinken.

Das ist aber nicht mehr das ins Volk eingegliederte Führertum, sondern eine Schicht über dem Volk. Seit dem 11. Jahrhundert bestimmte die Waffenehre, der ritterliche Dienst, die Stellung im Reichsheer den Stand und nicht mehr, wie früher, der Grad der Freiheit.

Sollte es nun möglich sein einen echten Adel im germanischen Sinn, der auf Grund innerer Werte dem Volk eingegliedert ist, zu schaffen?

Der organische Aufbau der Germanen beruhte auf der Familie. Nur der landbesitzende Hausherr war vollberechtigtes Mitglied im Ding (Thing). Staatshaupt war die Gemeinde; der Führer war stets Beauftragter, niemals aus eigenem Recht, auch wenn er König genannt wurde. Durch diese Verfassung waren die Rechte der Freien wohl gewahrt; ihre Schwäche bestand in dem Fehlen einer festen Grenze nach außen.

In ganz gleicher Weise hatte sich Rom anfangs organisiert auf Grundlage der Herrschaft seiner edlen Geschlechter. Diese mußten aber stufenweise immer mehr von ihrer Macht an aufstrebende neue Schichten abgeben, bis endlich Cäsar die Alleinherrschaft aufrichtete und mit seinen Beamten die ganze Macht in seiner Hand vereinigte. Das Christentum tat noch das seinige hinzu, um das Gleichheitsprinzip durchzuführen. Mit dieser Herrschaftsform wurden die Franken bekannt und suchten sie gegen ihr altgermanisches Herkommen einzuführen, was endlich erst dem „Sonnenkönig" Ludwig XIV. völlig gelang.

Haus, Herd und Geschlecht waren dem Germanen ein durchaus einheitlicher Begriff. Um diese Einheit lebensfähig zu erhalten, war ein bestimmt umgrenzter Landbesitz erforderlich, der die Ernährung der Familie sicherstellte.

Die germanischen Edlen und Gemeinfreien duldeten nur die Einehe. Das Wort „Adel" leitet sich von adal, d. h. Erbsitz, her (althd.). Diesen erhielt jeweils der älteste Sohn, oder auch der Tüchtigste von ihnen (holdr, Held). Verbunden mit der Erbschaft war die Pflicht zur Ehe, zur Erhaltung erprobten Blutwerts in möglichster Reinheit, d. h. Zucht. Die nichterbenden Söhne heirateten nicht oder mußten außer Landes gehen. Aus solchen entstanden u. a. die normannischen Königreiche von Sizilien und Nordfrankreich.

Der Gedanke der Neuschaffung von Adel auf der Grundlage anerkannter Erbsitze, ist heute bereits in einem europäischen Staate der Verwirklichung entgegengeführt worden — in Ungarn. Der Reichsverweser Horthy hat das vollbracht. Er sammelte bewährte Frontkämpfer des Weltkrieges und zwar unterschiedslos Offiziere, Unteroffiziere und Gemeine in eine „Heldengenossenschaft". Das Mitglied dieser Heldengenossenschaft wurde mit einem kleinen Landgut, einer sog. Helden- oder Adelsdomäne, belehnt. In erster Linie hat der Belehnte durch tadellose Lebensführung dem ungarischen Volk tatsächliches Führertum vorzuleben, sich weiterhin einer hingebenden Treue zum Vaterland zu befleißigen und in seinem Hause diesen Geist zu pflegen, schließlich durch Verehelichung mit einem einwandfreien Mädchen dafür Sorge zu tragen, daß ihm eine zahlreiche, gesunde und wertvolle Nachkommenschaft geboren wird. Die Adelsdomäne gehört dem Adelskapitel, dem auch der Belehnte unterstellt ist. Das Adelskapitel regelt u. a. den Erbgang. Erbe ist im allgemeinen der älteste Sohn, wenn gegen ihn keine Bedenken in körperlicher, geistiger oder sittlicher Beziehung vorliegen. Horthy ist von dem Gedanken getragen, daß jede gesittete Aufwärtsentwicklung zwangsläufig abhängig ist von der Förderung wertvoller Erbstämme innerhalb eines Volkes.

Da es nun Tatsache ist, daß germanische Geschlechter ohne Landbesitz sich noch nie auf längere Zeiten am Leben zu erhalten vermochten, schlägt

Darré vor den gleichen Weg wie Horthy zu gehen und „Hegehöfe" zu schaffen.

Nur der mit einem Hegehof Belehnte soll einen Adeltstitel tragen, etwa „Edelmann auf Hegehof so u. so." Ihre Söhne und Brüder sollen aber bürgerlich bleiben, wie es in England ist. So wird eine schroffe Abgrenzung zwischen Bürger und Adel vermieden. Beim jetzigen Zustande aber wird durch die unfähigen und oft auch unwürdigen Träger adliger Namen der Gedanke an erbliches Führertum im deutschen Volke überhaupt untergraben. Zum neuen Adel auf den Hegehöfen soll berufen sein, wer nach echter Edelmannsart sich in seinem Tun und Lassen nicht vom eigenen Ich, sondern übergeordneten Zielen leiten läßt. „Handle als Deutscher stets so, daß dich deine Volksgenossen zum Vorbild erwählen können". Derartige Deutsche kommen jetzt nicht nur in einer sondern in allen Schichten vor. Die beste Leistungsprüfung sind die Notjahre seit 1914 gewesen; wer sich in dieser Zeit bewährt hat, dessen Blutlinien sollten erhalten bleiben.

Der germanische Begriff von Grundeigentum ist von dem germanischen Grundgedanken der Familie als einer Geschlechter-Folge gar nicht zu trennen. Dem entsprechend wurde der Grund und Boden ungeteilt einem Erben zugesprochen. Da dieser die Pflicht hatte das Geschlecht fortzupflanzen, war von einer Entschädigung der übrigen Erben nicht die Rede. Erst als der Gedanke der Familie sich auf die zur Zeit lebende Familie verengte, entstand das Verlangen, daß alle Anteil haben müssen, sei es durch Realteilung oder durch Anerbentum, bei welchem der Besitz zwar ungeteilt bleibt, die weichenden Erben aber eine Vergütung zu erhalten haben. Das bedeutet aber Verschuldung und oft auch den Verlust des Erbsitzes. Endlich ist die Jetztzeit herangekommen, welche dem Hausherrn das Recht gibt ohne Rücksicht auf die Familie den Besitz zu veräußern.

Auch die Ehe ist nicht mehr unbedingt auf Erhaltung des Geschlechtes durch Kindererzeugung gerichtet, sondern eine reine Ich- und Du-Angelegenheit geworden.

Die alten gediegenen Begriffe haben sich am festesten in der deutschen Bauernschaft erhalten, und nicht ohne Grund sieht die Sozialdemokratie in dieser ihren Todfeind und sucht sie durch Kleinsiedlungen zu zersprengen. „Die Sozialdemokratie muß dem Bauern seine Affenliebe zu seinem Grund und Boden nehmen." Um die Iren niederzubrechen, ordnete die englische Regierung die Realteilung ihres Landbesitzes an, behielt aber in Ulster das Anerbenrecht. Der Erfolg war befriedigend: die Iren konnten sich bald nicht mehr wirtschaftlich halten. Sie gingen aber nach Amerika und unterstützten von dort aus den irischen Kampf gegen die Engländer.

Auch der Liberalismus sieht im Boden nur volkswirtschaftliche Belange und verkennt die sittlichen Aufgaben, die ihm zukommen.

„Der Aufstieg der menschlichen Zivilisation geht vor sich, so lange die besten Kräfte sich der Pflege des Bodens widmen; der Niedergang beginnt, sobald die Ehrfurcht vor der Kultur des Landes um seiner selbst willen schwindet, die Starken und Tüchtigen sich von ihm abwenden und andere Pfade gehen" (Sokolowsky).

Also: Entweder ist Grund und Boden eine Angelegenheit der Bedürfnisbefriedigung im Sinne Ich-bezogener Erwerbstätigkeit, über die der Rechen-

stift entscheidet — Einstellung billiger polnischer Arbeitskräfte oder gar Kulis, auch „Getreidefabriken" der Sowjets.

Oder: Grund und Boden ist dem deutschen Volke sowohl sein Ernährer als auch der gesunde Untergrund zur Erhaltung und Mehrung guten Blutes; er ist damit ein Teil des Familienrechts, dem staatlicher Schutz zu gewähren ist.

Vielleicht erhebt sich die Frage: Warum Hegehöfe? läßt sich dasselbe nicht auch in anderer Weise durch staatliche Stützung erreichen? — Antwort: Nein. „Nur Adel, der auf unantastbarem Boden sitzt, entfaltet vollwertige geistige Freiheit, die es wagt in jeder Lebenslage ausschließlich nach dem Gewissen zu handeln und zu raten." Die Stadt verzehrt die deutschen Geschlechter. Will man Überlieferungen erzielen, so muß man die dafür ausersehenen Familien auf das Land verpflanzen, und zwar in Verhältnisse hinein, die es dem Geschlecht ermöglichen Wurzel zu fassen. Auf die Wurzelhaftigkeit des Adels kommt es an. Nur in Geschlechterfolgen baut sich jene Hauskultur auf, die auf das Seelenleben der heranwachsenden jungen Menschen so entscheidend einzuwirken vermag. Will man zukunftsbewußte Vorratswirtschaft mit seinen wertvollen Erbstämmen treiben, so kann das nur auf Höfen geschehen, bei denen durch geeignete Maßnahmen verhindert wird, daß sie verloren gehen könnten.

Der Hegehof soll eine Wirtschaftseinheit von solchem Umfange sein, daß sie auch in Notzeiten eine Familie nebst Gesinde ernähren kann und in normalen Zeiten dem Inhaber noch eine Rente gewährt, die ihm auch seine Beiträge zur Adelsgenossenschaft zu leisten gestattet. Diese Beiträge treten an die Stelle staatlicher Steuern. Über ihre Verwendung später.

Der Nutznießer des Hegehofs soll sich als Treuhänder der Allgemeinheit ansehen, woraus der Allgemeinheit ihrerseits ein Einspruch erwächst, falls der Nutznießer seinen sittlichen Verpflichtungen nicht nachkommt.

Es können vorhandene Bauernhöfe und Güter zu Hegehöfen gemacht werden. Neue Höfe können aber nur durch freihändigen Ankauf geschaffen werden, denn alle Enteignungspläne würden den Begriff der Stetigkeit des Grundbesitzes untergraben.

Der neue Adel, in dessen Besitz die Hegehöfe übergehen und der sie im Sinne von Erblehen wieder vergibt, soll zu einer Adelsgenossenschaft zusammengeschlossen werden. Die Adelsgenossenschaft hat darüber zu bestimmen, ob der von einem Edelmann vorgeschlagene Erbe dessen würdig ist. Als Regel erbt der älteste Sohn. Scheidet dieser aus, dann ein anderer Familienangehöriger; ausnahmsweise auch eine Tochter. Eine Entschädigung der weichenden Erben findet nicht statt.

Auch an eine gleichartige Bauerngenossenschaft denkt der Verfasser, nur mit geringerem Besitz und geringeren Pflichten. Als Landstand schließen sich aber beide Gruppen zusammen und überbrücken die tausendjährige Schichtung.

Die Teilnahme des Adels an der Staatsleitung denkt sich der Verfasser folgendermaßen: Es gibt eine Kammer der Berufsstände als Unterhaus. Darüber aber noch ein Oberhaus. In dieses wird ein Teil vom Unterhause aus gewählt und ein Teil von der Adelsgenossenschaft hingesandt. Beide Gruppen sind lebenslänglich gewählt, wodurch eine gründliche Kenntnis

der Angelegenheiten für die Glieder des Oberhauses gesichert wird. Zudem sollen sie unabhängig gemacht werden von den Launen der Wähler. Als Vertreter der Adelsgenossenschaft kämen hauptsächlich die nichterbenden Söhne der Hegehöfe in Betracht. So würde deren Geist in die Staatsleitung Zutritt finden, andererseits aber würden die Hegehöfe nicht ihrer Leitung beraubt werden. — Der Rest des Oberhauses wird aus tüchtigen Männern gewählt und berufen, um jederzeit auch das neueste Leben vertreten zu haben.

Wo Staaten über Adelsherrschaften verfügen, haben sie den Vorteil, daß sich in ihren Führerfamilien Erfahrungen auf dem Gebiete der Staatslenkung herausbilden und von den Vätern auf die Söhne weitergegeben werden. Dieses bewirkt die so oft bewunderte Stetigkeit derartiger Herrschaften bei allen staatsmännischen Fragen.

Auch das Auswärtige Amt, die wichtigste Instanz zur Sicherung des Volksganzen sollte stark mit den Hegehofsöhnen besetzt werden. Für diese sowohl wie für die von ihnen ernannten Glieder des Oberhauses hätte die Adelsgenossenschaft Zuschüsse zu leisten, denn kein Vorrecht ohne Verpflichtungen.

Bei Neuaufnahmen von Adligen sollen Adelsgenossenschaft und Reichsleitung gleiches Bestimmungsrecht haben.

Selbstverständlich sind auch Ehrengerichte vorgesehen. Ein Adel, der nicht mehr über seine Ehre wacht, ist in unserem Sinne kein Adel mehr. Die Heiligkeit seiner Ehre muß die sittliche Richtschnur des Edelmannes sein. Daher ist der ganze Hegehofgedanke ohne Ehrengericht und Ehrenrat undenkbar.

Aber auch der Zweikampf darf nicht grundsätzlich ausgeschaltet werden. Wer nicht den Mut aufbringt, gegebenenfalls mit der Waffe seine Ehre zu verteidigen, der gehört auch streng genommen nicht in den Adel hinein.

Die nichterbenden Söhne sollen nach erhaltener Ausbildung kein Anrecht auf Unterhalt vom Hegehof haben, um nicht eine Klasse faulenzender Junker zu schaffen. Dagegen soll auf jede Art für den Unterhalt und Aufenthalt der Töchter gesorgt werden. Der heutige Zustand der berufstätigen und auf eigenen Füßen stehenden Töchter ist für unser Volk auf die Dauer aus sittlichen Gründen unmöglich.

Ist man der Überzeugung, daß das deutsche Volk nie wieder in die Höhe kommt, wenn das gute Blut nicht gezüchtet wird, so erkennt man, daß die Wahl der Gattin von ausschlaggebender Bedeutung ist.

Die Tatsache, daß der heutige Deutsche die Vermengung züchterischer Fragen mit solchen des Volkswohls für das Gegenteil des Idealismus ansieht, ist eine Merkwürdigkeit, weil das jahrhundertelang als Sitte und Sittlichkeit galt: kein Handwerker konnte Meister werden, wenn er nicht aus „rechtmäßigem Ehebett" stammte und diesen Beweis auch für seine Eltern und vier Großeltern beibrachte, oder wenn er ein unbekanntes oder unerwünschtes Mädchen zur Ehefrau erkor. Dieses Recht wirkte als Schutzvorrichtung im Lebenskampf, damit die Familiengründung und Kinderzahl aus gutem Blut unter Nahrungssorgen nicht zu leiden habe. Das war bewußte Zucht.

Als Gegenstück führt Darré ein Zitat nach Ed. Stackelberg an: „Bilden unsere Ritterschaften noch einen lebendigen Körper, so müssen sie diese

Merkmale des Lebens aufweisen: Aussonderung des Fremden, Aufnahme des Geeigneten. Es hat keinen Sinn mehr, einen Herrn Neumann sich fern zu halten, dessen Mutter, Großmutter und Urgroßmutter v. Altenhausen hießen, der einem Dorpater Corps angehört und vor Verdun im Schützengraben gelegen hat — und einen von Altenhausen zu den Seinigen zu zählen, der zu $^{15}/_{16}$ undeutscher Herkunft ist, in Moskau studiert hat und im Berliner Tageblatt alles herunterreißt, was deutsch und baltisch ist."

So wird heute statt Menschenzucht nur Menschenvermehrung getrieben. Kinderreichtum allein nützt gar nichts, es kommt auf die Erbmasse an.

Die Mädchen möge man aber wieder zum wohlverstandenen altdeutschen Begriff der Züchtigkeit erziehen. Unseren Ahnen war nicht dasjenige Mädchen züchtig, welches keinerlei Ahnung von den Dingen seines Geschlechts hatte, sondern dasjenige, welches sich bewußt auf den Gedanken einstellte, dereinst als Muter über einer großen Kinderschar zu walten. Kindererzeugung war diesen Frauen nicht Ausübung eines Selbstbestimmungsrechts, sondern Verantwortung vor dem Nachwuchs; ihnen galt noch als Lebensbestimmung der Dienst an der Sippe; ihre Aufgabe war Arterhaltung, -förderung und -vermehrung. Diese Frauen wußten um den Zuchtgedanken und er war ihr Stolz. Sie fühlten sich dadurch nicht zur „Zuchtstute" erniedrigt, wie der alberne Einwand der Heutigen lautet, welche unter der hochgelobten „persönlichen Freiheit" der Frau offenbar nur die Freiheit verstehen, alle Freuden eines „Bettliebchens" nach Gutdünken und möglichst schrankenlos auszukosten, sondern dieser Frauen Stolz war es, Stammutter eines edlen Geschlechts zu werden und am edlen Sohn die Bestätigung des eigenen Wertes zu erhalten.

„Kein schöner Erbteil weiß den Kindern ich,
Als dies, von edlen Vätern abgestammt zu sein
Und edle Frau'n zu finden. Wer von Lust betört,
Mit Schlechtem sich verbindet, den Mann rühm ich nicht,
Das er der Wollust wegen Schmach den Kindern bringt.

(Euripides-Herakliden.)

„Alle Sittlichkeit geht aus von der Frau, besteht in der Frau, endet mit der Frau." Die Frau gibt den Ton im Hause an. Das Wort Ehe hängt sprachlich zusammen mit ewig, also sind Fragen wie „Kameradschafts-Ehe" oder „Zeit-Ehe" ein sprachlicher Unsinn.

Der Anwärter auf einen Hegehof kann nur Edelmann werden, wenn er gewisse Vorbedingungen bei seiner Gattenwahl berücksichtigt und wenn seine Gattin, die zukünftige Edelfrau, gewisse Mindestforderungen in leiblicher und seelischer Hinsicht erfüllt und sozusagen mit einer nicht beanstandbaren Erbmasse versehen ist. So soll die „Ebenbürtigkeit" verstanden werden; es wird aber eine „Kaste", in welche man hineingeboren wird, ohne Nachweis der entsprechenden Befähigung, abgelehnt.

Es möge also der Grundsatz bleiben, daß der Sohn eines Edlen Erbe wird; ist er nicht ganz hochwertig, so soll die Erbmasse der Frau um so strenger bewertet werden, um den Hegehofadel immer einwandfreier durchzuzüchten. Will ein junger Edelmannssohn sich dem nicht fügen, so ver-

zichte er auf den Hegehof, denn zu seinem Vergnügen kann das Volk ihm diesen nicht zur Verfügung stellen.

Wichtig wäre auch das in England übliche Prinzip, daß Mädchen keine Mitgift erhalten. Dann werden sie um ihrer selbst willen gewählt.

Man mache sich klar, daß blutige Schlachten der Volkskraft weniger schaden als Verlust an Gebärerinnen. Heute ist man so weit, Eheschließung und Kindererzeugung für zwei verschiedene Begriffe anzusehen und die Ehe nur als kirchlich oder gesetzlich geregelte Form der Geschlechtsbbefriedigung.

Die Edelfrau soll echte adlige Sittlichkeit vorleben, es ist ihr vornehmstes Amt Mutter zu sein.

Der Jungadel der Hegehöfe muß dem deutschen Volk ein vorbildliches Deutschtum vorleben. Der Adel kann aber nur zum Führer werden, wenn er in lebendiger Wechselwirkung mit dem ganzen Volk steht, wenn er wahrer Volksadel ist. Die Hegehofgeschlechter sollen ihrem Nachwuchs zum verantwortungsbewußten und verantwortungsfreudigen Führertum eine häusliche Sondererziehung geben, bevor sie der allgemeinen staatlichen Schule zugeführt werden.

Die staatliche deutsche Schule hat vorzügliches geleistet, um die geistigen Fähigkeiten zu entwickeln, sie vergaß aber, daß der Mensch ein Ganzes sein soll und daß seine Gesinnung in bezug auf sein Volk und sein Ich mindestens ebensoviel, wenn nicht mehr wert ist, als alles übermittelte und verarbeitete Wissen allein. „Das Wesentliche, worauf es ankommt im politischen Leben, sind nicht die gedanklichen Prägungen, Programme und Thesen, sondern das Indiskutable: Gesinnung, innerste Einstellung, leidenschaftliches Wollen, Preisgabe alles anderen für die Erhaltung der Art" (Ed. Stackelberg).

Eine wesentliche Bedeutung hätte eine allgemeine Dienstpflicht, damit die Volksgenossen sich untereinander kennen lernen können; es möge aber besser von einem Wehr-Recht als von einer Wehr-Pflicht gesprochen werden, denn mangelnder sittlicher Wert schließt vom Recht auf Dienstzeit aus. Aber erst die ehrenvolle Entlassung bewirkt die Zuerkennung der bürgerlichen Rechte. Erst wer diese erhalten hat, darf von der Adelsgenossenschaft zum Hegehoferben bestätigt werden. Der Erbe muß sich dann auch noch in der Landwirtschaft ausbilden, um wirklich der Herr auf seinem Hofe zu sein.

Die nichterbenden Söhne sollen aber das Rückgrat der eigentlichen Führerschicht des deutschen Volkes und Staats werden. Das störende Element der Führung eines Adelstitels hat bisher eine Kluft zwischen Adel und Bürgertum gerissen, welche diese nicht zu einer gemeinsamen Oberschicht verwachsen ließ. So wird sich aber eine lebhafte Wechselwirkung entfalten: die Hegehofsöhne bringen vornehmen Sinn in das Volk und die Besten aus diesem gehen in den Hegehofadel über. Darré schließt sich hier den in England so sehr bewährten Verhältnissen an. Dort sieht der Adel traditionell seine Lebensaufgabe im Wirken für den Staat. Der Adel bildet die Society mit dem König an der Spitze. Die Society hält unbemerkt, aber stark das ganze Riesenreich zusammen. Die Aussicht aber dereinst auch einmal dazu zu gehören, löscht den Anreiz zum Kampf gegen sie. So ist in England die Achtung vor den Adelsgeschlechtern und der Glaube an deren besondere Begabung für die Führung unerschüttert geblieben.

In Deutschland dagegen ist im Grunde jeder wertvolle Deutsche nichtadliger Herkunft adelsfeindlich eingestellt. Das nicht mehr durch Titel behinderte Zurückfließen wertvollen Führerblutes in das Bürgertum durch die nicht erbenden Söhne und Töchter der Hegehöfe und die gleichzeitige Aufnahme bürgerlicher bewährter Führer und, durch Heirat, hochwertiger bürgerlicher Mädchen würde bald zu einer geeinten Oberschicht führen. — Zum Heile des Deutschtums.

Der Spiegel.

Ein Spiegel lag auf altem Eichentische.
Wie war der Spiegel köstlich, klar und rein
In seines hellgetriebenen Silbers Frische
Und seines eignen Leuchtens Widerschein.

Ich hob ihn auf: ein Antlitz starrte
Mit fernen Augen, überwölbter Stirn
Und einem Mund, der Licht und Sieg erharrte
Aus früher Bitternisse Leidenswirrn.

Und als ich tiefer drang in diese Blicke,
Stieg eine Landschaft zauberhaft empor:
Ein weites Tal, ein Strom und eine Brücke,
Die sich in fernen Sonnenduft verlor.

Und Blick und Landschaft waren so verwoben,
Die eine so des andern voll,
Als wäre Hier und Dort verschoben,
Weil eins vom andern überquoll.

Wer kann sich kennen? Wer den Abgrund fassen,
Den ihm sein eignes Angesicht verrät?
Wo Ich und Welt sich rätselvoll umfassen
Und eins im andern um Erlösung fleht?

Wohin wir fragend auch die Blicke wenden:
Ob zu der angestammten Erde Recht,
Ob zu des eignen Wesens Gnadenspenden,
Ob zu der Ahnen liebendem Geschlecht:

Wir bleiben fremd und wandern fremd mit Fremden
[in der Fremde ...

Nur wenn der Gott uns hebt und unser Auge trunken
Verklärung leuchtet aus dem Grund des Seins,
Ist auch die letzte dunkle Spur versunken
Und Bild und Urbild restlos Eins.

Aus den Gedichten von M. Kaubisch.

Schriftleitung: Dorpat, Teichstr. 30. * Verantwortlicher Schriftleiter: Direktor Alfred Walter. * Herausgeber: Prof. Ernst Masing. Prof. Ernst Blessig. * Bezugspreis: für ein Halbjahr 1.50 Kr. (mit Zust. 1.60 Kr.); Deutschl. 2 Rmk.; Lettl. 2.25 Ls. Einzelnummer 0.25 Kr. * Best. empfängt: die Geschäftsstelle der „Revalschen Zeitung", Reval, Raderstr. 10. Postfach 51. * Zahlstellen (laut Konto „Estl. Verlagsgesellschaft Wold. Kentmann & Ko.") — in Riga: Rigaer Kreditbank; in Deutschland: Postscheckkonto Berlin 122602.

Gedruckt in der Estländischen Druckerei A.-G., Reval.

Aus deutscher Geistesarbeit

Monatsschrift für wissenschaftliche und kulturelle Fragen der Gegenwart

Schriftleitung: Dr. R. v. Engelhardt — Dorpat

Nr. 6 | Freitag, den 17. Juni 1932 | 8. Jahrgang

„Wahre Erkenntnis?"

Nachdenkliches zu den biologischen Vorträgen von Prof. M. Hartmann — Kaiser Wilhelm-Institut — Berlin.

Von R. v. E.

Es liegt eine tiefe Tragik in dem ewig vergeblichen Ringen des Menschen um letzte Wahrheitserkenntnis oder ist es vielleicht ein Gnadengeschenk des Himmels, daß ihm diese versagt blieb und bleiben wird, um nicht die ewigen Gesetze der Natur zum willkürlichen Werkzeug seiner gierigen Hände und seines engen Verstandes werden zu lassen? Hat unsere Welt und wir alle es nicht schmerzlich büßen müssen, daß auch schon das Maß von Wissen, das ihm heute zu Gebote steht, zur unsagbaren Gefahr wurde, die schlimmer als alle elementaren Naturkatastrophen das geordnete Weltbild in ein Chaos verwandelt hat, aus dem derselbe Mensch, der es angerichtet hat, keinen Ausweg weiß? Und ist es nicht ein schmerzliches und tiefernstes Symptom, daß heute noch der vom Weihrauch des „exakten Wissens" umnebelte Menschengeist, nur dieses als Weg zu wahrer Erkenntnis gelten läßt, jede auf anderem Wege erworbene aber in das Reich der Illusion, des Mythos verweist?

Diese Lehre vom heute noch geltenden Primat der Wissenschaft als einzigen Weges wahrer Erkenntnis klang deutlich genug aus den Vorträgen heraus, die der Biologe Prof. Max Hartmann vom Kaiser-Wilhelm-Institut in Berlin in Dorpat und Reval vor wenigen Wochen hielt.

Wenn wir heute so manchem schwerwiegenden Bedenken gegenüber der philosophischen Begründung einer solchen Biologie Raum geben, so veranlaßt uns dazu nicht nur der Umstand, daß unser Blatt seit dem ersten Tage seines Erscheinens in offensichtlichem Gegensatz zu der vom Vortragenden vertretenen erkenntnis-theoretischen Grundansicht gestanden hat, sondern noch viel mehr der, daß nicht nur Europa, sondern der gesammte Erdball in den verflossenen Wochen unter dem Zeichen Goethe's gestanden

hat, ihm und seinem Weltbild Ehrfurcht und Gefolgschaft bezeugt hat, einem Weltbild, das doch wohl im Gegensatz zu dem von Prof. Hartmann vertretenen auf Weltgeltung Anspruch erheben dürfte.

Prof. Hartmann[1]) läßt den Begriff der Zielstrebigkeit, der Zweckmäßigkeit in der Biologie nur als heuristisches Prinzip gelten, die einzig gültige, zu wahrer Erkenntnis führende Methode, sei die Zurückführung komplexer Erscheinungen auf ihre letzten Ursachen durch Analyse und Experiment, d. h. die Erkenntnis kausaler Zusammenhänge. Prof. Hartmann bedient sich der beiden Begriffe: generalisierende oder allgemeine Induktion und exakte Induktion.

„Wenn die biologische Wissenschaft in diesem Geiste (nämlich der streng kausalen Methode) verharrt, dann muß sie zwar einerseits auf den stolzen Anspruch verzichten, den Mittelpunkt und die Grundlage großer Weltanschauungen bilden zu können. Auf der anderen Seite darf sie aber das befriedigende Gefühl hegen, daß durch ihre mühselige schlichte Arbeit nicht Erdichtetes, Hinfälliges geschaffen, sondern ewige wahre Erkenntnis gefördert wird, wenn auch — zu unserem Glück — die volle absolute Wahrheit des Erkennbaren niemals zu erreichen ist. Dem erkennbaren, rationalisierbaren Teil des Seins gilt unsere Arbeit und nur diesem. Das Irrationale müssen wir in Bescheidenheit hinnehmen. Es ist der Domäne der Wissenschaft völlig entrückt, in ihm haben andere Kulturgebiete, Metaphysik und Religion ihre Betätigung und ihren Grund."

Kurz vorher finden wir folgende Sätze: „Wir Naturforscher brauchen weder zu fürchten, daß unsere Ergebnisse und Bemühungen im Abgrund des Skeptizismus versinken, noch daß sie sich im Nebel der Mystik verflüchtigen. Allerdings müssen auch wir die Ansprüche der Naturwissenschaft beschränken und uns unsrerseits von unerlaubten Übergriffen in der Wissenschaft verschlossene Gebiete fernhalten. Naturwissenschaft hat es nur mit dem rationalisierbaren, kausal erforschbaren Teil der Welt zu tun und wenn auch speziell die Biologie immer tendiert, in ihr verschlossene Gebiete, wie die Psychologie, überzugreifen und diese Übergriffe bei dem eigentümlichen Wesen der Biologie, bei ihrem Schweben zwischen diesen Gebieten unvermeidbar sind, so muß sich die Forschung in kritischer Besinnung dieser Grenzen, die ihr gezogen sind, stets bewußt bleiben, sie darf aus dem gelegentlich methodologisch notwendigen Übergreifen keine Grenzverschiebungen machen."

Aus diesen beiden programmatischen Bekenntnissätzen spricht nicht nur eine anerkennenswerte Bescheidenheit der „exakten wissenschaftlichen Forschung", die sich nicht anmaßt in „der Wissenschaft verschlossene Gebiete überzugreifen" und dort irgendein entscheidendes Wort mitzureden, andererseits aber auch ein nicht ganz begreiflicher Optimismus in Bezug auf die „ewige, wahre Erkenntnis", die auf dem Wege jener exakten Forschung erzielt wird. Es stellt sich also die Biologie, d. h. die Lehre vom Lebendigen, vom Leben mit diesem Verzicht auf eine allgemeingültige Lebensphilosophie völlig abseits vom Leben selbst, d. h. von jenem Ganzheitsbegriff des

[1]) Wir halten uns im folgenden an den sehr lesenswerten Vortrag des Verfassers, gehalten in der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft am 17. Dez. 1924 „Philosophie und Biologie". Erschienen bei J. Springer, Berlin 1925.

Lebens, in dem Leib, Seele und Geist eine kaum trennbare Einheit bilden, wo Naturhaftes im engeren Sinn und Geistgeborenes den Geschichte schaffenden Menschen bestimmen, wo die Zerreißung des Zusammenhangs von Seele und Geist, von Vernunft und Verstand mit alleinigem Primat des letzteren jene Menschenkarikatur von heute schuf, dem wir die Weltkatastrophe verdanken.

Liegt nicht ein groteskes Mißverständnis in diesem engen Begriff „exakter Wissenschaft", der der Lehre vom Leben, der Biologie verbietet etwas Zweckdienliches über das Leben selbst in seiner Fülle auszusagen? Was soll der Mensch, den das Leben täglich und stündlich vor Entscheidungen stellt (man denke an den Arzt), die nicht nur nach physikalischen Gesetzen der Schwerkraft oder denen der chemischen Affinität usw. erfolgen, sondern die von dem der „exakten Wissenschaft" entzogenen Begriff der Verantwortung diktiert sein sollen, dazu sagen, wenn die Lehre vom Leben erklärt, die Frage ginge sie nichts an? Die Folge kann nur eine sein: eine völlige Gleichgültigkeit des Menschen aller „exakten Forschung" gegenüber. Wir hätten wieder den unheilvollen Riß zwischen Leben und Wissenschaft. Es liegt doch ein offenkundiger Denkfehler in der Behauptung, daß die Wissenschaft es *nur* mit dem rationalisierbaren Teil der Lebenserscheinungen zu tun habe und der gleichzeitigen, daß alles verstandesmäßig, also logisch-kausal Erfaßbare ein Irrationales, Letztes und dieser Art Erkenntnis Entzogenes enthalte, mithin jene Teilerkenntnis eines Vorgangs „ewige, wahre Erkenntnis" sei. War denn die vor der Entdeckung des Radiums und seines Übergangs in Blei behauptete Konstanz der Elemente auch „ewige, wahre Erkenntnis"? Ist es da nicht richtiger, wie es heute bereits in der wissenschaftlichen Welt üblich ist, die erkannten, scheinbar ewigen Naturgesetze nicht mehr als vollgültige, letzte Wahrheiten anzusehen, sondern als *provisorische Fassungen für gewisse statistisch erwiesene Regeln des Geschehens*?

Es ist uns schlechterdings nicht verständlich, wie ein Forscher vom Range eines Hartmann dieses evidente Dilemma in der von ihm vertretenen Grenzbestimmung der exakten biologischen Forschung übersieht und nur in dem rationalisierbaren Teil der Lebensvorgänge das Forschungsgebiet der Biologie erblickt! Bei dem untrennbaren Zusammenhang von Seele und Leib, dem beständigen Wechsel des bestimmenden Einflusses der Seele auf den Leib und umgekehrt, die ja auch der experimentierende Biologe sehen muß, ist es doch völlig willkürlich das psychische Moment ganz aus dem Bereich der Biologie auszuschalten und nur das als Erkenntnis gelten zu lassen, was der Logik des Verstandes zugänglich ist. Wenn dem so wäre, daß diese Art Logik das einzige Kriterium wahrer Erkenntnis wäre, so scheidet das Gesamtgebiet der Geisteswissenschaften aus diesem Bereich exakter Wahrheitserkenntnis aus, ja es ist geradezu ein Wunder, daß es überhaupt auf diesen Gebieten Erkenntnisse gibt, die Allgemeingut der Menschheit geworden sind. Denn alle diese Lebensgebiete haben es mit Werturteilen und Wertentscheidungen zu tun, die sich samt und sonders der letzten kausalen Begründung entziehen, die nicht rationalisierbar, kurz aus dem Rahmen der verstandesmäßigen Logik herausfallen, mithin alogisch sind.

Daß dieses gut und jenes schlecht ist, dieses schön, jenes häßlich, oder auf einer Stufe, die dem Verstande schon näher steht, dieses nützlich und jenes schädlich, dieses wesentlich und jenes unwesentlich, kann ich niemals mit den Mitteln der rein kausal arbeitenden Logik beweisen und trotzdem lassen sich diese Urteile und Entscheidungen, die einen unendlich viel weiteren Bezirk unseres Lebens ausfüllen und bestimmen, als alle exakte Forschung auf dem Gebiet der Vererbung, Fortpflanzung usw. soweit evident machen, daß sie gleichgestimmte Menschengemeinschaften, oder sagen wir bescheidener — Menschengruppen schaffen, die imstande sind ihre historische Aufgabe zu erfüllen, ihr Wertstufenreich in Kulturen verschiedenster Art zu verwirklichen.

Und es sind doch immerhin im Lauf der vieltausendjährigen Geschichte der Menschheit nicht nur vereinzelte Fälle gewesen, daß ein „Günstling der Natur" ohne die Hilfe der exakten Wissenschaft die Pforten der uns umgebenden Welt entriegelte, uns die „tiefen Blicke" schenkte, die uns Zusammenhänge zeigten, die an Bedeutung und Fruchtbarkeit alles hinter sich ließen, was die Logik unseres Verstandes „beweisen" konnte. Wir brauchen doch wahrhaftig im Goethejahr nicht darauf hinzuweisen, daß die Wahrheiten, die er, der Weise von Weimar uns schenkte, deren Echo aus allen Teilen des Erdballs widerhallt, weit stärker den Glanz des Ewigen an der Stirn tragen, weit dauerhafter sind, als jene Teilwahrheiten, die wir der sogenannten „exakten Wissenschaft" verdanken!

Gesetze, die wie ein Fanal die dunklen Gebiete der Forschung plötzlich erhellten, wie z. B. das von Rob. Mayer entdeckte Gesetz der Erhaltung der Energie, oder das andere von der Summe der Entropien, sie sind heute, kaum ein Jahrhundert nach ihrer Entdeckung der Skepsis verfallen, ihre „ewige Wahrheit" ist auch vom Wurm des Zweifels angefressen, sie ist dahin.

Es ist eine seltsame Erscheinung, daß die engen Grenzen, die der „exakten Wissenschaft" von Prof. Hartmann gezogen werden, dazu führen, die Unterschiede zwischen Lebendigem und Totem, Organischem und Anorganischem völlig zu verwischen. In letzter Hinsicht folgt der Kristall den gleichen Grundgesetzen wie das Lebewesen, oder — so kann man folgern — wie der Mensch, das Ganzheitsstreben des Organismus ist eine Eigenschaft, die er mit rein physikalischen Ganzheiten teilt (Köhler). In dem ewig fließenden Übergang vom Atom oder von Energiepunkten durch die anorganische Welt zur organischen gibt es eigentlich keine prinzipiellen Einschnitte, nur daß ein unbequemes Etwas, das Irrationale sich hier stärker, dort weniger stark geltend macht und „uns zum Glück" die letzte Erkenntnis doch wieder in undurchdringliches Dunkel hüllt! Warum aber „zum Glück"? Wird dem Verfasser doch nicht geheuer vor der endgültigen Entschleierung des Bildes von Saïs? Brauchen wir doch auch nach seiner Meinung dieser „exakten Wahrheitserkenntnis" gegenüber Skeptizismus oder Mystik, um noch den Mut zum Leben zu haben? Dieses „zu unserem Glück" steht ein wenig ratlos im wissenschaftlichen Glaubensbekenntnis des Verfassers — oder wäre es so gemeint, daß wenn alles Erkennbare erkannt wäre, die Arbeitslosigkeit auch in den Forschungsinstituten um sich greifen würde?

Ist es wirklich „seltsam", daß die „ewig gleiche Reihe" vom Atom bis zum Menschenhirn unterschiedslos dahinfließt, wenn der exakte Biologe nur physikalisch-chemische Gesetze als Erkenntnisgrundlagen des Lebendigen

anerkennt? Es zweifelt ja niemand daran, daß alle diese Gesetze, wenn auch in einer gewissen Abwandlung im Lebensprozeß ihre Geltung haben und daß es das Recht des Forschers ist, diesen Gesetzen bis in ihre letzten verborgensten Quellen auch im Lebendigen nachzuspüren, aber ist es nicht ein erstaunlicher Kurzschluß der Gedanken, zu erwarten, daß man nach der strengen Grenzsetzung der biologischen Forschung auf das kausal Zugängliche, nämlich auf die physikalisch-chemischen Gesetze nun im Lebendigen etwas anderes oder Neues, der exakten Forschung Zugängliches finden sollte, als im Anorganischen, Toten. An einem ganz banalen Beispiel mag dieser Gedankengang gezeigt werden: wenn ein Mensch vom Dache fällt, so ist das ein Vorgang, der auf dieselben Gesetze der Schwerkraft zurückzuführen ist, wie das Hinunterfallen eines Steines, mithin müßte der exakte Forscher sagen: untersteht er dem gleichen Gesetz, wie jeder tote Gegenstand. Dabei ist nur eins vergessen, daß derselbe Mensch, sofern er glücklich gefallen ist, wieder aufsteht und das Dach erklimmt, was ihm der Stein offenbar nicht nachmachen wird!

„In der Aktivität, da steckt das Rätsel des Lebens" — dieser Satz Bunges bleibt bestehen und ebenso der andere: „daß wir mit unseren Sinnen in dem Lebendigen mehr wahrnehmen könnten, als den Sinnen zugänglich ist (d. h. äußere Bewegungen, Gestaltenwandel u. dergl.), das anzunehmen wäre Gedankenlosigkeit." Deshalb will Bunge unseren sechsten Sinn zu Hilfe nehmen, unser Bewußtsein, in dem sich mehr als in den äußeren Erscheinungen das Sinnganze des Lebens, als Erlebnis widerspiegelt. Und sollte nun wirklich diese Innenschau uns im Gegensatz zur beweisbaren rationalen Erkenntnis eine minderwertigere Wahrheit vermitteln als diese, wo doch gerade das tiefste Verstehen von Mensch zu Mensch, ja auch das von Mensch und Welt aus weit umfassenderen Tiefen stammt, als aus der Enge des Verstandes. Wir brauchen nur an die bekannten Worte Goethes zu erinnern, daß „aller Verstandesunterricht allein zur Anarchie führe" und jenes ganz deutliche „der Verstand aber reicht zu ihr (der Natur) nicht hinauf usw." [1]). Wir möchten den Verkündern des Primates rationaler Erkenntnis als einzig wahrer und ewiger doch empfehlen, jene bittere Anklage zu lesen, die Theod. Lessing in unerbittlicher Logik gerade gegen den vielgepriesenen Verstand richtet, der nach Ansicht des Verfassers nur berufen erscheint, die ganze Welt in ein unauflösbares Chaos zu verstricken, wenn ihm nicht andere Seelenkräfte zu Hilfe kommen.

In der Behandlung des Leib-Seeleproblems spricht sich vielleicht am deutlichsten die für unser Denken fremde Auffassung Prof. Hartmanns wieder. Da finden wir Sätze wie folgende: „Die psycho-physische Einheit des Menschen ist als Phänomen des Seins schlechthin gegeben. Es kann auch nicht geleugnet werden, daß ganz bestimmte Abhängigkeiten zwischen physischen und psychischen einerseits und zwischen psychischen und physischen Vorgängen andererseits bestehen." „Wichtig ist dagegen nur, daß man sich der Tatsache bewußt bleibe, daß die Zusammenhänge und Abhängigkeiten, um die es sich hier handelt, ungeachtet ihrer phänomenalen Gegebenheit doch tief rätselhaft und unverstanden bleiben und daß eben die Tatsache des psycho-

[1]) Goethe und wir. Vortrag von R. v. E. Dieses Blatt Nr. 3. 1932.

physischen Wesens im Menschen eine durchaus metaphysisch irrationale Tatsache ist (Nicolai Hartmann)." „Das Irrationale tritt uns hier in seiner größten und tiefsten Verankerung entgegen." An anderer Stelle: „Die Annahme einer Wechselwirkung zwischen Physischem und Psychischem, die dem natürlichen Denken als das Natürlichste erscheint, hält keiner kritischen Prüfung stand" und „es ist für die Biologie als Naturwissenschaft wichtig, sich mit aller Deutlichkeit klarzumachen, daß diese Grenze zwischen Physiologie und Psychologie, zwischen physiologischer und psychologischer Forschung trotz der innigen Beziehungen, die durch die Einheit des psycho-physischen Wesens der Organismen gegeben sind, nicht eine relative, sondern eine absolute, unübersteigliche ist." Wir müssen gestehen, daß uns diese Stellungnahme zum Leib-Seeleproblem schlechterdings unverständlich ist. Da wird konstatiert 1) daß die Tatsache der psycho-physischen Einheit des Menschen gegeben ist, 2) daß die Annahme einer Wechselwirkung zwischen Physischem und Psychischem keiner kritischen Prüfung standhält und 3) die Grenzen zwischen den beiden Forschungsgebieten absolute, unübersteigliche sind.

Also wenn die sub 1) genannte Tatsache der psycho-physischen Einheit des Menschen, d. h. doch eines unzerreißbareren Mit- und Ineinanders von Seele und Leib „keiner kritischen Prüfung standhält", so kann das doch nur heißen, daß die obengenannte „Tatsache" ihrer „kritischen Prüfung" nach nicht Tatsache sein darf und kann, oder, was wahrscheinlicher ist, die „kritische Prüfung" von seiten der exakten Naturforscher diese Tatsache, weil sie ihr nicht gewachsen ist, als „nicht-existent im Eigensinn des Wortes" (Christ. Morgenstern) ansehen muß.

Nachdem dieser etwas schwierige Schnitt durch die Einheit des Menschen gelungen ist, läßt sich ja längs der Schnittlinie gewiß auch die „absolute, unübersteigliche" Forschungsgrenze finden, bleibt aber die „Tatsache der Einheit" bestehen, so ist letzteres wieder völlig ausgeschlossen.

Ein Beispiel aus den physiologischen Laboratorien liegt nahe: Ein Frosch ist auch in gewissem Sinne eine „psycho-physische Einheit", die aber unserer „kritischen Prüfung nicht standhält." Der Frosch wird dekapitiert und sein kopfloser Rumpf hält nun vielleicht eher der „kritischen Prüfung" stand und der Forscher wendet sich nunmehr innerhalb der „unübersteiglichen" Grenze den Lebensäußerungen, Reflexen usw. des Rumpfes zu. Sind die Ergebnisse dieser Experimente an einem aus dem Gesamtzusammenhang gerissenen, isolierten Teil wirklich „ewige Wahrheiten", die für das Ganze ihre Geltung haben?

Wenn der Verf. weiterhin erklärt, daß alle vergleichende Sinnesphysiologie und Tierpsychologie, die experimentelle Psychophysik der menschlichen Psychologie (die allerdings Teile enthält, die als echte Psychologie bearbeitet werden können und Wissenschaft sind) „nur Physiologie" sei, „die infolge der komplexen ungeklärten Kausalzusammenhänge mit psychisch zweckmäßigen Begriffen beschwert ist, die aber bei weiterem Fortschreiten der Erkenntnis eliminiert werden", und weiter „es ist wie ein Reden mit zweierlei Sprachen, das aber doch nur dem Begreifen eines einzigen Sachverhaltes

dient" und er den Absatz mit den Worten schließt „und dieser Sachverhalt ist immer nur der physische", so stellen wir dieser Behauptung die andere gegenüber, daß man mit ebenso großem Recht von psychischen und psycho-physischen Sachverhalten reden kann, da es völlig willkürlich ist nur das als Sachverhalt anzusehen, was sich kausal in seinem Zusammenhang erklären läßt und nur geringe Reste des Irrationalen enthält.

Man kann bei dieser Einengung des Begriffs „Sachverhalt" sich des Gedankens nicht erwehren, daß auch hier künstlich eine absolute, unübersteigliche Grenze zwischen einem sinnvollen, zielbewußten Sachverhalt und einem solchen, der sich bis auf einen irrationalen Rest kausal erklären läßt, gezogen wird, um jene „komplexen" Sachverhalte von der exakten Forschung fernzuhalten. Dieses ungeheure Dilemma zwischen den von der verstandesmäßigen Logik entdeckten Teilwahrheiten und der Fülle des Lebens mit all seinen unerforschlichen Tiefen rief bekanntlich vor mehr als 100 Jahren jene Reaktion und Abkehr vom Vulgärrationalismus hervor, die in der organologischen Denkrichtung der klassischen deutschen Epoche ihren bedeutsamen Ausdruck fand und die heute — sollte es wirklich nur Laune, Zufall oder Gedankenlosigkeit sein? — ihre Auferstehung auf fast sämtlichen Wissensgebieten feiert. Wir müßten den Inhalt von 7 Jahrgängen unserer Zeitschrift wiederholen, wir müßten ungezählte Werke bedeutendster Köpfe in Deutschland zitieren, Herder, Goethe, die Humboldt's, Schelling, Hegel, Nietzsche, Simmel, Klages und viele andere, um das Symptom dieser geistigen Umkehr in seiner vollsten Bedeutung zu würdigen.

Und es war kein geringes Verdienst des Philosophen Bergson, daß er mit echt französischem Esprit dieser Philosophie des Lebens, wie sie der klassischen deutschen Epoche entstammte, Form und Gestalt gab.

„Bergson will das Leben als Ganzes in seiner Ganzheit ... begreifen" und „seine Gedanken sind keine Philosophie mehr, noch viel weniger Wissenschaft. Es ist reinste spekulative Mystik", so lautet das vernichtende Urteil Prof. Hartmanns. Es ist doch nicht ganz billig und gerecht diesem Versuch Bergsons, das intuitive „Erkennen" — nicht für den engen Rahmen der Wissenschaft, sondern für das Leben selbst über die rationale Erkenntnis zu stellen als „Umnebelung des Verstandes" zu bezeichnen und den Logos „den reinen Verstand, der seit den griechischen Denkern bis Kant und in die Neuzeit unbeirrt die Logik und die Probleme der Erkenntnis weiter entwickelt hat", als einzig gültigen Maßstab und Norm unseres Denkens zu proklamieren.

Ist diese Auffassung nicht doch ein wenig antiquiert, wenn heute in philosophischen Kreisen dem Gedanken Raum gegeben wird, daß es keine allgemein gültige Logik gäbe, sondern daß jedem einzelnen Wissensgebiet eine andere Art Logik zugehöre, der Physik eine andere als der Geschichte, dieser eine andere als der Biologie u. s. f. Noch vor wenigen Jahren durfte der allseitig von der Wissenschaft hochgeschätzte Anatom, der frühverstorbene Braus-Würzburg den Ausspruch wagen, die Biologie stünde mit einem Fuß auf dem Boden der Physik und Chemie, mit dem anderen auf dem der Psychologie und Soziologie. Und trotzdem wird er wohl daran

geglaubt haben, daß die Biologie auch mit dieser Erweiterung ihres Forschungsgebietes Wissenschaft blieb.

Die exakten Biologen werfen den Vitalisten beständige Grenzüberschreitungen vom Rationalen ins Irrationale und umgekehrt vor, während sie diese Grenze absolut und unübersteiglich festgelegt hätten und einhielten, ferner zeihen sie diese der Anmaßung mit unwissenschaftlichen Begriffen, wie Zielstrebigkeit, Ganzheitsstreben, Sinnganzes usw. Erklärungen vorzuspiegeln, die keine Erklärungen seien, sondern in nebelhafter Mystik zerfließen.

Nun darf man aber getrost behaupten, daß auch der exakteste Biologe nicht ohne, sagen wir „die Krücken" eines Sinnvollen, Zielstrebigen auskommt [1]), wobei ihm ja selbstverständlich immer noch die Rückzugslinie offen bleibt, das sei für ihn bloß ein heuristisches Prinzip.

„Ein zweckmäßiges Prinzip könnte nur dann diese Vorgänge erklären, wenn seine Existenz einwandfrei feststünde," sagt Hartmann und weiter „die zwecktätige Vernunft im Sinne Aristoteles ist durch die von Galilei inaugurierte kausale Forschung im Reich des Anorganischen endgültig beseitigt: nur hier im Reich des Organischen fristet sie noch ein epigonenhaftes Leben." „Es gibt hier nur gesetzmäßige oder kausale Erkenntnis im weitesten Sinn und kann nur sie geben. Die Aufzeigung einer Zweckmäßigkeit zeigt immer nur ein Problem an, gibt aber noch keine Problemlösung."

Wenn Hartmann zugibt, daß „die Zweckmäßigkeit oder Erhaltungsmäßigkeit ein wesentliches Charakteristikum des Lebens" sei und „die gesuchten besonderen Gesetze diesen Zweckmäßigkeitscharakter tragen" und er den Ausspruch des Philosophen Nic. Hartmann zitiert: „Jene Gesetze müssen notwendig so beschaffen sein, als ob gleichsam ein Verstand — wenngleich nicht der unserige — sie zum Zweck der Erhaltung des Lebens gegeben hätte", so ist schlechterdings nicht einzusehen, worin sich diese Stellungnahme von der des Vitalisten unterscheiden soll.

Es verhält sich keineswegs so, daß der Vitalist die Hände beruhigt in den Schoß legt, sofern er in irgendeinem Vorgang den Zweckmäßigkeitsbegriff gefunden hat, sondern ebenso wie der mechanistische Biologe auch innerhalb dieses Begriffes versucht die kausale Reihe zu verfolgen. Der Unterschied besteht nur darin, daß er nicht, wie der Mechanist glaubt, durch unausgesetzte Forschung den Zweckmäßigkeitsbegriff endlich ausschalten zu können, sondern einen solchen auch hinter dem letzten gefundenen Glied der Kausalreihe zu ahnen glaubt. Es ist schlechterdings auch nicht recht verständlich, wie plötzlich in einer rein kausallogischen Reihe — wie sie der Mechanist zu finden hofft — plötzlich sich der Zweckmäßigkeitsbegriff, Ganzheitsstreben usw. wie ein deus ex machina einstellen sollte, wenn er nicht von Anfang an geheimnisvoll in den die Folgen auslösenden Ursachen steckte!

---

[1]) Charakteristisch dafür ist der Bericht Hartmanns über die Untersuchungen von Fritsch's an den Vorgängen, die sich beim Auffinden neuer Honigquellen in den Bienenstaaten abspielen: es handelt sich um die Benachrichtigung des Schwarmes von seiten der Kundschafter-Bienen. Hierbei spricht Hartmann von sogen. „Werbetänzen" der von der Suche heimkehrenden Bienen. „Werbetanz" läßt das Ziel deutlich erkennen.

Alle philosophischen Systeme, die rein logisch-rational nur das als geltend ansehen, was beweisbar ist, führen unabweislich in eine Sackgasse, oder wenn sie Gemeingut der handelnden Menschen werden ins Chaos. Wenn der Mechanist erklärt, das Letzte, was der Mensch als wirklich, beweisbar und seiend erkennen könne, sei ein Spiel von Energien und darauf eine energetische Philosophie aufbaut, so ist die völlig konsequente Doktrin die, daß der Opfertod des Helden für eine Idee — Energievergeudung sei, ein Evangelium, das heute schon von vielen übernommen wurde, aber weit verheerender wirkt sich die blinde Verehrung der Ratio, als letzter Instanz in den Weltverbesserungsplänen Sowjetrußlands als Weltkatastrophe aus. Und ist es nicht geradezu ein Warnungszeichen für Deutschland und Europa, daß gerade das Volk zu diesem Fluch für den ganzen Planeten wurde, das zwischen haarscharfer verstandesmäßiger Logik und nebelhafter Mystik nie die Brücke fand, das unhistorisch und unorganisch nie imstande war, sein Leben organisch zu gestalten, eine „Kultur der Mitte" (Berdjajew) zu schaffen?

Alle unsere Einwände berühren nicht im geringsten die Forscherarbeit und die Forschungsergebnisse des Gelehrten, die durch die geniale Versuchsanordnung, die außerordentlich kritische Fragestellung die vollste Bewunderung verdienen und uns noch weitere Aufklärungen auf dem Gebiet komplexer Lebensvorgänge versprechen.

Wir haben nur versucht uns dagegen zu verwahren, daß die philosophische Begründung der von ihm befolgten Forschungsmethode, auf Allgemeingültigkeit Anspruch erheben darf und dazu berufen sein soll, gültige, ewige Wahrheiten zu erkennen. Die logische Beweisbarkeit ist nicht das einzige Kriterium der Wahrheit und in keinem Fall das vornehmste. Unser ganzes Leben ist der Beweis für diesen Satz und wenn wir den Zug der Geister überblicken, die uns ein sinnvolles Weltbild schenkten, das uns den Mut gab, an einen Sinn des Lebens, an eine erfüllbare Lebensaufgabe zu glauben, so waren es nicht solche, die an den Verstand als höchste Instanz appellierten. Wir brauchen auch heute trotz der immensen Fortschritte der „exakten Wissenschaft" nicht an dem uns verpflichtenden Führertum eines Goethe, eines K. E. v. Baer irre zu werden und eine Philosophie, deren Rahmen zu eng für die uns von ihnen geschenkten Wahrheiten ist, lehnen wir als lebensfremd ab.

Zeichen der Zeit.

Von Kurt Sponholz.

Es braucht keines besonderen Scharfblicks mehr, um zu erkennen, daß der weltanschauliche Kampf innerhalb des deutschen Volkes nunmehr in das entscheidende Stadium getreten ist. Die „künftigen Fronten", wie sich ein sehr lesenswerter Aufsatz von Wilhelm Stapel im „Deutschen Volkstum" (März 1932) betitelt und auf den wir noch zurückkommen werden, — die „künftigen Fronten" treten immer klarer hervor. Das deutsche Volk ist in „zwei Heerlager aufgeteilt." „Einst hieß der Gegensatz Welfen und Waiblinger, später Katholiken und Protestanten, wie wird der kommende Gegensatz heißen?" (Stapel). So mannigfaltig nun auch die Antworten auf diese Frage lauten können, eines muß dabei doch klar sein: von der Entscheidung hängt nicht allein das Schicksal des deutschen Volkes ab, sondern das Schicksal Europas, der weißen Rasse. So gesehen gewinnt eine scheinbar innerpolitische Auseinandersetzung die Bedeutung eines welthistorischen Endkampfes. Es handelt sich letzten Endes um die Frage, ob das deutsche Volk seine welthistorische Sendung erfaßt und durch „zuchtvoll gesteigertes Dasein" (Kolbenheyer) die Führung in diesem Kampf „um letzte Dinge der Menschheit" übernimmt, oder ob es sich hineinziehen läßt in die andere Front des „mediterranen" (Kolbenheyer), des „säkularen" (Stapel) Wesens, der „Pariagesinnung" (Grimm). Damit sind die Namen dreier geistiger Führer Deutschlands genannt, mit deren Gedanken sich die vorliegende Betrachtung beschäftigen will. In dem Vortrag von Kolbenheyer „Unser Befreiungskampf und die deutsche Dichtung" (erschienen bei Albert Langen, München 1932) soll die Frage „Ist die deutsche Kultur am Ende?" beantwortet werden. „Ist die deutsche Kultur am Ende, dann ist auch Europa und Amerika an das äußerste gelangt ... Dann wird die ordnende, erdbeherrschende Leistung unserer Rasse überschwemmt und fortgerissen von dem Führungslosen, von dem nur auf das Dasein und nicht auf Steigerung des Daseins gerichteten, Vegetativen. Und das hieße gewiß Untergang der weißen Kultur, denn diese ist nur möglich, wenn ein Differenzierungszustand der Menschheit behauptet wird, der nicht das vegetative Dasein allein, sondern ein zuchtvoll gesteigertes Dasein ist." Kolbenheyer setzt sich mit der Frage nach der „Lebenslage des deutschen Volkes in diesem Kampfe," d. h. mit der „biologischen Funktion des deutschen Volkes in einem Anpassungskampfe der weißen Menschheit um die neue Lebensform" auseinander und beleuchtet dann den „Lebenswert der deutschen Dichtkunst," d. h. was die Dichtung für diesen Kampf bedeute. Mit den Gedanken des „biologischen Untergangs der Rasse" und der „Not am Lebensraum des Volkes" läßt sich das „Ereignis unserer Zeit" nicht erfassen. Die geschichtliche Analogie zum Beweise des Untergangs genügt nicht, wir müssen „unsere Weisungen aus der Biologie holen", denn die einzelnen Völker sind keine „gleichnishaft

wiederholten Lebenstypen der Rasse, — sondern Ausdifferenzierungen rassisch bedingter, menschheitlicher Lebensbestände von ungleicher Lebensmächtigkeit." Dieser Kampf der Gegenwart hat „für jedes Volk und durch jedes Volk hindurch eine übervölkische, menschheitliche Bedeutung," wenn auch „menschheitliche Entwicklungen von den Völkern nur einzeln erlebt werden können." Dem „Komplex" des Unterganges stellt Kolbenheyer den „Gedanken" des Anpassungskampfes gegenüber. Er bekennt sich damit im Gegensatz zu Spengler zu einem Optimismus, der in der Gegenwartslage eine „biologische Entwicklungsreife" sieht, die „keine Auflösung" sein muß. Es handelt sich um eine „biologische Entwicklung", um eine „Wachstumserscheinung am lebenden Körper der weißen Rasse". Die einzelnen Völker sind zudem verschieden an „Lebensmächtigkeit". Das eine Volk kann „sein Lebensgut ausgegeben haben," das andre kann noch „einen Schatz an unverausgabtem Lebensgut besitzen." Wir brauchen uns gar nicht in einem Auflösungszustand zu befinden, sondern im Endkampfe „um die europäische Lebensform durch anpassende Entwicklung." Dieser Kampf hat vor 2000 Jahren begonnen mit dem Zerfall des Imperium Romanum, das fallen mußte, weil es „das Reich imperialistisch und nicht übervölkisch zu behaupten versuchte." Damals hat der Kampf zwischen „mediterranem und nordischem Menschentum", zwischen „mediterranem Imperialismus" und „germanischer Selbstbehauptung" um eine „neue übervölkische Lebensform der weißen Rasse" begonnen. Wir stehen eben noch mitten in diesem Kampf, und „vor der Entscheidung kann das letale Ende zum mindesten nicht vorausgesagt werden". Auch der Begriff der „Not am Lebensraum" genügt nicht zur Ausdeutung des gegenwärtigen Geschehens. Kolbenheyer sucht auch hier vom Begriff des Raumes in seinem Verhältnis zur Bevölkerungszahl zur biologischen Ursache der „Lebensenge" vorzustoßen. „Unter biologischem Lebensraum ist nicht das Verhältnis der Ausdehnung und Beschaffenheit des besiedelten Bodens zur Bevölkerungszahl zu verstehen, sondern der Raum, auf dem sich ein Volk zu erhalten vermag, sei dieser noch so klein und noch so karg und die Volkszahl noch so groß, wenn nur die Nutzungsart des Lebensraumes durch ein Volk genügt, um den Bestand durchzusetzen, das heißt also, wenn die Lebensleistung eines Volkes hoch genug ist... Wir sind nicht zu viel, aber Versailles ist zu viel in Europa." Dieses Versailles ist aber die „äußerste staats- und wirtschaftspolitische Ausdrucksform des hegemonistischen, mediterranen Geistes gegen den nordisch-germanischen Geist, der nicht hegemonistisch, sondern übervölkisch, nicht zentralistisch, das Fremde knechtend, sondern arterhaltend und freiheitlich eingestellt ist... Die Höhe der Klimax ist überschritten: Weltwende — nicht Weltuntergang!" Gerade das deutsche Volk ist es gewesen, das sich „für den Lebensbestand der weißen Menschheit geschlagen" hat, nicht „die Völker, die die Welt unter Emphase und Verleumdung erst glauben machen mußten, daß sie für Freiheit und Zivilisation in den Kampf getreten seien..." Dem deutschen Volk gilt insbesondere die Mahnung zur eigenen Art, die Kolbenheyer in einen hübschen Vergleich kleidet: „Es darf dem Herzen

nicht einfallen, aus „panorganischen" Gründen sich plasmatisch und funktionell dem Gehirn anzugleichen, es darf ihm nicht einfallen, sich nach rechts oder links, nach oben oder unten, östlich oder westlich orientieren zu wollen. Es muß seiner plasmatischen und funktionellen Art nach Herz bleiben und sich als Herz in den Organismus finden," denn „nichts wäre weniger naturgemäß, als zu glauben, daß ein Europa von übervölkischer, von menschheitlicher Bedeutung entstehen und bestehen könnte, wenn die Völker sich selbst aufgäben, d. h. sich unter Verzicht auf ihre Eigenart anähnelten." —

Zu der so umstrittenen Frage des Bürgertums nimmt Hans Grimm in seiner Schrift „Von der bürgerlichen Ehre und bürgerlichen Notwendigkeit" (Albert Langen, München 1932) Stellung. Er tritt der zunehmenden Verhetzung gegen das Bürgertum entgegen, die ersetzt werden muß durch die Erkenntnis des eigenen Wertes, durch die „jubelnde Erkenntnis des Herrenrechtes eines ganzen Volkes." Der „Pariagesinnung" stellt Grimm also das Bewußtsein des Herrentums gegenüber. Er wendet sich damit nicht nur gegen den Marxismus in seiner sozialistisch-kommunistischen Prägung, sondern auch gegen den Bürgerhaß des Nationalsozialismus. Es sind das „fremde, asiatische Instinkte", die „als Gier in unser deutschrassiges Volk hineingetragen wurden". Denn darauf kommt es an, als was „das ganze deutsche Volk im weitesten Sinne sein deutsches Schicksal sehen lernt, als elende Not, als blöde Qual oder als ungeheuren gemeinsamen Stolz, das heißt als Begierde der Schwäche oder als Recht der Kraft, das heißt als ewige Knechtschaft aller seiner auf gleiche Stumpfheit gebrachten deutschen Kinder oder als deutsche Herrschaft durch diejenigen deutschen Kinder, die jeweils dazu tüchtig sind." Den Erweis dieses „eingebornen Adelsrechtes unseres Volkes" will Grimm nur gerade aus dem verfemten deutschen Bürgerhaus ableiten, wobei er „zwischen Bürger und Bauer keinen Unterschied setzt", denn „wenn der Bürger das ist, was ich meine, sind sie beide in ihrer Haltung einerlei". Sehr fein ist die Charakteristik des deutschen Bürgertums: „Es ist der Trieb zur Sauberkeit da, zur eigenen Sauberkeit, aber auch zur aufpasserischen Sauberkeit andern gegenüber. Es gilt ein harter, gelegentlich starker Fleiß. Es findet sich ein eifernder, leicht verletzter Gerechtigkeitssinn, die Bereitschaft zu helfen gehört dazu, und ... eine gewisse Gefühlsverlaufenheit in politischen und sozialen Dingen. Es besteht ein fast unbewußtes, fragloses Pflichtgefühl, dazu eine bewußte Anständigkeit. Es lebt ... beinahe überall eine uneingestandene Sehnsucht etwas vorzustellen ... Die verhemmte Sehnsucht hat auf dem Wege zur Revolution ihre unglücklichste Rolle gespielt ... Die Hoffnung und das Opfer für das Werden der Kinder ist endlich fast Religion ..." Das deutsche Bürgertum ist trotz aller Anfeindung die „urtümliche treue Schutzhülle aller guten, aller großen Keime unserer Nation." Mit „Standes- und Klassenparolen" hat dieses Lob des Bürgertums nichts zu tun, denn „wir Deutsche kommen ... alle zu irgendeiner Zeit aus irgendeinem deutschen Bauernhaus", und „danach hat größere Gunst oder größere Ungunst des Geschickes Geschlechter steigen und sinken und sinken und steigen lassen ..." „Das Unheil unserer Zeit

ist, daß sie zu schnell sein möchte, daß sie an einer Generation ausgleichen möchte, was nie anders als an Generationen ausgeglichen werden kann." Einen Sozialismus dieser Art, einen „Sozialismus der Generationen" stellt Grimm also dem Sozialismus aus Neidgefühl gegenüber, dem „Pariaideal" dessen, der „die Armut aller will, um den eigenen Lebensbankrott zu rechtfertigen," der ... „den Sozialismus aus den Interessen einer Klasse und nicht aus der Ganzheit will ..." „Vom Pariaideale aus gibt es kein Recht für die jeweils Besten und gibt es kein Recht für die größere Sauberkeit und Leistung und Redlichkeit und Kraft eines Volkes unter den Völkern. Aber wir müssen durch deutsche Steigerung dahin kommen, daß kein Deutscher Proletarier sein will, eben weil er Deutscher ist und also zu einer Aristokratie unter den Völkern gehört." Grimm wendet sich nur gegen den Vorwurf, der von seiten der nationalen Jugend erhoben wird, daß dem neuen Gemeinschaftsgefühl gerade „die Bürgerlichkeit mit Individualismus, mit Eigentum und Besitz" entgegenstehe. Grimm sieht mit Schrecken auch beim Nationalsozialismus den „Angriff auf das, was die eigene Grundlage des Nationalsozialismus vom Ausgange bis zum Ziel ist." Auf diesem Wege muß eine Bewegung, die „der Pariagesinnung und dem Neidgefühle im innern deutschen Kampfe aus irgendeinem Grunde Zugeständnisse macht, diesem eines Tages selbst verfallen ..., sie wird dann vielleicht einen harten, quälerischen, vergotteten Staat der Untertanen, kommandiert durch eisern regierende beamtete Funktionäre, doch niemals das Herrentum eines ganzen Volkes aufrichten." Ein Individualismus ist notwendig, denn „wie gäbe es eine Aristokratie, eine Herrschaft der Besten, ohne Individualismus? Wie käme ein Volk ... anders zum Herrentum, zur Herrschaft aus der Ganzheit und nicht aus den Interessen einer Klasse als durch Steigerung jedes einzelnen Volksgenossen zu seinem höchsten Werte?" Auch Eigentum, Besitz ist unausweichliche Grundlage des Herrentums, „über Eigentum führt der Weg zur Herrengesinnung." Wie schon erwähnt, kann sich der „völlige soziale Ausgleich in einem Volke nie anders als auf dem Wege durch die Generationen ... vollziehen. Nur wird der Weg der Erneuerung zu irgendeiner Zeit immer über Eigentum, über Haben, über einen gewissen Besitz durch Leistung führen ..., darüber führen müssen, um Kräfte für unwägbare Leistungen von der Zustimmung einer zufälligen, nicht begreifenden Masse und ihrer Funktionäre eine Weile unabhängig zu machen und also das Unwägbare erst zu ermöglichen. Der Besitz tritt kräftesparend an Stelle eines immer wieder zu erringenden Sieges, aber nicht zum Ausruhen, sondern zum Erfüllen." Gegen die herben Vorwürfe an die Adresse des „verrotteten" Bürgertums hebt Grimm seine Leistung hervor: „Ja, das ist jener Teil des Volkes, der an Stelle des Gewaltstaates den Rechtsstaat gesetzt hat, das ist jener Teil des Volkes, der zur Sittlichkeit der Person die Sittlichkeit der Gesellschaft hinzulehrte, ... der zum urtümlichen Freiheitsgefühl die Bescheidenheit fügen lernte, ... der eine Sache ohne Frage nach dem eigenen Nutzen und der persönlichen Folge um ihrer inneren Richtigkeit willen zu Ende

bringt, ... der bei uns vom Geiste und der Seele, nicht von der Materie her, den nationalen Sendungsgedanken gefunden hat und in Glück und Unglück sein Träger geblieben ist. Und ist endlich jener Teil des Volkes ... der, zunehmend gehindert von verwirrten Massen, unser Volk gegen das wahnsinnige Schicksal seiner Raumlosigkeit an bei Arbeit und Brot gehalten hat, der immer wieder die Räder erdachte und aufstellte, von denen das ungeheuer törichte marxistische Lied, dem echten Proletarier zugewandt, nur zu singen weiß: „Alle Räder stehen still, wenn Dein starker Arm es will." Ja sogar für den „Bourgeois im Bürger" glaubt Grimm etwas sagen zu dürfen der „wenn die Jungen stürmen, wenn die politischen und geistigen Führer frische Ziele weisen, wenn die Dichter dichten, und auch wenn die Kämpfer gekleidet und genährt werden sollen, ... vielleicht an einer Stelle des Volkes ... seine ordnungseifernde Einsammelarbeit getan haben muß." Und nun die „übervölkischen" — um mit Kolbenheyer zu reden — Aussichten aus der Lehre Grimms. Vom Klassensozialismus müssen wir „hindringen zu einem Sozialismus der Nationen und müssen uns bescheiden bei einem Sozialismus der Generationen... Herrenvolk sein heißt, um den Rang wissen und an den Rang glauben, der einer Nation durch gemeinsame Kraft und Leistung unter den Völkern gebührt, und heißt, den gebührenden Rang mit jedem Willen wollen. Herrenvolk sein, heißt bewußte Teilhaberschaft jedes einzelnen Volksgenossen an der Kraft und der Leistung, und das heißt an der Hoheit der Nation. Sozialismus der Nationen bedeutet, daß einem Volke so viel zusteht, als es ist. Sozialismus der Generationen bedeutet, daß in einer zu dem Menschenrecht ihrer Kraft und Leistung und Zahl gekommenen Nation jedes gesunde und begabte Kind die Möglichkeit des Aufstieges zur Oberschicht immer von neuem gewinnt." ... „Der Paria sieht den Sozialismus vom Sklaven aus... Der Deutsche, den es seit dem Kriege gibt, wird seinen Sozialismus vom Herrn aus wollen müssen, mit der Folge der Gelegenheit der besseren Kraft von Generation zu Generation und mit der Folge der allgemeinen Steigerung." — So verbinden sich die Gedanken Kolbenheyers und Grimms in der „allgemeinen Steigerung", oder im „zuchtvoll gesteigerten Dasein"; und sie bestätigen den eingangs ausgesprochenen Satz, daß das scheinbar innerpolitische Geschehen im heutigen Deutschland welthistorische Bedeutung gewinnt, denn das Schicksal Deutschlands ist das Schicksal Europas, das Schicksal der weißen Rasse. — Daß es sich bei den „künftigen Fronten" um „letzte Dinge der Menschheit" (Kolbenheyer) auch im religiösen Sinne handelt, zeigt Wilhelm Stapel in seinem bereits genannten Aufsatz im Märzheft 1932 des „Deutschen Volkstums". Wenn Stapel als eines der wichtigsten Ergebnisse der Besinnung nach dem Kriege die Erkenntnis bezeichnet, daß „in dieser Epoche nicht die Amerikaner, Briten, Italiener unsere Feinde sind — Feind im strengen Sinne verstanden — sondern „allein die Franzosen und ihre Gefolgsnationen," so fällt einem sofort Kolbenheyers Wort von den Erben des „mediterranen" Geistes ein, das genau dasselbe besagt. Und wenn Stapel als zweites die Erkenntnis setzt, daß sich „die staatliche Verfassung

des Deutschen Reiches als unzweckmäßig erwiesen" habe, und wenn er dabei von der bloß geschichtlichen Charakterisierung des Wandlungsvorgangs zur Erfassung des biologischen Sinnes der geschichtlichen Veränderungen vordringt, so berührt er sich aufs engste mit Kolbenheyer. Aber Stapel geht nun doch noch weiter — wie es uns scheinen will; ans Ende — zur „theologischen (d. h. von Gott aus gesehenen) Sinngebung der Geschichte." Denn „die Kämpfe unserer Zeit, auch die Kämpfe des deutschen Volkes um seine Gestalt, wären leere Blasen und eitel Schaum, wenn sie nicht für oder gegen Gott gekämpft würden." Stapel begreift die „Vorgänge unserer Zeit" also unter der Kategorie „Gehorsam gegen Gott" und „Abfall von Gott", sie gruppieren sich nach ihm als „säkulare" und „antisäkulare". In dem Kampf dieser beiden Fronten erscheint Deutschland als der „Bote Gottes", Frankreich als „Sendungsmacht der „Menschenrechte"; der „Vernunft" und damit als Macht der Gegenreligion." Die „säkulare" und die „antisäkulare" Front sind aber nicht durch die reale Grenze zwischen Frankreich und Deutschland geschieden, sie gehen vielmehr mitten durch das geistige Deutschland hindurch. Die neu entstehende Frontbildung „für oder gegen das Christentum" — denn das bedeutet sie im eigentlichen Sinne — gibt der alten „Zerspaltung der Kirche — bei Papst, bei Luther — neue Kraft"... „Es wird an den Katholizismus die Frage gestellt: ob er es vorziehe, mit den säkularen Mächten der Französischen Revolution, mit den Juden, mit den liberalen und sozialdemokratischen „Freigeistern" eine Front zu bilden, oder in der antisäkularen Front mit gläubigen Protestanten zusammen zu kämpfen." Dem „Romanismus" gewisser katholischer Kreise gegenüber ist das Mißtrauen der Protestanten berechtigt, denn wir können eben nicht behaupten, daß der Katholizismus „dem Deutschen eine in jeder Beziehung gleiche Stellung wie dem Romanen erlaubt." Das dieses so ist, zeigt die Tatsache, die Stapel zwar nennt, aber in lateinischer Sprache, um „jeden Schein konfessioneller Propaganda zu vermeiden", die Tatsache nämlich, daß die katholische Kirche keinen deutschen Papst duldet. Es ist eine ernste Mahnung an den Katholizismus, denn bei ihm liegt es „die Bildung einer antisäkularen Front zur Behauptung des Christentums" zu ermöglichen. Die „christliche Kampfstellung gegen alle säkularen Religionen" hätte — alle menschlichen Beziehungen wurzeln ja letztlich im Religiösen — auch für den „politischen Gesamtzustand der Menschheit" größte Bedeutung. Klug und ernst sind die Ausführungen Stapels über den Gegensatz der beiden Fronten. „Alle säkularen Religionen sind... ihrem Wesen nach die Übertragung des biologischen Zustandes ihrer Gläubigen ins „Philosophische" und „Ethische". „Das Christentum hingegen als Kraft einer anderen Welt ist unabhängig von den Empfindungen und Nerven der Völker; es ist nicht Erbe, sondern Offenbarung"... „Alle bloße Ethik... untersteht dem biologischen Wandel der Gemeinschaften... sie tritt schließlich „in den Dienst der Lebenssicherung", sobald die menschliche Gesellschaft „in den Zustand fortgeschrittener Verbürgerlichung, Vergroßstädterung (Sartisierung) und Proletarisierung tritt." Sie wird dann eine „Sekuritätsmoral"... „Das Leben treibt und wächst nicht mehr, es „sichert" sich nur." Das kann bis zum „Kult der Feigheit als Moral der individuellen Lebenssicherung" führen." So ist

auch der „politische Pazifismus ... nichts anderes, als das ins Ethische projizierte Lebensgefühl, also der biologische Zustand seines Vertreters." „Pazifismus ist die Kampfwaffe des Absinkenden gegen den Aufsteigenden" ... „Der Ächtung des Krieges ist die Ächtung des Pazifismus entgegenzusetzen." Dieser „säkularen" Religion steht das Christentum gegenüber, „dem die Welt nicht nur eine Gelegenheit der Moral und ein Schauplatz des Fortschritts, sondern ein böser und schreckensvoller Kampfplatz der Glaubensbewährung ist." Es vermag „alle Sekurität von der Seele auf Gott zu werfen, vermag alle Humanität der Divinität des göttlichen Zornes unterzuordnen, vermag hart und streng gegen das geliebte Leben zu sein" ... „So wird das Himmlische zum Segen auch für das Irdische, zum Segen nicht im Sinne eines irdischen Glückes, sondern einer irdischen Pflichterfüllung: es läßt uns getrost alle Kraft an die natürlichen Aufgaben setzen. Das ist das Geheimnis des Christentums: die Kraft Gottes macht getrost, und die Getrostheit macht tapfer." Und wiederum berühren sich die Gedanken Stapels hier mit denen Hans Grimms, wenn er am Schluß seiner Betrachtungen das „seltsame Geheimnis" nennt, daß „gerade die christlichen Völker die Herrenvölker der Erde geworden sind," und daß „mit der Säkularisation und der Zunahme der Sekuritätsmoral die Herrschaft dieser Völker zu schrumpfen beginnt." ... „Wir ahnen in diesen Dingen etwas, das Gott über uns verhängt hat: der Gehorsam gegen Gott erhält auch das Leben auf Erden, der Abfall von Gott verderbt und verschwendet das Leben. Das ist die Wahrheit des Alten Testaments, das nicht aufgehoben ist, sondern erfüllt wird. Es ist ein schreckendes Geheimnis, aber es ist die Wirklichkeit." — Überhören wir nicht alle, auch die es ganz ernst und schwer nehmen mit der Verpflichtung ihres Lebens, überhören wir nicht alle das klare und einfache Wort: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben"?"

Zu dem hochbedeutsamen Aufsatz „Zeichen der Zeit", der ernsthafte und denkende Leser verlangt, sei eine Bemerkung gestattet, die den Gesamtinhalt keineswegs berührt.

Der Satz „alle säkularen Religionen sind ... ihrem Wesen nach die Übertragung des biologischen Zustandes ihrer Gläubigen ins „Philosophische" und „Ethische". Das Christentum hingegen als Kraft einer anderen Welt usw." (Stapel, p. 95), stellt gewissermaßen die auch von Kolbenheyer stark betonte biologische Behandlung der tiefsten Völker- und Rassenprobleme in Gegensatz zum Christentum, sie führe zur „säkularen (verweltlichten) Religion"! Wir möchten dem die Worte Prof. P. Althaus entgegenstellen: „die Philosophie ist heute mehr denn seit langem in der Lage, Wegbereiterin des Glaubens zu sein" und „ich könnte dabei zunächst hinweisen auf die neuere Entwicklung der Psychologie und Biologie, ... es sei nur für die Psychologie an den Namen Spranger, für die Biologie etwa an Driesch erinnert. Kein Zweifel, daß diese neuen Erkenntnisse des „Organischen" im Leben und in der Seele mit ganz anderem Ernste vor die Gottesfrage führen können, als manche philosophische Schule des 19. Jahrhunderts."

R. v. E.

Schriftleitung: Dorpat, Teichstr. 30. * Verantwortlicher Schriftleiter: Direktor Alfred Walter. * Herausgeber: Prof. Ernst Masing. Prof. Ernst Blessig. * Bezugspreis: für ein Halbjahr 1.50 Kr. (mit Zust. 1.60 Kr.); Deutschl. 2 Rmk.; Lettl. 2.25 Ls. Einzelnummer 0.25 Kr. * Best. empfängt: die Geschäftsstelle der „Revalschen Zeitung", Reval, Raderstr. 10. Postfach 51. * Zahlstellen (laut Konto „Estl. Verlagsgesellschaft Wold. Kentmann & Ko.") — in Riga: Rigaer Kreditbank; in Deutschland: Postscheckkonto Berlin 122602.

Gedruckt in der Estländischen Druckerei A.-G., Reval.

Aus deutscher Geistesarbeit

Monatsschrift für wissenschaftliche und kulturelle Fragen der Gegenwart

Schriftleitung: Dr. R. v. Engelhardt — Dorpat

Nr. 7 | Freitag, den 22. Juli 1932 | 8. Jahrgang

Universität und Leben.

Professor Ed. Spranger zu seinem 50. Geburtstag, 27. Juni 1932, ehrerbietigst zugeeignet.

Von R. von Engelhardt.

„Das Hochschulwesen eines Volkes ist der gedrängteste Ausdruck seines besonderen Kulturwillens. Die Idee der Wissenschaft selbst ist nicht so eindeutig, daß sie nicht mannigfache nationale Ausprägungen gestattete; das Maß und die Art, wie die Wissenschaft in die höchste Stufe der Bildung aufgenommen wird, können sehr verschieden gedacht werden" (Ed. Spranger 1930). „Den Ungedanken einer nationalen Wissenschaft hat erst das 19. Jahrhundert hervorgebracht" (Ad. v. Harnack 1901). In diesen scheinbar schroff einander gegenüberstehenden Sätzen spiegelt sich das heutige Universitäts- und Bildungsproblem wider, wie es sich besonders stark im Laufe der letzten drei Jahrzehnte in den deutschen akademischen Kreisen herausgebildet hat. Versuchen wir diesem Gegensatz in der Sprache des kulturpolitischen Kampfes einen Namen zu geben, so stünde dem Prinzip der Politisierung der Hochschule, das der Humanisierung gegenüber, oder ihren nationalen Aufgaben die internationale. Sind diese Gegensätze wirklich so unüberbrückbar, wie es auf den ersten Blick den Anschein hat, oder gibt es eine gewissermaßen über ihnen stehende Norm, ein Idealbild der universitas literarum, das einen Ausgleich dieser Gegensätze ermöglichte?

An der Richtigkeit des Satzes Sprangers, daß die „Hochschule der gedrängteste Ausdruck des Kulturwillens" eines Volkes sei, ist wohl nicht zu zweifeln, mithin dürfte auch der folgende zu Recht bestehen, daß da der Kulturwille eines Volkes kein statisches Gebilde, keine feststehende Formel, sondern ein der historischen Entwicklung gehorchender lebendig-dynamischer Begriff ist, auch die Hochschule etwas Wandelbares, ein geschichtlich bedingter, lebendiger Organismus ist. Dieses Bild des lebendigen Organismus

hat Spranger in ausgezeichneter Weise geschildert: „das Geheimnis der deutschen Universität liegt in den absichtlich ungelösten Spannungen, in den scheinbaren Widersprüchen, die sie enthält. Denn was lebt, trägt immer Spannungen in sich und was sich entwickelt, geht immer durch Kampf und Wagnis hindurch. So ist auch die Universität bei uns zu kennzeichnen als ein labiles System von Kräften, das immer wieder neue Selbststeuerungen und Selbstregulierungen gestattet. Oder konkret gesprochen: nicht ihr Alter und ihre Tradition machen ihren Vorzug, aber auch nicht bloß ihr moderner Geist. Sie blüht nicht deshalb, weil sie Staatsanstalt ist, aber auch nicht deshalb, weil sie freie Korporation ist. Sie lebt nicht durch ihre produktive Forschung allein, ebensowenig aber ganz durch ihre Lehrwirksamkeit. Sie beruht nicht ausschließlich auf den Vorlesungen, aber auch nicht auf den Seminaren. Weder ihre Zurückgezogenheit, noch ihre Weltoffenheit; weder ihre zweckfreie, noch ihre nützliche Arbeit; weder ihre Philosophie, noch ihre Einzelforschung sind der Schlüssel zu ihrem Geheimnis. Sondern daß sie dies alles zugleich ist und tut, daß sie zu jeder dieser Thesen immer auch die Antithese bereithält und betont, das macht ihr Leben aus. Und man könnte keines jener Glieder aus ihrem so frei beweglichen Organismus herausnehmen, ohne daß man sofort ihre Kraft, ja ihr Dasein, gefährdete.

Daraus folgt zugleich die Schwierigkeit einer plastischen Darstellung der deutschen Universität. Man muß sie gleichsam immer in Bewegung zeigen; denn ihr ruhender Bestand gäbe ein falsches Bild. Man muß immer alles in ihr auf alles andere beziehen; denn das Einzelne für sich genommen ist bedeutungslos oder mißverständlich. Man muß sie eigentlich bis in die Tiefe erlebt haben, um ihr ganz gerecht werden zu können. Wenn sie aber wirklich ein Stück Leben ist, so ist damit andrerseits gesagt, daß sie nichts unbedingt Vollkommenes ist; wohl aber, daß sie nur auf einem bestimmten historischen Boden so werden konnte und daß sie nicht einfach, am wenigsten durch bloße Organisation nachgeahmt werden könne."

Tritt uns in dieser vortrefflich anschaulichen Charakteristik der deutschen Universität wiederum das altbekannte Lebensgesetz, wie es ein Goethe sah und lebte entgegen, das Gesetz von den polaren Kräften, den Spannungen, aus denen allein die Lebenssteigerung hervorgeht, so dürfte der Gedanke wohl nicht von der Hand zu weisen sein, daß auch jener Gegensatz zwischen dem nationalen und internationalen, dem politischen und humanen Charakter der Universität in dem Begriff des Lebendigen seinen Ausgleich finden dürfte.

Dem scheint aber doch die letzte Behauptung Sprangers zu widersprechen, daß Form und Inhalt der Hochschule doch nur vom historischen Boden aus zu verstehen seien, auf dem sie gewachsen ist, mithin sie ihre „geprägte Form" doch nur „lebend entwickeln" kann, „nach dem Gesetz, nach dem sie angetreten". Dieser Umstand, ihre Totalverbundenheit mit dem historisch gewordenen Heimatboden, prägt ihre besonderen Gesichtszüge, die sich auch durch das weitestgehende Bestreben weltoffen, allgemein-menschlich, d. h. human zu sein, nie ganz werden verwischen lassen.

Ob die Hochschule nun durch eine solche Einschränkung doch Schaden nimmt an ihrer Seele, ihr Geltungsbereich enger wird, diese Frage kann nur entschieden werden, wenn wir diejenigen geistigen Kräfte einer möglichst objektiven Prüfung unterziehen, die für ihren inneren und äußeren Aufbau bestimmend waren und heute noch, wenn auch in abgewandelter Form, sind.

Das Thema „Voraussetzungslosigkeit der Wissenschaft" steht heute im Vordergrunde der Diskussion; von der Beantwortung dieser Frage hängt es ab, ob wir im Bereich der Wissenschaft und ihrer Forschungsresultate absolut gültige, allgemein-verbindliche Wahrheiten statuieren können oder nicht?

Das 18. Jahrhundert, die Zeit der Aufklärung, war darin glücklicher als wir, sie glaubte an die Macht des Wissens und die Unfehlbarkeit des Verstandes.

„Von Polyhistorie [1]) und Raison war das geistige Leben des 18. Jahrhunderts bestimmt gewesen, ein Klassizismus fortwirkender, lebendiger Tradition, aber in beschränkten, vorgeschriebenen Formen ... Seine Stärke lag in der Klarheit seiner Deduktion und Darstellungsmittel, in der Leichtigkeit der Propagation, und in der siegreichen Kraft, die er gegen Aberglauben aller Art behauptete. Auf objektive und notwendige Erkenntnis war alles gerichtet; der hervorragende Kopf unterschied sich vom gewöhnlichen nur durch den weiteren Umfang seiner Kenntnisse, die größere Klarheit seiner Schlüsse und die helleren Funken seines Esprits. Das Innenleben kam nur als Penetration, Geschmack, Grazie, rhetorische Kunst und, da ein großer Mann unstreitig auch ein guter Mann sein müsse, als „Moral" zu Worte ... Was die Wissenschaften anlangt, so waren sie bis zum letzten Drittel des 18. Jahrhunderts noch nicht so differenziert und durch Spezialitäten belastet, daß ein einzelner fähiger Kopf sie nicht zu überschauen vermochte. Ein wirklich Gelehrter mußte deshalb immer noch ein Universalgelehrter sein. „Ehe nicht einer alles weiß, ist die Welt nicht verstanden" — damals gab es viele, die überzeugt waren, alles zu wissen und daher die Welt zu verstehen. Die ganze Wissenschaft war in den wohlgerundeten Kreis des von dem Verstande erfaßten, von der Vernunft durchleuchteten Weltbildes hineingezogen. Daneben gab es nichts als „gothischen Aberglauben".

So sah die Welt der Wissenschaft an der Schwelle des 18. zum 19. Jahrhundert aus, und so sah auch die Welt auf die Wissenschaft und ihre Vertreter. Ein naiver Glaube, daß die Wissenschaft berufen sei Norm und Regel für das Leben aufzustellen, beherrschte die Gemüter, noch wußte man nichts oder wenig von der zeitlichen Bedingtheit der Erkenntnis, vom geschichtlichen Wandel im Begriff der Wahrheit, vom historischen Denken und seinem Relativismus.

In diese verstandesklare Luft getaucht, erscheint auch das Jugendbild unserer deutschen Universität Dorpat. Sie durchweht der human-liberale Geist ihres Gründers, des hochherzigen Kaisers Alexander I., der feurig-

[1]) Ad. Harnack. Geschichte der preuß. Akademie der Wissenschaften.

ideale Enthusiasmus des ersten Rektors G. Fr. Parrot, die abgeklärte, antik anmutende Sophrosyne eines K. Morgenstern.

Aber schon melden sich Anzeichen, daß die Zeiten jenes einheitlich abgeklärten Weltbildes vorüber sind — „es ist die Epoche, die philosophisch durch den deutschen Idealismus, politisch durch den deutschen Liberalismus und bildungsgeschichtlich durch die neuhumanistische Bewegung gekennzeichnet ist" (Spranger). Es ist die Zeit, die andererseits charakterisiert ist durch eine „Hineinarbeitung des Glaubens in die Welt und der Wissenschaft in die Religion, die eine höchst eigenartige Geistesrichtung begründet. Es ist noch nicht genügend beachtet worden, daß es diese vernünftige Frömmigkeit ist, aus der sich durch die irrationalere Gegenwirkung des Pietismus in der Epoche, die wir literarisch die „Sturm- und Drangepoche" nennen, ein eigentümlich neuer „Humanismus", eine weltlich religiöse Vertiefung des Persönlichkeitsgefühls herausgestaltet hat. Der Humanismus unserer klassischen Zeit ist so aus der Weiterbildung lutherischer und reformierter Frömmigkeit emporgewachsen ... Der deutsche Liberalismus erweitert das protestantische Prinzip der Gewissensfreiheit zur Autonomie der geistigen Persönlichkeit überhaupt. In den Tiefen dieser Persönlichkeit findet man nicht nur die verständige regelgebende Vernunft, sondern den Wurzelgrund der unendlichen göttlichen Ideen und in ihnen ein wesenhaftes Band zum Weltgrunde überhaupt. So hängen deutscher Idealismus, Humanismus oder Persönlichkeitsideal und politischer Liberalismus innerlich zusammen. In der romantischen Fortbildung dieser Geistesformen erfolgt auch ihre Ausstrahlung auf den deutschen Katholizismus, der seitdem der Polyphonie der deutschen Bewegung eine kräftige belebende Stimme hinzufügt. Ebenfalls der Romantik entstammt die Blüte des historischen Bewußtseins, das den humanistischen Gedanken der unendlichen Individualität weiter vertieft und auf die Gemeinschaftsbildungen des Geistes — die Volksgeister — ausdehnt. — Dies sind die Zeichen, unter denen die deutsche Universität ihre für das 19. Jahrhundert maßgebliche Grundgestalt erlangt. Sie ist ein Kind der Epoche, in der philosophischer Idealismus, politischer Liberalismus, Bildungshumanismus und historisches Bewußtsein miteinander blühten."

In diesem leuchtenden Bilde aus der Feder Ed. Sprangers tritt uns jene Geistesepoche Deutschlands in ihrem vollen Glanz entgegen, wie sie sich nun in bescheidenerem Licht auch an unserer Universität von den 20-er Jahren an widerspiegelt.

Da ist vor allem die gläubig-fromme Gestalt des Fürsten Lieven mit stark pietistischer Färbung, der als Kurator in Gemeinschaft mit dem unvergeßlichen Rektor Ewers, dem idealgesinnten, liberal denkenden Historiker und unübertrefflichen Organisator der Universität jenes oben geschilderte Gepräge gibt und nicht ihr allein, sondern zugleich auch von hier aus die heimatliche Kulturarbeit der Ritterschaften und deutschen Bürgerschaft in den Städten weithin beeinflußt, ja, man darf wohl sagen, das geistige Gesicht unseres Landes auf Jahrzehnte hinaus in seinen Grundzügen

bestimmt. Auch in diesen grundlegenden das Wesen der deutschen Hochschule in jenen Jahrzehnten bestimmenden Kräften, die zu einer geistigen Grundstimmung führten, lassen sich wiederum jene Gegensatzpaare finden, die in charakteristischer Weise der Dynamik der Bewegung die Richtung geben. Ist der „deutsche Idealismus" zum mindesten in seiner klassischen Ausprägung im wesentlichen normgebend, so steht diesem das aus der Romantik hervorgehende „historische Bewußtsein" gegenüber, das in erster Linie einfühlend, verstehend ist. Dort werden die Gesetze des Sein's statuiert, hier folgt man dem historischen Werden in seinen vielfachen Abwandlungen, der Entwicklung der Menschheit, ihrem Gestaltwandel.

Eng verschwistert und in einem ähnlichen, wenn auch nicht so ausgesprochenen Gegensatz stehen sich der Humanismus als Persönlichkeitsideal und der politische Liberalismus gegenüber. Ist jener in erster Linie verpflichtend, als Gestaltungsaufgabe des einzelnen nach dem ihm innewohnenden Gesetz zur Ganzheit — so ist dieser vorzugsweise der Anspruch auf gleiches Recht für jeden einzelnen — dort ist es die Verpflichtung zum sinnvollen Werden, hier das Haben und Geben eines Anrechts auf „die Mitregierung an dieser Welt", dort stärker das Motiv der Opferethik, hier das der Glücksethik betont, dort ein mehr aristokratisches, hier ein demokratisches Prinzip.

Aus dieser, man könnte sagen Psychoanalyse des seelisch-geistigen Gehaltes der deutschen Universitäten und mit ihnen unserer Universität, geht nun zweierlei mit aller Deutlichkeit hervor und zwar: zum ersten die evidente Tatsache, daß ein so „komplexes Gebilde" wie die deutsche Hochschule, von den tiefsten Quellströmen deutschen Geistes genährt, auf deutschem Boden gewachsen nur verstanden werden kann aus den geschichtlichen Bedingungen heraus, die nicht nur unabwendbares Schicksal waren, sondern auch von jenem Einschlag schöpferischer Kräfte zeugten, die aus Schicksal und Ganzheitstrieb und Gestaltungssehnsucht das schaffen, was wir historische Situation nennen. Solch' ein eigengewachsener Organismus verträgt keine Pseudomorphose, ohne seine Wachstumslinie zu verbiegen und er kann „nicht einfach nachgeahmt" werden.

Und weiter: mit der Entfaltung der Universität zu dieser Hochblüte, zu einer wahrhaften universatis literarum tritt der noch zur Zeit der Aufklärung völlig das Gebiet beherrschende Verstand, die Ratio in den Hintergrund, um anderen höheren Seelen- und Geisteskräften Platz zu machen.

Das hat weiter zur Folge, daß nicht mehr wie im 18. Jahrhundert, die verstandesmäßige Wissenschaft und mit ihr eine vernünftige Moral von der Höhe ihres Areopags herab dem Leben des einzelnen wie der Gemeinschaft ihre Gesetze vorschreiben, ihm Maß und Norm setzen, sondern daß dieses Leben selbst mit seinen Sehnsüchten und Zielen, seinem eigenen Gestaltungsgesetz, als gleichberechtigte Kraft miteintritt in den Tempel der Wissenschaft und Lehre. So erfüllt die Hochschule ihre Aufgabe, wahrhafte Bildungsanstalt zu werden. Denn sowohl politischer Liberalismus, wie Humanismus als Persönlichkeitsideal fallen aus dem Rahmen rein wissen-

schaftlicher Erkenntnis heraus, sie sind gestaltende Kräfte des Lebens, des Eigen- sowohl, wie des Gemeinschaftslebens.

Die oben gezeichnete vierfache Wurzel des deutschen Hochschulgedankens, die uns als lebengestaltende Kräfte entgegentreten, kann man mit gleichem Recht als Grundlagen einer geistigen Haltung ansehen, die wir Gesinnung nennen. In diesem Begriff liegt ein positiv betonter Wertcharakter ganz individueller Art, er ist der Ausdruck einer wesenhaft gegebenen und bewußt gewollten Eigengestaltung des Menschen oder einer schicksalhaft und historisch gewordenen Menschengemeinschaft.

Das 19. Jahrhundert zeigt uns immer deutlicher diesen nationalen Einschlag im wissenschaftlichen Betrieb der Hochschulen, sie erkennen ihn als integrierenden Bestandteil ihrer Lehrfreiheit an,

Naturgemäß spielt dieses Moment im Bereich der Geisteswissenschaften eine weit größere Rolle, als dem der Naturwissenschaften, denn auf den Gebieten der Philosophie, Geschichte, Theologie, Philologie, Nationalökonomie und Jurisprudenz gibt es weder Forschung noch Lehre, die sich damit begnügen könnte, die Tatsache, und deren ursächlige Verknüpfung zu erforschen, sie ist gezwungen, wenn sie den Sinnzusammenhang deuten will, zu werten. Aber der Wertcharakter eines Sachverhaltes — sagen wir eines historischen — ist nicht objektiv mit ihm gegeben, wir sind es, die den Sachverhalt werten und dieses Werturteil ist tief begründet in Rasse, Kultur, Geschichte des Urteilenden. Der Katholik wird in erster Linie die Schattenseiten der Reformation sehen, der Protestant ihre Lichtseiten, der Deutsche wird die Reichsgründung durch Bismarck mit wesentlich anderen Augen ansehen, als der Franzose.

Man sollte daher wohl annehmen, daß diese Selbstbesinnung auf das Recht einer national-bestimmten Wissenschaft in erster Reihe von den Vertretern der Geisteswissenschaften betont wurde und aus der Geschichte der deutschen Akademien und Universitäten läßt sich der Nachweis für den Anteil der Geisteswissenschaften an dieser Bewegung mit Leichtigkeit führen, aber auffallender Weise lag der erste Anstoß zu ihr auf anderem Gebiet und zwar auf dem der Naturwissenschaften.

Es war die im Jahre 1822 von Lorenz Oken begründete Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte, die sich die Aufgabe gestellt hatte, nicht nur ein Sammelpunkt für die Naturforscher deutscher Zunge zu sein, für den Austausch ihrer Forschungsresultate, für eine planmäßige wissenschaftliche Arbeitsgemeinschaft, sondern in klar ausgesprochener Programmatik mit dem Zweck das nationale Selbstbewußtsein, das in jener Zeit schwer daniederlag, durch das Bekenntnis zu einer deutschen Wissenschaft zu wecken und zu beleben. Der tragende Gedanke aber dieser Bewegung war der Entwicklungsgedanke, wie er in Lorenz Oken und seinem Kreise als lebendiges Erbteil aus der klassisch-deutschen Epoche fortwirkte, zwar noch nicht durch die Tatsachenforschung der exakten Naturwissenschaft erwiesen, sondern als Idee aus der Naturphilosophie eines Herder, Goethe, Schelling geboren.

Wie dieser deutsche Entwicklungsgedanke, von dem Nietzsche sagt, daß kein Lateiner, kein anderes Volk ihn in seiner ganzen Tiefe als Begriff

des Werdens begreifen könne, als eben nur der Deutsche — nun Gebiet auf Gebiet im Bereich der Wissenschaft erobert und als historisches Denken etwa von der Mitte des Jahrhunderts an den Geist der Hochschulen bestimmt, schildert Adolf Harnack [1]) in eindringlicher Weise.

„Den Naturwissenschaften ist in erster Linie der Umschwung der Dinge zugute gekommen" — so schildert Harnack weiter diese Zeitwende — „und nicht mit Unrecht spricht man von dem „naturwissenschaftlichen Zeitalter."

Dieses „neue Zeitalter der Wissenschaften" ist charakterisiert durch „exakte Forschung und Kritik", „durch eine möglichst vollständige Induktion und durch die umsichtigste Aufdeckung aller Fehlerquellen eine Fülle gesicherter Tatsachen zu gewinnen und aus ihnen Gesetze abzuleiten, d. h. die notwendigen Bedingungen für den Eintritt und den Wechsel der Erscheinungen zu ermitteln — das ist die Aufgabe gewesen, die sich die Wissenschaft in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts in allen Disziplinen gestellt hat. Die Forderung der Massenbeobachtung führte zur Forderung der Arbeitsteilung, die Aufgabe der „Entwicklungsgeschichte" zum Studium der ersten Glieder in jeder Reihe. Von den Höhen nicht nur der Spekulation, sondern auch der Betrachtung komplizierter Ordnungen und Zustände stieg die Wissenschaft herab zu den Niederungen der primitiven Tatsachengruppen, fast darf man sagen, sie entäußerte sich ihres „humanen" Charakters, um zunächst die Erscheinungen zu studieren, von denen sich unser höheres Leben und unsere Kultur weit entfernt zu haben scheint, die aber doch die elementaren Voraussetzungen für alles Sein und Werden bilden.

Nur bei oberflächlicher Beurteilung läßt sich behaupten, daß diese Wendung des wissenschaftlichen Betriebes zur Empirie ein Erlahmen der tieferen geistigen Arbeit verursacht habe . . ."

„Aber" — so fährt Harnack fort — „man könnte unser Zeitalter auch als das „geschichtliche" bezeichnen; denn in dieser Formel lassen sich wie die wichtigsten Neubildungen auf dem Gebiete der Geisteswissenschaften, so auch die Stimmungen des Zeitalters zusammenfassen. Neu geworden ist die Philologie als Sprachgeschichte, die Nationalökonomie als Wirtschaftsgeschichte, die Theologie als Religionsgeschichte usw.. . . Dem Reichtum des neuen Materials entspricht die Vielseitigkeit und Elastizität der Gesichtspunkte, sowie die Fähigkeit, vergangenes Leben wirklich zu verstehen."

Ist nun diese Zeit ein Zeitalter der „Epigonen", das nun jenes vorhergehende der „Heroen" abgelöst hat?

„Nur dann darf man von einer wirklichen Blütezeit der Wissenschaft sprechen, wenn sie nicht nur den Blick für die Außenwelt neu belebt, sondern auch das innere Leben bestimmt, d. h. wenn ihre neuen Erkenntnisse zugleich Maximen der praktischen Lebensgestaltung werden. Das waren sie im Zeitaltere Platos, im Zeitalter der Renaissance und wiederum am Anfang unseres Jahrhunderts.

Dagegen ist die moderne Wissenschaft eine Führerin des Lebens im höchsten Sinne nicht geworden; sie hat ihm keinen

[1]) Adolf Harnack. Geschichte der preuß. Akad. der Wissenschaften.

inneren Aufschwung zu geben vermocht, der mit dem Aufschwung in jenen Epochen vergleichbar wäre. Der entscheidende Grund dafür liegt auf der Hand. Diese Wissenschaft hat sich in einer zunächst wohlverständlichen Selbstbeschränkung und spröden Objektivität um die geistigen, innerlichen Bedürfnisse wenig bekümmert und es jedem überlassen müssen, sich seine Nahrung wo immer zu suchen. Sie hat auf reflexive Wirkungen verzichtet — wir haben bedeutende Forscher erlebt, für deren eigenes Leben die tiefen Fragen nicht zu existieren scheinen, die sie mit exemplarischem Fleiße „geschichtlich" studierten — und sie hat die Aufgabe beiseite geschoben, *das höhere Leben der Gegenwart zu bestimmen, zu disziplinieren*...

In derselben Zeit, in der sich die Wissenschaft von hochfliegenden Aufgaben zurückzog und lediglich realen Problemen nachzugehen anfing, wurde das Leben selbst noch „realer". „In einer solchen Lage kann die Wissenschaft nicht mehr die Rolle spielen, wie in beschaulichen Zeiten; sie kann es noch weniger, solange sie sich außerstande sieht, ihren Betrieb zu ändern und einen *unmittelbaren Kontakt mit dem höheren Leben* zu gewinnen. Und doch scheinen die Zeichen der Zeit darauf hinzudeuten, daß sich wiederum ein Umschwung vorbereitet..."

„Die Wissenschaften sperrten sich gegeneinander ab und umgaben sich mit Schutzzöllen, um sich dem intensivsten Betrieb zu widmen... Die *Kultur verlor dabei*, aber die wissenschaftliche Erkenntnis wurde wirklich eine Zeitlang in ungeahnter Weise gefördert."

Es bahnt sich also auf den deutschen Universitäten durch allzuweitgehende Spezialisierung immer weiter fortschreitend jener verhängnisvolle Zwiespalt zwischen Wissenschaft und Leben an, eine Umwandlung der Bildungsanstalt in einen Komplex von Fachschulen, die Auflösung des Begriffs der universitas literarum.

Unsere deutsche Universität Dorpat, so stark sie auch auf den Zuzug von Gelehrten aus Deutschland angewiesen war, hat diesen Wandel im obengekennzeichneten Sinne nicht in dem Maße mitgemacht, wie ein Teil ihrer Schwestern in Deutschland, sie blieb mehr wie jene Bildungsanstalt und hat ihren Einfluß auf Leben und Wirklichkeit unserer Heimat bis zu ihrer Umwandlung in eine russische Universität Jurjew nie verloren.

Sie blieb gewissermaßen stärker im Zusammenhang mit jenem vierfachen geistigen Quellstrom, wie wir ihn oben schilderten, dem philosophischen Idealismus der klassischen Epoche, dem Humanitätsideal, dem politischen Liberalismus und dem historischen Bewußtsein.

Der Grund dafür lag in folgendem: eine auslanddeutsche Universität als Enklave im Russischen Reich und von dessen Regierung nicht immer mit wohlwollenden Augen als Fremdkörper im Reich angesehen, mußte in erster Linie darauf bedacht sein, das Recht auf ihre Sonderstellung durch erhöhte Leistung auf wissenschaftlichem Gebiet zu erweisen. Diese Forderung hat sie in hohem Maße erfüllt, insbesondere die medizinische und theologische Fakultät durften sich ebenbürtig an die Seite der Schwesterfakultäten in Deutschland stellen. Dorpat aber war sich dessen bewußt, daß es seine Posi-

tion nur halten konnte dank dem deutschen Geist, der nicht nur die Art der Forschung und Lehre bestimmte, sondern auch die Struktur der Hochschule, das Verhältnis der Lehrenden zu den Lernenden beherrschte. Früh genug erkannte die Universität die Gefahren, die diesem Geiste von Petersburg und Moskau her drohten; um sie zu bannen, bedurfte es einer geschlossenen Front, die sich um das Banner des Deutschtums sammelte. Die Fakultäten mußten einmütig im Widerstand sein, ihre Gesinnung wurde zur Grundbedingung für einen aussichtsreichen Kampf. Diese gesinnungsmäßige Einstellung ist oft — insbesondere von den reichsdeutschen Professoren in Dorpat — als nicht in den Tempel reiner Wissenschaft gehörend bespöttelt worden. Mit Unrecht, sie war entscheidend für die Zukunft der umkämpften Hochschule und ihres deutschen Charakters.

So bewahrte die gemeinsame Gefahr die Dorpater Universität vor dem Auseinanderfallen in Einzeldisziplinen, schloß sie zur universitas literarum zusammen.

Zu diesem gewissermaßen äußeren Druck, der das Gefüge der Universität festigte, kam aber noch eine innere gemeinschaftsbildende Kraft hinzu, welche die disparaten Geister unter einer gemeinsamen Parole miteinander verband. R. Seeberg hat darauf hingewiesen, daß es kaum irgendwo in Deutschland eine so feste und langandauernde Verknüpfung zwischen dem Bekenntnis zur evangelisch-lutherischen Kirche und dem klassischen Geist von Weimar und Jena gegeben habe, wie in den gebildeten baltischen Kreisen. Das Christentum jener Kreise, der Kirche sowohl wie der theologischen Fakultät in Dorpat war ein weltoffenes, von einem Gegensatz zur Kultur wußte man damals noch nichts, und andererseits fußte der Kulturgedanke auf dem philosophischen Idealismus der klassischen Epoche.

In dem Goethischen Begriff der „Gott-Natur" liegt schon der Grundgedanke jener „organologischen Schule", wie man heute die klassische Epoche Deutschlands bezeichnet, ein idealistischer Biologismus, der in zwei hervorragenden Forschergestalten seine Verkörperung fand, in K. E. v. Baer und G. v. Bunge. Nennen wir diese beiden Namen, so sollen sie hier symbolhaft für eine ganze Reihe Dorpater Professoren stehen, die in dieser oder jener Form von gleichem Geiste beseelt waren, in ihm forschten und lehrten.

Ein oft zitiertes Wort K. E. v. Baer's mag dieses Bekenntnis zu einem Weltsinn verdeutlichen: „Die Geschichte der Natur ist nichts anderes als die Geschichte der fortlaufenden Siege des Geistes über den Stoff" und ein anderes G. v. Bunge's: „Niemand kann Physiologe sein, ohne Psychologe zu sein" kennzeichnet den umfassenden Blick und die Tiefe der Fragestellung dieser Dorpater Naturforscher. Worin lag das Geheimnis ihrer Kraft, welche die Gegensätze zwischen Geisteswissenschaft und Naturwissenschaft, zwischen Universität und Leben überbrückte und unsere Dorpater Hochschule zu schönster Blüte brachte?

Die Antwort auf diese Frage liegt in einem Ausspruch Sprangers, den wir hier folgen lassen: „Für mich liegt im Wesen des Organischen nichts, was den Kampf oder gar die Sehnsucht nach dem Unendlichen ausschlösse. Schon der Gedanke des Stufenreiches und der Höherbildung weist ins Unendliche, aber nicht in ein bloß negatives Jenseits, sondern in eine

höchste Lebenskonzentration, deren Ahnung immer in uns lebt und deren Gleichnis wir selber sind."

Baer's Begriff der Zielstrebigkeit und Bunge's Bekenntnis zum Vitalismus, der sich auf der gleichen Bahn bewegte, sie ließen nicht allein in Ehrfurcht das Irrationale, das Unerforschliche gelten, sondern setzten es an den Ursprung alles Lebens, ihre Physik war durchsetzt von Metaphysik.

Das war deutscher Forschergeist, das war der Geist Goethes, der jene überaus fruchtbare Universitätsluft in Dorpat schuf, die segenspendend über das ganze Land wehte. Und dieser Quelle unserer baltischen Landesuniversität danken wir den alt-baltischen Geist, der das kulturelle Gesicht unserer Heimat bis zur Jahrhundertwende und darüber hinaus geprägt hat.

Wenn die einstige Landesuniversität mit vollstem Bewußtsein um ihren deutschen Charakter gekämpft hat, so wußte sie, daß eine ruhmvolle Geistesgeschichte die deutschen Kulturwerte zur Weltgeltung geführt hatte, daß ihre Preisgabe auch den Verzicht auf Kultur bedeutet hätte.

Man hört heute oft das Wort, daß das historische Denken, die bewußte Selbstbesinnung auf die eigene Vergangenheit, auf Tradition und ihre Verbindlichkeit, ja auf den Sinn unserer Kultur Zeichen des geistigen Rückgangs, einer geistesgeschichtlichen Fermate seien. Die Kultur blühe ihrer selbst unbewußt, geschichtliches Geschehen sei dort am fruchtbarsten, wo man nicht über Geschichte nachdenke.

Ein solches Stillehalten als Symptom des Niedergangs aufzufassen liegt kein zwingender Grund vor, es kann auch nach schweren Krisen ein Sammeln neuer Kraft bedeuten — aber sicher wohl steht hier der Betrachtende dem Handelnden gegenüber, mag auch der Zwang der historischen Situation den Tatrieb zur Betrachtung zwingen.

Und so darf in diesem Zusammenhang auf eine Besonderheit unserer Universität hingewiesen werden, die man je nach dem Standpunkt, von dem aus man die Frage nach dem Sinn der Hochschule beantwortet, auf ihre Verlust- oder Gewinnseite buchen kann.

Das ist die merkwürdig nebensächliche Rolle, die während eines Jahrhunderts die Philosophie an der Dorpater Hochschule gespielt hat. Auf diese Art Selbstbesinnung der Wissenschaft auf sich selbst, ihre Aufgabe und ihre Grenzen vom reinen Denken aus verzichtete Dorpat, weil es andere Maßstäbe zur Bewertung von Lehre und Forschung an der Universität hatte, das Leben selbst und seine unabweislichen Forderungen, die es im umkämpften Raum an uns stellte.

Daß dieser enge, organische Zusammenhang von Universität und Leben weder der „wahren Wissenschaft", noch dem Lebensraum und der in ihm wirkenden Menschengemeinschaft zum Schaden gereichte, haben wir zu zeigen versucht und daß er noch keineswegs an Bedeutung für das Heute verloren hat, tritt uns in vollster Deutlichkeit in der weltanschaulichen Bewegung der Gegenwart vor Augen, in dem Ruf „zurück zu Goethe" und mit ihm „über Gräber vorwärts."

Alt-Dorpater Tradition.

Von R. v. E.

Es ist nicht selten unserem Blatte der Vorwurf gemacht worden, daß es in allzu einseitiger Weise nur den geistig-kulturellen Strömungen in Deutschland seine Aufmerksamkeit zuwende, nicht aber dem, was sich auf heimatlichem Boden mit diesen Fragen beschäftigt und deren Lösung sucht. Diese Beschränkung ist von Anfang an Ziel und Aufgabe unseres Blattes gewesen, weil sein enger Rahmen eine solche gebieterisch verlangte, wenn der Inhalt nicht seinen inneren Zusammenhang und seine Geschlossenheit verlieren sollte. Jene andere Aufgabe, Spiegel unserer eigenen wissenschaftlichen und kulturellen Bemühungen zu sein, mußten wir den dazu bestimmten heimatlichen Organen überlassen.

Aus dem gleichen Grunde haben wir keinen Anlaß zu der Dreihundert-Jahrfeier unserer Universität Stellung zu nehmen und ihren wechselnden Schicksalsweg im Laufe der Jahrhunderte zu verfolgen.

Was uns Deutschbalten mit der einstigen deutschen Universität Dorpat verknüpfte und heute noch in dieser oder jener Form in unseren Kreisen als lebendige Tradition fortwirkt und fortwirken muß, wenn wir unser Daseinsrecht in der Heimat behaupten wollen, das hat unsere Zeitschrift nun schon seit 7 Jahren in jeder Zeile ihres Inhaltes immer wieder betont und vertreten. Es wird dem aufmerksamen Leser nicht entgangen sein, daß es das Bemühen unseres Blattes gewesen ist den Zustrom kultureller Triebkräfte aus unserem geistigen Mutterlande, aus Deutschland, rege zu erhalten, sofern es uns unverfälschtes deutsches Geistesgut zuführte, das sich als fruchtbar für unsere baltische Entwicklung erwies. Es war der Versuch für den Verlust unserer deutschen Universität, die ebenfalls zu einem großen Teil aus den gleichen Quellen gespeist wurde, Ersatz zu schaffen. Zwar nicht Ersatz in dem Sinne von Fachwissen und Einzelforschung, doch aber im Sinne einer Gesamtanschauung des Lebens und der uns gewiesenen Aufgabe in dem uns beschiedenen Schicksalsraum.

Ob und was wir auf diesem Wege erreicht haben, wird die Zukunft lehren, auf diesem Gebiet ist nicht der Augenblickserfolg der Beweis oder Gegenbeweis für die Wahl des rechten Weges, aber wenn unsere Arbeit auch nur bei einer geringen Zahl das Verantwortungsgefühl für die Erhaltung unseres deutschen Erbes geweckt oder gestärkt hat, so danken wir auch diesen bescheidenen Erfolg einzig und allein den lebendigen Kräften, die uns aus den heute fast versiegten Quellen unserer einstigen alma mater Dorpatensis ruhmreichen Angedenkens zuströmten. Wir brauchen die wissenschaftliche Welt Deutschlands, ja auch die über seine Grenzen hinaus nicht daran zu erinnern, was die Universität Dorpat während ihrer Blütezeit zum Ansehen und Ruhm deutscher Wissenschaft beigetragen hat, wie sie das geistige Zentrum unserer Heimat wurde, nicht nur dieser ihr kulturelles Gepräge gab, sondern das weite russische Reich mit bedeutenden Kräften

geistiger Art versorgte — das alles steht unvergänglich in den Annalen deutscher Geistesgeschichte verzeichnet — wohl aber dürfen wir darauf hinweisen, daß eine seltene Kontinuität in der Entwicklung des Dorpater Universitätsgeistes, man darf es auch traditionsgebundene und doch nicht starre Gesinnung nennen, die Universität davor bewahrte auf jene verhängnisvollen Irrwege so mancher ihrer Schwesteranstalten in Deutschland zu geraten, die dazu führten, daß Wissenschaft und Leben, Forschung und Wirklichkeit sich fremd gegenüberstanden. Dorpat war und blieb fast ein Jahrhundertlang bis zu den Tagen der Russifizierung an der Wende des Jahrhunderts eine Bildungsanstalt im vornehmsten Sinne des Wortes und das Wertstufenreich, das ihr als Ziel und Norm für ihre erzieherische Aufgabe vorschwebte, einst von dem Verstandesdünkel des fortschrittlichen zivilisatorischen Deutschland als rückständig verspottet, erscheint heute mehr denn je, als einziger Weg aus dem Dunkel dieser Tage. Möge dieser Geist sich „allen Gewalten zum Trotz" erhalten!

Zu den charakteristischen Zeichen einer wahrhaften Bildungsanstalt seien noch einige Bemerkungen gestattet.

„Über ein Jahrhundert haben die Impulse der großen Nationalerziehungsbewegung nachgewirkt, ohne eine schärfere Akzentuierung im Denken nötig zu haben, bis mit der Isolierung Deutschlands im Weltkrieg die deutsche Frage im großen Leben der Geschichte abermals gestellt wurde, die Not der nationalen Idee auch im Erziehungsdenken und in der pädagogischen Bewegung Anstoß gab. Auch die Gegenwart ist erfüllt von leidenschaftlichen Auseinandersetzungen über die Bildungsfrage, auch durch sie strömt eine neue Welle des Ringens um eine nationale, eine deutsche Bildung" [1]). So schildert Aloys Fischer die neue Einstellung zum Erziehungsgedanken. „Was das Leben nicht mehr ausgiebig und richtig genug lehrt, aber doch zu seiner Meisterung notwendig ist, das wird die zeitnotwendige Aufgabe der Schule. Der reißende Schwund naiver Tradition, die Monotonie einer tiefenlosen, aber bequemen und für die alltäglichen Geschäfte gedankenlos ausreichenden Weltzivilisation, der Rückgang der erzieherischen Kräfte der Familie, der Aufstieg und Auftrieb von Schichten, die bewußt nationales Leben zu pflegen wenig Gelegenheit, Anlaß, Liebe hatten und haben, all das nötigt die Schule von morgen, mit breiter Mittelentfaltung selbst zu übernehmen, was ihre Vorgänger vorgestern getrost den außerschulischen Mächten und der Selbstbildung allein überlassen durften.

Der Erziehungsgedanke hat ... dem deutschen Volk den Weg zu sich selbst gezeigt, aus der Zersplitterung in Stämme zur Einheit, aus der Vielheit von Kleinstaaten zum Reich, aus der Befruchtung durch Antike und Fremdkulturen zum eigenen Geist. Die Erziehung hat in den großen Auseinandersetzungen mit furchtbaren Schicksalen die Kraft des Volkes immer neu genährt. Es ist deutsche Art, alle Leistungen als nicht endgültig

[1]) „Die Erziehung" 7. Jahrgang. Heft 10/11. Juli/August 1932. Eduard Spranger zum 27. Juni 1932 gewidmet. Aloys Fischer. Umriß einer Philosophie des deutschen Bildungsgedankens.

anzusehen, alle Leiden als Fegefeuer zur Läuterung; es ist eine pädagogische Art des Volkes als Ganzen, wir sind, spöttisch gesagt, eine Schulmeisternation, groß gesehen und damit sowohl würdiger als richtiger, ein Volk, dem sich die Gier zu lernen und die Kraft der Selbstzucht als tiefste Sehnsucht seines Wesens enthüllen ..."

Mit diesen Gedankengängen Fischer's ist eindeutig gesagt, warum heute den Erziehungsanstalten, Schule und Hochschule eine weit verantwortungsvollere Aufgabe zufällt, als in der Vorkriegszeit, da noch das Haus und die Familie viel stärker als Erziehungsfaktoren ins Gewicht fielen.

Eine ähnliche Verschiebung ist auf dem Gebiete der Bildungsaufgabe am Erwachsenen, am Berufsmenschen eingetreten. Trotz des immer wieder und oft allzu einseitig betonten Gemeinschaftsgedankens ist die Gemeinschaft kaum mehr in der Lage jenen solidarischen gebildeten Gruppengeist zu schaffen, wie früher, weil die Gruppe doch in allererster Linie Interessengemeinschaft, also eine weit losere Verbindung als der gesinnungsmäßig geschlossene korporative Geist darstellt.

Unsere ernstzunehmende Zeitschriftenliteratur, mag sie es programmatisch aussprechen oder verschweigen, will erziehen, will bilden und zwar jede wiederum nach dem ihm ein- und angeborenen Wertstufenreich. „Das Reich der Werte ist ein Stufenreich und wer kein Ahnungsvermögen, keinen Instinkt für die Wertstufen hat, der vermag auch nicht andere emporzuführen — d. h. zu bilden (Ed. Spranger.)"

Das Recht oder den Anspruch auf eine erzieherische Aufgabe am anderen hat nur der, welcher eine Wertstufenpyramide anerkennt, die nach den vornehmsten Plänen gebaut ist. Nie aber — bis auf die beglückenden (?) Zeiten „neuer Sachlichkeit" hat ein Baumeister sozusagen „geschichtslos", rein „aus der Tiefe des eignen Gemütes" seine Bauidee entworfen, ob er wollte oder nicht war er traditionsgebunden oder zum mindesten lehnte er sich an Vorbilder an, die seinem Wertempfinden entsprachen.

Wenn wir versucht haben dem Geiste Alt-Dorpats, diesem unverfälscht deutschen Geiste in diesen Blättern eine Stätte zu bereiten, um ihn für uns und die kommende Generation als Kraftquelle zu erhalten, so dürfte ein solcher Versuch sich nicht in einer Verherrlichung vergangener Zeiten, in einer romantischen Sehnsucht nach dem Gewesenen unfruchtbar totlaufen, sondern er müßte zugleich und in erster Linie seine Aufgabe darin sehen, die gesundesten Aufbaukräfte der Gegenwart als völlig jenem Geiste verwandte nachzuweisen und hier die lebendige Anknüpfung an die Gegenwart und deren Aufgabe zu suchen.

Und das haben wir unter Berufung und in steter geistiger Fühlungnahme mit den Männern getan, die für die weitesten Kreise Deutschlands in den Erziehungs- und Bildungsfragen das entscheidende Wort zu sagen haben und zwar in allererster Linie mit Eduard Spranger.

Wir haben immer wieder Gelegenheit gehabt, auf seine Arbeiten hinzuweisen, seine Art „das Situationsbewußtsein der Gegenwart" zu klären, und uns als Spiegel vorzuhalten, um von sicheren Wertzielen aus die jeweilige Aufgabe zu formulieren, aber wir haben dabei versucht uns

keineswegs jener „Bettelhaftigkeit" schuldig zu machen, die nur von „Rezepten" glaubt selig werden zu können.

Was uns die Gewißheit gab, seine Bildungsgedanken mit vollstem Recht zu den unseren machen zu können, war jenes weitgehend geistesverwandte Denken, das uns mit ihm verband und das in jenen verpflichtenden Worten zum Ausdruck kam, die er dem „Baltischen Geistesleben", welches seine Existenz ihm in erster Linie verdankt, zum Geleite mitgab.

„In dem vielstimmigen Chor der deutschen Stämme hat jede Eigenart, in der sich deutsches Wesen ausprägt, für das Ganze unsres Volkes ihren besonderen Wert. Die Balten aber haben stärker als irgend ein anderer Zweig der Auslandeutschen gerade zu der Entfaltung des deutschen Geisteslebens, in der schönen Literatur, wie in der Wissenschaft beigetragen. Ihre eigentümliche Haltung innerhalb Europas, die sie zugleich zur Führung, wie zur Verteidigung nötigte, sie im Boden heimatlich wurzeln und doch aus der eigentlichen Heimat versprengt sein ließ, gab ihnen die Kraft, in vielem unabhängiger zu sehen, ursprünglicher zu empfinden, gesammelter zu denken."

Ein solches Urteil aus kompetentem Munde verpflichtet, es verpflichtet in demselben Sinne, wie die Alt-Dorpater Tradition, und dankbar ergreifen wir die Freundeshand, die uns nicht i h r e Wegroute aufzwingen will, sondern mit uns unseren historisch vorgeschriebenen Weg gemeinsam gehen.

Möge uns der Weggenosse noch lange als Führer und Freund erhalten bleiben.

Aus „Der Bildungswert der Heimatkunde".

Von Eduard Spranger.[1])

„Wer jemals eine Heimat ganz gehabt hat, wird sich auch unter dem schönsten Himmel auf die Dauer einsam und entwurzelt fühlen .... Heimweh ist ein tief metaphysisches Leid; in ihm schlummert, was über die Erde hinausreicht ins Überirdische, Unsagbare, ins Unbetretene, nie zu Betretende.

Aus alledem aber folgt, daß die Natur, sofern sie als Heimat gesehen wird, selbst schon e i n S t ü c k G e i s t geworden ist. Sie ist voll von geheimem S i n n ..."

Zum Verhältnis von Natur und Kultur: „Nirgends wird dieses allgemein-geistige Wechselverhältnis so klar wie in der Beschäftigung mit der eigenen Heimat. Sie lehrt beides verstehen: die durchgängige Naturfundierung des Geistigen und die Vergeistigung der Natur ... so sind auch Kultur und Geschichte nur eine vom Menschen aus geformte, zur Geistigkeit veredelte Natur." (Vergl. K. E. v. Baer's Ausspruch.)

„Mag die Forschung noch so sehr bemüht sein, vom geozentrischen und anthropozentrischen Standpunkte loszukommen: wir treiben Naturwissenschaft

[1]) Rede zur Eröffnungssitzung der Studiengemeinschaft für wissensch. Heimatkunde am 21. April 1923. Wir geben auszugsweise einige Gedanken des Verfassers wieder, die in unseren Aufgabenkreis gehören, denn wir treiben nichts anderes als geistige Heimatkunde.

immer von der Erde aus und Geschichte immer vom Gegenwartsmenschen aus, trotz Kopernikus und Spengler ..."

„Sie (die Heimatkunde) ist — um es mit einem Worte zu sagen — das bisher eindrucksvollste Beispiel einer Überwindung der abstrakten Fächertrennung ... die leblose Systematik des Wissens wird hier aufgehoben."

Definition der „Bildung" nach Spranger: „Bildung ist die lebendig wachsende Aufnahme aller objektiven Werte, die zu der Anlage und zu dem Lebenskreise eines sich entwickelnden Geistes in Beziehung gesetzt werden können, in das Erleben, die Gesinnung und die Schaffenskräfte dieses Menschen, mit dem Ziele einer geschlossenen, objektiv leistungsfähigen und in sich selbst befriedigten Persönlichkeit [1])."

Die Grundthesen, auf denen der Bildungswert der Heimatkunde, mithin auch unserer heimatlichen Geistesgeschichte beruht, sind nach Spranger folgende: „Die Welt selbst ist ein objektiver Organismus, ein Lebensganzes." Dieser Gedanke, der bis auf „Posidonius und die Neuplatoniker" zurückgeführt werden kann, „wurde in der Renaissance wieder lebendig", seine klassische Ausprägung erhielt er bei Leibnitz und Shaftesbury. „Herder hat die ruhende Harmonie in die bewegte Harmonie einer historischen Entwicklung ausgedeutet. Goethe hat den alten Gedanken der Entelechien (der Urformen) und der gesetzlichen Metamorphose dieser Urformen hinzugefügt. Bei ihm schauen wir zu,

„Wie Himmelskräfte auf- und niedersteigen
Und sich die goldnen Eimer reichen."

Die zweite These lautet (übereinstimmend mit Schelling): „Auch das Wissen ist ein Organismus, in dem jedes Glied als unselbständiger Teil auf den anderen bezogen und durch ihn bedingt ist. ... Es gibt daher kein vereinzeltes Wissen, das diesen Namen verdiente; sondern Erkenntnis entsteht erst, wenn das vereinzelte Objekt in seine allseitige Bedingtheit wieder hineingestellt wird."

„Der erlebende wie der forschende Mensch selbst ist in diesen organischen Zusammenhang des Lebens und der Wahrheiten mithineinverwoben" — so lautet der dritte Satz Sprangers.

„Darin liegt ihr Bildungswert: Sie klärt den Menschen über seine Stellung im Ganzen der lebendigen Kräfte auf; sie erhebt die allseitige Bedingtheit seines leiblich-geistigen Lebens an einem für ihn zentralen Punkte zum Bewußtsein. So spiegelt er — im Sinne von Leibnitz — als Monade auf seine Art das ganze Universum."

„Natur und Kultur" bilden „einen großen Lebensorganismus. So hat schon Herder die natürlich-geistige Welt als eine Einheit gesehen und seine Weltauffassung bedeutet für das moderne Denken den Mutterschoß, aus dem alle Wissenschaft vom Organischen: vom Naturorganismus und

[1]) Goethes Faust, „er unbefriedigt jeden Augenblick."

geistigen Organismus, von der Naturentwicklung und von der Geschichtsentwicklung immer wieder Leben und Richtung empfangen hat."

„Vielleicht läßt sich diese Einheit immer nur durch eine Zutat künstlerischen Sehens ganz erfassen. Es steht aber nirgends geschrieben, daß der künstlerische Blick, sofern er zugleich richtig sieht, in der Wissenschaft verboten sei." „Ich möchte die grundsätzliche Forderung, die ich aufstelle, in eine Formel kleiden, die nach allem Vorangegangenen keiner Erläuterung bedarf: *Die Kraft des organischen Denkens muß entbunden werden.* Das organische Denken erhebt sich über die leblose Trennung nach bloßer Begriffssystematik. Es ist ein Denken, das sich an den Fäden der Lebensbeziehungen selbst entlang tastet, schon im Naturzusammenhang, noch mehr aber im Zusammenhang der Kultur. Denn ein Verständnis der Kultur ist nur möglich, wenn man den Grundsatz befolgt, daß alle ihre Seiten sich gegenseitig tragen und daß alles durch alles bedingt, ja alles in allem enthalten ist. Der glücklichste Ansatzpunkt für diese Denkweise aber ist die Heimatkunde."

„Wehe dem Menschen, der nirgends wurzelt. Wir wurzeln aber im Heimatboden nicht nur als Naturwesen, sondern mit unserer ganzen Geistigkeit und Kultur. Nur eine Selbsttäuschung ist es, wenn wir glauben, jemals davon loskommen zu können, eine Selbsttäuschung, die aus einem rationalistischen und mechanisierenden Denken erwächst ... Atmen wir mit Bewußtsein den Duft der heimatlichen Scholle. Lernen wir diese (unsere) Heimat mit der verstehenden Liebe zu sehen, die uns erst zu uns selbst führt, weil sie im tiefsten Sinne ein Stück von uns selbst ist! ... *Der Weg zum Menschentum führt nur über das Volkstum und das Heimatgefühl.* Indem wir das Leben der Heimat verstehen lernen, lernen wir uns selbst verstehen. Sie ist es, die uns im geistigen Sinne geboren hat; sie ist es, die uns bildet. Bildung aber heißt: *über sich hinauswachsen, dadurch, daß man zu sich selbst gekommen ist.*"

Der erste Aufsatz gibt skizzenhaft die Gedankengänge wieder, die dem Verfasser bei der Bearbeitung seines Werkes „Die deutsche Universität Dorpat in ihrer geistesgeschichtlichen Bedeutung" (soll im Oktober dieses Jahres erscheinen) vorgeschwebt haben und in einem einleitenden Kapitel daselbst näher ausgeführt werden. Zugleich mögen diese Ausführungen mit dem nächstfolgenden Aufsatz die Stellungnahme der deutsch-baltischen Kreise zur Jubiläumsfeier der estnischen Universität Tartu näher begründen.

Die im letzten Abschnitt wiedergegebenen Grundgedanken Ed. Sprangers zur Heimatkunde geben nicht nur in breiten Strichen *sein* Weltbild, sondern auch die Leitidee unserer Zeitschrift wieder. R. v. E.

Schriftleitung: Dorpat, Teichstr. 30. * Verantwortlicher Schriftleiter: Direktor *Alfred Walter*. * Herausgeber: Prof. *Ernst Masing*. Prof. *Ernst Blessig*. * Bezugspreis: für ein Halbjahr 1.50 Kr. (mit Zust. 1.60 Kr.); Deutschl. 2 Rmk.; Lettl. 2.25 Ls. Einzelnummer 0.25 Kr. * Best. empfängt: die Geschäftsstelle der „Revalschen Zeitung", Reval, Raderstr. 10. Postfach 51. * *Zahlstellen* (laut Konto „Estl. Verlagsgesellschaft Wold. Kentmann & Ko.") — in *Riga*: Rigaer Kreditbank; in *Deutschland*: Postscheckkonto Berlin 122602.

Gedruckt in der Estländischen Druckerei A.-G., Reval.

Aus deutscher Geistesarbeit

Monatsschrift für wissenschaftliche und kulturelle Fragen der Gegenwart

Schriftleitung: Dr. R. v. Engelhardt — Dorpat

Nr. 8 Freitag, den 26. August 1932 8. Jahrgang

Das Problem der Generationen in der Geistesgeschichte.

Von Walther Linden.

Unter obigem Titel behandelt Walther Linden im Juni-Heft 1932 der „Zeitwende" eine Frage, die, wie der Verfasser eingangs bemerkt, „seit einigen Jahren im Mittelpunkt einer sehr lebhaften Aussprache" steht, die „über die Kreise der Wissenschaft hinaus die Öffentlichkeit ergriffen hat." Es handelt sich bei diesem Problem nun in der Tat nicht um ein sozusagen akademisches „einer toten Vergangenheit", sondern „geistige Kämpfe des Augenblicks selbst drängen zum Bewußtsein hin und verlangen nach einer erkenntnismäßigen Formulierung." So haben wir es hier mit einer Frage zu tun, die das Leben der Wissenschaft stellt. Linden unterscheidet nun den „genealogischen" Begriff der Generation, d. h. die „innerhalb einer Familie zeitlich und erzeugungsgemäß aufeinander folgenden Glieder von Vater, Sohn, Enkel, Urenkel und so fort" vom „geistesgeschichtlichen". Die „geistesgeschichtliche Generation" umfaßt die „Gemeinschaft der Gleichaltrigen", die, wie zu gleicher Zeit geboren, so auch unter gleichen Verhältnissen aufgewachsen sind und nun, „sei es durch Anlage, sei es durch äußere Einwirkung, eine verwandte Gesinnung bekunden." Der Begriff der geistesgeschichtlichen Generation enthält als zweites das Merkmal des „ausgesprochenen Gegensatzes gegen die vorhergehende Generation." Wenn hier von der „Gemeinschaft der Gleichaltrigen" die Rede ist, die eine „verwandte Gesinnung bekunden", so möchten wir gleich vorausschicken, daß die u. E. sehr wesentliche Frage nach dem Gegensatz innerhalb der Gemeinschaft der Gleichaltrigen, wie er durch soziale Stellung, materielle Lage, Charakteranlage usw., kurz durch „Ur-Erlebnis" und „Bildungs-Erlebnis" hervorgerufen wird, nicht in Betracht gezogen wird. Dadurch wird das Problem naturgemäß weitgehend vereinfacht, was durchaus nicht der lebendigen Gegenwartslage entspricht. Wir sehen es ja ganz deutlich, wie

z. B. innerhalb einer Gemeinschaft der Gleichaltrigen, wie sie die Jugendbewegung darstellt, Gegensätze krassester Art anzutreffen sind, so daß hier kaum von „verwandter Gesinnung" die Rede sein kann. Was die extremen Gruppen innerhalb der Jugendbewegung innerlich verbindet, ist im Grunde ein Negatives, nämlich der „ausgesprochene Gegensatz" gegen die „vorhergehende Generation", und ferner — was Linden nicht beachtet — der nicht weniger „ausgesprochene Gegensatz" gegeneinander. Wenn also von unserer Zeit als von einer Zeit „schärfster Generationsspannungen" gesprochen wird, so hat das Wort „Spannung" einen doppelten Sinn. Obgleich nun Linden, wie gesagt, den „inneren" Gegensatz der „geistesgeschichtlichen Generation" bei seinen Ausführungen nicht in Rechnung stellt, tragen sie doch sehr wesentlich zur Klärung des ganzen Fragenkomplexes bei. Die krasse Gegensätzlichkeit der Generationen hat sich schon lange vor dem Weltkriege zu entwickeln begonnen, und es ist in dieser Hinsicht bezeichnend, daß „das Problem des Gegensatzes von Vater und Sohn zu den meistbehandelten Themen der gegenwärtigen Dichtung gehört." Linden erinnert hier an Turgenjews „Väter und Söhne", Anzengrubers „Das vierte Gebot", Ibsens „Baumeister Solneß", Björnsons „Über unsere Kraft", Zolas Romanreihe der „Rodeloujon-Macquart", Hauptmanns „Einsame Menschen", das „Friedensfest" und „Michael Kramer", denen sich als Krönung des Prozesses der steigenden Gegensätzlichkeit Walter Hasenclevers Drama „Der Sohn" anschließt als „die erste entscheidende, vor nichts zurückschreckende Gestaltung: „Wir wollen predigen gegen das vierte Gebot... Tod den Vätern, die uns verachten!... Mein Vater lebt nicht mehr. Heute ist er zum zweitenmal gestorben." Die Stimmungslage dieser „Jungen" gegenüber den „Alten" kommt ganz charakteristisch zum Ausdruck im Motto zu Conrad Albertis Roman „Die Alten und die Jungen", wo ein bekanntes Faustwort umgeprägt wird:

„Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Verwirf es, um Dich zu besitzen!"

Hier wird der „genealogische" Generationsgegensatz von Vater und Sohn innerhalb der Familie zum Sinnbild für den „beständigen Väter-Söhne-Kampf in der Geistesentwicklung der kulturellen Gemeinschaft." Was die gegenwärtige Generation oder die gegenwärtigen Generationen von früheren unterscheidet, ist einmal der radikale Bruch mit dem Erbe der Väter, der Tradition, dem Gedanken der stetigen Entwicklung zugunsten einer „grundstürzenden Erneuerung einer zertrümmerten Welt" und zweitens die bedeutende Zunahme „der Schnelligkeit ihres Ablaufs..." „Nicht mehr als zehn bis fünfzehn Jahre sind einer solchen Bewegung (wie z. B. Impressionismus, Expressionismus, neue Sachlichkeit) gegönnt, kaum Zeit genug, sich fruchtbar auszuwirken." Der Weltkrieg hat das Seinige dazu beigetragen, die „Geschlechterfolge" zu beschleunigen. Linden kommt zu dem Ergebnis, daß etwa fünf Generationen, jede von ausgeprägter Eigenart und in schärfstem Gegensatz zu allen anderen, jüngeren wie älteren stehend, gegenwärtig nebeneinander leben und wirken. Als diese fünf Generationen nennt der Verfasser „die Generation, die vor dem Weltkriege ihre bestim-

menden Eindrücke empfing, die Generation sodann, die im und unmittelbar nach dem Kriege sich innerlich formte, ... jene dritte, die der Zeit seit 1924 angehört, der Zeit „der anfangenden Besinnung nach der großen Katastrophe Europas", und neben diesen jüngeren die beiden älteren derer, die „in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, im Zeitalter des scheidenden bürgerlichen Realismus, und jene, die in den neunziger Jahren, in der Zeit des Naturalismus und der Neuromantik, ihre Formung erhielten." So ist's im Deutschland, so auch im Frankreich von heute. „Welche Polyphonie der Anschauungen und Willensrichtungen!" Nicht mehr bloß Väter und Söhne stehen im Kampf gegeneinander, sondern jüngere und ältere Brüder, so daß man mit Fug und Recht das paradoxe Wort von der Generation der „älteren Brüder" (gemeint ist die Kriegsgeneration) gebrauchen kann, wie es kürzlich einmal in einer Zeitungsdiskussion geprägt wurde. Deutliches Kennzeichen der Schärfe dieser Gegensätze und der hochgespannten Forderungen der Jugend ist es, daß z. B. „keine politische Partei, kein Kulturverband es nicht als Ehrensache und zugleich als wirkungsvollstes Werbemittel betrachtete, Vertreter der „jungen Generation" — so lautet das Schlagwort — „auf ihre Bewerberlisten zu setzen." Ganz „Dichtung der Generationsprobleme" ist auch „jene vor zwei Jahren plötzlich ausgebrochene Situation der Kriegsromane," wo Ernst Glaeser seinem Buche „Jahrgang 1902" das Motto vorsetzen konnte: „La guerre, ce sont nos parents." So ist „das Generationsproblem Blut vom Blute, Nerv vom Nerve unserer Zeit." — Dieses jeden einzelnen bewegenden Problems hat sich nun die Wissenschaft in besonderem Maße angenommen, um „das Erlebte in das Erkenntnismäßige zu verwandeln." Heute hat die auf das 19. Jahrhundert zurückgehende wissenschaftliche Behandlung des Generationsproblems zwar erst wenig allgemeingültige Ergebnisse gezeitigt, aber sie hat wenigstens zu klarer Herausarbeitung des Begriffs der Generation als „geistesgeschichtliche", als „Gemeinschaft der Gleichaltrigen" geführt. Man weiß heute, daß nicht erst alle 30 Jahre, sondern in jedem Jahr, ja „in Tag und Stunde" eine neue Generation in „tätiges Leben eintritt." „Jede Generation bringt auch etwas verhältnismäßig Neues, zum mindesten eine leise Abschattierung, in die Entwicklung hinein, aber nicht jede ruft stärkere Wandlungen hervor." „... Gewisse Generationen, die durch oft sehr regelmäßige Abstände getrennt werden, sind zu jenen plötzlichen „Generationsstößen" auserlesen, durch welche die Epochen der Geschichte bedingt werden." Unter „Epoche" versteht Linden hierbei: „Zeitalter von durchaus einheitlichem geistigen Aufbau." Deshalb verbindet sich das Problem der Generationen in der Geistesgeschichte untrennbar mit dem der Epochen, wie der Verfasser im ersten Satz seiner Ausführungen bereits feststellt. Derartige Epochen einer durchgehenden Gleichartigkeit und Gleichgerichtetheit der charakterologischen Struktur sind z. B. Gotik, Renaissance, Barock, Aufklärung, Sentimentaltät, Klassik, Romantik, Realismus. Die Einheitlichkeit ist natürlich keine vollständige, sie „wird gekreuzt von individuellen, landschaftlichen, gruppenmäßigen Besonderheiten." Die Hauptfrage, die sich an diese Beobachtungen schließt, ist die, ob die erwiesenermaßen vorhandene charakterologische Einheitlichkeit der Menschen einer bestimmten Epoche angeboren oder durch gemeinsames gleiches Erlebnis hervorgerufen ist. Nach

der Art der Antwort auf diese Frage scheiden sich zwei Richtungen, deren eine die Angeborenheit, die andere die Erworbenheit der charakterologischen Einheitlichkeit betont. Zu den „entschiedensten Vorkämpfern der Angeborenheit, gehört Wilhelm Pinder." („Das Problem der Generation in der Kunstgeschichte Europas". 1926.) Pinder vertritt den Gedanken einer geheimnisvollen „Generationsentelechie", auf der die charakterologische Einheitlichkeit der geistesgeschichtlichen Generation beruht. Als Beispiel sind die Meister der klassischen Renaissancekunst Deutschlands und Italiens genannt, die alle um 1470 geboren sind und gleiche innere Anlage zeigen: in Deutschland 1471 Dürer, 1472 Cranach, 1473 Burgkmair, in Italien 1471 Fra Bartholomeo, 1475 Michelangelo, Luini, Bugiardini, Solari usw. Der angeborene Grundcharakter wird natürlich durch die Lebenseindrücke erst endgültig ausgeformt. Beweisen oder erklärt werden könne diese Generationsentelechie nicht, wohl aber werden zur Deutung biologische Tatsachen herangezogen, wie die häufig vorkommende Ähnlichkeit von Großvater und Enkel, die auf geistesgeschichtlichem Gebiet ihre Entsprechung findet. Gegenüber den Vertretern der These von der „Angeborenheit" vertreten andere, wie der Soziologe Karl Mannheim („Das Problem der Generationen" in den „Kölner Vierteljahrsheften", 7. Jahrgang) die Anschauung, daß die Einheitlichkeit geistesgeschichtlicher Generationen erworben ist, herbeigeführt durch „gemeinsame Erlebnisse, Gleichheit der Umgebung, der gesellschaftlichen Verhältnisse, der auftauchenden Schicksalsprobleme." Linden erklärt seinerseits die äußeren Einflüsse und Einwirkungen auf die Formung des Charakters für zweitrangig. Entscheidend sei doch immer die Anlage. So könne derselbe Mensch zwar „unter ruhigen Verhältnissen ein stilles Leben führen und als schlichter, unauffälliger Bürger sterben" und andererseits in „bewegter Zeit als Held und Führer sich einen Namen in der Geschichte erwerben," aber „er wäre nicht Held geworden, wenn nicht ein heldenhafter Trieb in ihm geschlummert hätte." Wir sehen, daß es sich auch hier letzten Endes um die alte Streitfrage handelt, ob der Mensch lediglich ein Produkt des Milieus sei, oder ob sein Wesen, seine Persönlichkeit durch angeborene Anlagen bestimmt sei. U. E. zeigt eine einfache Überlegung, daß Pinder mit der These von der Angeborenheit die größere Wahrscheinlichkeit für sich beanspruchen kann. Was ist denn schließlich „Milieu"? Es ist doch nicht etwas außerhalb der Einflußsphäre des Menschen Stehendes, von irgendwoher Gegebenes; das „Milieu" selbst ist ja vom Menschen geschaffen, d. h. mit anderen Worten: angeborene Anlagen veranlassen den Menschen, das ursprünglich gewiß gegebene Milieu, wie es die Natur dem Tiere bietet, kraft seiner *angeborenen Anlage* eben als Mensch (und das unterscheidet ihn vom Tier) zu verändern. Und es ist nicht einzusehen, weshalb denn nur etwa der erste Mensch, der *gegen* die Natur diesen den Stempel seines Geistes aufdrückte, die angeborene Anlage eben zu dieser Tat gehabt haben sollte. Mit ungleich größerem Recht könnte man die These umkehren und behaupten: nicht das Milieu formt in erster Linie den Menschen, sondern der Mensch das Milieu. Wir übersehen dabei gewiß nicht die Tatsache, daß jeder Mensch in ein bestimmtes, von ihm *zunächst* nicht abhängiges Milieu hineingeboren wird. Wenn nun aber der Mensch tatsächlich lediglich ein Produkt des

Milieus wäre, dem Milieu gewissermaßen auf Gedeih und Verderb ausgeliefert, dann wäre die doch wohl nicht zu bestreitende Tatsache der Veränderung und Entwicklung des Milieus nicht zu verstehen. Schon die Tatsache, daß der Mensch sich nicht mit einem gegebenen Milieu abfindet, gewollt oder ungewollt, sondern daß er darüber hinausstrebt, bezeugt doch, die angeborene Anlage zu schöpferischer Um- und Neugestaltung. Die Gabe des Schöpferischen ist es ja gerade, die den Menschen vom Tiere trennt, das ewig abhängig bleibt vom Milieu; die Gabe des Schöpferischen bedingt das, was man mit einem heute etwas fraglich gewordenen Ausdruck als „Fortschritt" bezeichnet. Fortschritt aber ist undenkbar ohne die Voraussetzung einer angeborenen Fähigkeit fortzuschreiten. Selbstverständlich gilt das oben Gesagte nur für den wirklich schöpferischen Menschen, der nicht dem Milieu, dem „Geist der Zeit" oder besser dem Geist der Zeitgenossen sklavisch untertan ist. Wenn es noch eines Arguments für die entscheidende Bedeutung der angeborenen Anlage bedürfte, so genügt der Hinweis auf die Tatsache, daß kein wertvoller Mensch das Milieu widerspruchslos als unabänderlich hinnimmt. Der Charakter eines Menschen ist natürlich nicht etwas, was etwa von einem bestmmten Lebensjahr an eindeutig feststeht, er ist wandlungsfähig, er kann sowohl von den Umständen gewandelt werden, wie selbst die Umstände wandeln. Da in der Betrachtung bestimmter geistesgeschichtlich bedeutsamer Epochen natürlich nicht von der „großen" Masse, sondern von den großen Einzelnen die Rede sein kann, die ihrer Zeit das Gepräge geben, jenes Gepräge, das schwache oder unbedeutende Naturen sich bereitwillig aufdrücken lassen, so ergibt sich zwanglos eine Bestätigung dafür, daß nur der Vollmensch, der Mensch im eigentlichen Sinne durch seinen Geist, der angeboren sein muß, die Umwelt formt.

Von einer anderen Seite sucht der Leipziger Literarhistoriker Karl Hoppe dem Problem beizukommen („Das Problem der Generation in der Literaturwissenschaft" in der „Zeitschr. f. Deutschkunde 1930). Hoppe vertritt die Anschauung, daß alle Typen von Charakteren in allen Epochen anzutreffen sind, nur kommen in einer bestimmten Epoche allein die dem Geist der Epoche entsprechenden Charaktere zur Geltung; ... „wer anderen, nicht zeitentsprechenden Charaktertypen zugehört, wird zur Seite gedrängt, bleibt unwirksam und unterdrückt." Hoppe drückt das folgendermaßen aus: „Die historisch greifbaren Generationsentelechien sind potentiell immer vorhanden gewesen, die Notwendigkeit ihrer Aktualisierung ergab sich aus den Notwendigkeiten des Lebens." Linden sucht diese Auffassung zu widerlegen, indem er unter anderem darauf hinweist, daß, wenn Hoppes Hypothese richtig wäre, große Geister ihrer Zeit verloren gehen könnten, wenn sie charakterlich dem Geiste ihrer Zeit nicht entsprächen. Aber, sagt Linden weiter, „die Geschichte zeigt uns solche Tragödien nicht". Tragödien des Vorläufertums, wie Nietzsche, Bruno, Sokrates „besagen nichts gegen die ... Tatsache, daß diese äußerlich Geopferten innerlich ihrer selbst vollkommen gewiß waren." U. E. liegt der Fehler noch klarer zutage. Es kommt doch stets und überall auf die bedeutenden Geister an, die einer Zeitepoche das Gepräge verleihen. Wie ist es dann denkbar, daß bedeutende, aber dem „Zeitgeist" nicht entsprechende Persönlichkeiten „unwirksam" bleiben könnten, wenn der Zeitgeist gerade von ihnen abhängt?

Die „Notwendigkeiten des Lebens", die nach Hoppe die „Aktualisierung" ganz bestimmter Anlagen hervorrufen, diese sog. „Notwendigkeiten" werden doch nicht von unbekannter Hand vor den gewissermaßen mit Reaktionsmöglichkeiten geladenen Menschen hingestellt, die Notwendigkeiten sind ja erst ein Ergebnis des Verhaltens des Menschen. Der Mensch muß doch z. B. zuerst die Technik (das ist so eine „Notwendigkeit" des Lebens) hervorgebracht haben, ehe diese ihn ihrerseits zu einer aktiven Stellungnahme veranlassen kann. Ungemein bezeichnend dafür, in welcher Richtung sich ein Geist wie Hoppe auswirkt, sind folgende Sätze: „Wenn alle im subjektiven Leben angelegten und im gesellschaftlichen Raum ertragbaren Strebungen gleichzeitig ihre Erfüllung gefunden haben, ist das Ende dieser Kämpfe (der Generationen. Der Ref.) da ... Wir sind in das Stadium der Befriedung eingetreten, seitdem die Ideen der Demokratie und der Toleranz sich im gesellschaftlichen bzw. geistigen Leben durchzusetzen begonnen haben. ‚Demokratie' und ‚Toleranz' bedeuten gleichmäßige und gleichzeitige Entfaltung aller im Leben angelegten Strebungen, bedeuten die Rückverlagerung des Nacheinander in das Nebeneinander. Die Generationsbildung wird durch das ermöglichte Nebeneinander der Weltanschauungen und Stilrichtungen in zunehmendem Maß unterbunden." Daß das Gegenteil richtig ist, weiß heutzutage wohl jeder. — Linden betont ausdrücklich, daß eine Verteidigung der These von der Angeborenheit der Generationscharaktere nicht so gemeint ist, daß „diese Angeborenheit ausschließlich das äußere Bild der Geistesgeschichte bestimme. Er lehnt daher, wohl mit Recht, alle Versuche ab, „aus der Stunde der Geburt, aus den Daten" herauszulesen, „wes Geistes Kind ein geschichtlicher Mensch sein müsse", die er als „Kabbala" bezeichnet. Linden trifft zweifellos das Richtige, wenn er sagt: „Das grundlegende Prinzip der angeborenen Generationsentelechie verwirklicht sich nicht ausnahmslos, sondern nur in den größten Trägern der geschichtlichen Entwicklung; bei allen mittleren und kleineren Geistern verwirklicht es sich nur teilweise und geschwächt; im wesentlichen außerhalb bleibt die ungeschichtliche Mehrheit, etwa des naturverwurzelten Bauerntums, aber auch anderer Stände, die nur von bedeutenderen Zeitveränderungen in innerlichen Wandlungen mitergriffen werden." Darin stimmt Linden überein mit Broder Christiansens Auffassung, daß der Stilwandel zwar „alle Flächen des Lebens gleichmäßig treffe", daß aber die großen Massen nur langsam in Bewegung geraten. Sehr bezeichnend hierfür ist ja die Tatsache, daß in einem Moment, wo der Materialismus als Wissenschaft seinen Höhepunkt längst überschritten hat, die großen Massen ihn ganz besonders inbrünstig vertreten. — Auch mit der Anschauung Julius Petersens („Die literarischen Generationen", 1930) stimmt Linden überein. „Die Versetzung und Wechselwirkung des Grundprinzips der Angeborenheit mit dem Reichtum der Einflüsse und Ausformungen, der Erlebnisse und Schicksalsfragen, der bluthaften und geistigen Bedingungen ergibt erst das unendlich abgestufte geschichtliche Bild." — Worum es bei dem Streit um die Generationsentelechie im Grunde geht, ergibt sich aus den treffenden Schlußworten Lindens, wo es heißt: „Die Generation ist eine der geschichtsbestimmenden Mächte, eine der größten allerdings, deren

tiefere Erkenntnis erst die Einsicht in die lebendigen Kräfte des geschichtlichen Geschehens gewährt, wie ihre Probleme zugleich in die letzten Fragen unserer Stellung zu Welt und Leben hineinführen." Ohne Generation und Epoche gäbe es in der Geschichte nur Atome, zersplitterte Individuen, gesetzloses Chaos; durch sie erhält die Geschichte ihre einheitliche Entwicklung, ihren gesetzlichen Gang, ihre Kraft und umfassende Wirkung. Durch sie erfüllt sich letzten Endes dasjenige, was keine tiefere Betrachtung an der Geschichte missen möchte: ihre Sinnhaftigkeit."

Kurt Sponholz.

Erlesenes.

Menschenkenntnis und -erziehung.

Von Dr. Leonhard Seif — München.

Nietzsches Prophezeiung „Es wird eine Zeit kommen, die keinen anderen Gedanken kennen wird als Erziehung" fängt allenthalben an, in ihrer fundamentalen Bedeutung für den Neuaufbau unserer Zeit erfaßt zu werden. Nietzsche fügt noch eine Bedingung dazu: „Aber die Ersten müssen sich selbst erziehen." Damit rückt die Forderung der Erziehung der Erzieher, Eltern, Kindergärtnerinnen, Lehrer, Ärzte, Fürsorger, Seelsorger usw. unerbittlich und unausweichlich in den Mittelpunkt der Aufgaben der heutigen Menschheit. Die Umwelt reformieren heißt sich selbst reformieren. Dies aber setzt voraus, daß einer seine Einstellung zum Leben als unzweckmäßig und schädlich erlebt, an ihr leidet, sie ändern will und nun den Weg der Selbstbesinnung beschreitet, des „Verstehens" seiner selbst und der anderen.

Hier liegt die große und aus unserer Zeit nicht mehr wegzudenkende Bedeutung von Alfred Adlers Individualpsychologie. „Verstehen" heißt hier: eine Persönlichkeit als zielgerichtete Einheit erfassen im Hinblick auf die durch die soziale Wirklichkeit immanent gegebenen Forderungen. „Jede seelische Erscheinung kann, wenn sie uns das Verständnis einer Person ergeben soll, nur als Vorbereitung für ein Ziel erfaßt und verstanden werden." Die Frage ist also nicht: warum, sondern „wozu" denkt, fühlt, tut dieser Mensch dieses in dieser Situation? „Die seelischen Bewegungen aller Art können wir am besten verstehen, wenn wir als ihre allgemeinste Voraussetzung erkannt haben, daß sie auf ein Ziel der Überlegenheit gerichtet sind." „Was die Zielsetzung im Leben erzwingt und ausgestalten hilft, ist das Gefühl der Minderwertigkeit, der Unsicherheit, der Unzulänglichkeit."

Dieses Streben nach Geltung liegt beim Gesunden und Mutigen „durchaus auf dem Wege der Leistung, und solange dies der Fall ist, kann er gar nicht in Konflikt mit dem Gemeinschaftsgefühl kommen, das ihn ja ebenfalls auf diesen Weg der Leistung weist." Also Harmonisierung der persönlichen Interessen mit den sachlichen und sozialen Interessen.

Einen Menschen heilen heißt also: ihm seine unbrauchbare Lebensleitlinie mit den dazu gehörigen sozialen Schwierigkeiten verstehen helfen als begreifliche, aber nicht verpflichtende Irrtümer und ihn geneigt machen, auf diesem Wege des Verstehens und Sichverständigens immer mehr Selbst-

vertrauen, Selbstverantwortung und Mut zur Gemeinschaft und den mit ihr gegebenen Aufgaben zu entfalten und zu befestigen.

Diese Irrwege aber verhüten, also ein Kind erziehen heißt: Selbsterziehung des Erziehers, heißt: im Kinde den gleichwertigen Mitmenschen sehen und in einer Atmosphäre der Freiheit und des Vertrauenweckens Mut machen, Mitglied im lebendigen Ganzen der Gemeinschaft zu werden.

Adlers Verdienst ist es, den Weg dazu gezeigt zu haben.

(„Münch. Neuest. Nachrichten".)

Neue Wege der Heilkunst[1]).

Von Prof. Dr. Ferdinand Flury, z. Zt. Rektor der Universität Würzburg

Des Arztes höchstes Ziel ist das Heilen. Keine größere Aufgabe ist dem Arzt gesetzt, denn höher als alles Forschen steht Heilen und Lindern. So alt wie das Menschengeschlecht, ist sein Streben, Mittel zum Heilen zu finden.

Ungezählt sind die Mittel zum Heilen, die uns die Erde spendet. Hier liegt vor uns uraltes Erbgut der Menschheit, in Jahrtausenden gehäuft, reiche Erfahrung. Durch Jahrtausende glaubte der Mensch an übernatürliche Kräfte in den Heilmitteln der Natur, in den Pflanzen, den Tieren, Gesteinen und Erzen.

Es ist ein deutscher Apotheker, Sertürner, gewesen, der vor 100 Jahren die Heilpflanze ihres geheimnisvollen Zaubers beraubt und einen neuen Abschnitt der Arzneikunde eröffnet hat. Immer höher lüftet seitdem die Forschung den Schleier, der so lange die Pflanzen behütet, immer klarer läßt sie das Wesen der Heilkraft erschauen. In neuen Lehren von der Ernährung Gesunder und Kranker, vom Heilwert der Nahrung, aber auch von ihren Gefahren, zeichnen sich große Probleme und Ziele künftiger Forschung ab. Ungehobene Schätze schlummern noch hier, noch manches Geheimnis ist in der täglichen Nahrung verborgen. Hier liegt ein weites Feld zum Graben und Schürfen, auf dem der Mensch seit Jahrtausenden sucht, aber noch heute tastet und irrt. Nicht mystische, übernatürliche Kräfte liegen hier vor, wie die Vorwelt gedacht, sondern wägbare, meßbare Stoffe. Weite Tore eröffnet die junge Chemie, die synthetische Kunst. Sie folgt der Natur und lehrt durch Menschenhand bauen und bilden, was im Leben von Pflanzen und Tieren erzeugt wird. Damit zerrinnt ein Stück vom alten Nimbus der Kraft des Lebendigen.

Unvergängliche Ruhmesblätter der Wissenschaft sind die synthetischen Mittel gegen die Geiseln der Tropen, gegen die tödliche Schlafsucht, gegen den Schmerz. Dies sind auch die Stoffe, die Cocain und andere Verführer der Menschen ersetzen, nicht zuletzt sei das Salvarsan genannt, die Krone der Arsenpräparate. So manch andere Großtat, aus mühseliger, langer Arbeit geboren, wäre zu nennen, und noch schlummert tausendfältige Frucht in dem unerschöpflichen Schoße der Forschung.

Und wiederum taucht eine neue Welt von Wundern vor unseren Blicken auf.

---

[1]) Auszug aus einer Festrede, gehalten am 12. Mai 1932, anläßlich des 350-jährigen Bestehens der Universität Würzburg. (Aus „Forschung u. Fortschritt".)

Sie läßt uns erkennen, daß alles Lebendige voll ist von schöpferischer Heilkraft, nicht nur die Pflanze, auch das Tier und der Mensch. In eigener Werkstatt, in der geheimnisvollen Fabrik seines eigenen Körpers schafft sich der Mensch selbst die Arznei.

Unser Geschlecht ist berufen, die glänzende Wiedergeburt uralter Weisheit zu erleben. Vor uns erscheint wieder, wenn auch in neuer Form und vertieft und geklärt, das Denken und Wollen der Alten, der Griechen, der Völker Ägyptens, des unergründlichen Asiens, des Schoßes der Menschheit. Sie alle suchten, Gebrechen und Krankheiten zu heilen, auch durch Organe aus Tieren und Menschen. Vor wenigen Jahrzehnten beginnt die neue Epoche. Wissenschaftlich gestützt und fest gegründet, gleichsam verjüngt, ist eine neue Naturheilkraft im Werden. Das Adrenalin eröffnet die moderne Lehre von den Säften. Zum Segen wird nun, was oft und bitter beklagt, die Teilung der Arbeit, die Verzweigung der Forschung.

Das körpereigene Heilmittel steht heute im Mittelpunkt der ärztlichen Forschung, weite Blicke eröffnen sich in die Zukunft der Heilkunst. Ebenbürtig tritt es an die Seite anderer, ebenfalls im lebenden Körper entstehender Stoffe, die Schutz schaffen und Abwehr gegen die Infektionen, an die Seite der Antitoxine, des Serums, der immunisierenden Stoffe. Auch deren Erkenntnis zählt zu den großen Leistungen unserer Zeit.

Chemische Stoffe sind es, die den Pulsschlag, den Rhythmus des Lebens beherrschen, das Spiel seiner Kräfte ordnen und regeln; sie weisen dem Blut seine Wege, sie zerlegen die Nahrung. Chemische Kräfte herrschen auch über Denken und Fühlen, bestimmen Werden und Wachsen [1]).

Chemische Stoffe sind es, die das Wesen der beiden Geschlechter, die Art des Mannes und Weibes bestimmen. Sie sind es, die auch die Menschen zueinander führen. Durch sie reift die Frucht im Leibe, sie treiben die Wehen und drängen den Menschen zum ersten Schritt in die Welt.

Schon stellt die Wissenschaft solche Wunderstoffe, kaum erkannt und erforscht, in völliger Reinheit, in schimmernden Kristallen vor unseren Blick, schon glückt der chemischen Kunst der synthetische Aufbau.

In der Hand des Arztes, zum Heilen verwendet, werden sie unersetzliche Helfer, die Kräfte zu heben, Entwicklung zu fördern, Funktionen zu regeln, die Nöte der Frauen, der werdenden und stillenden Mütter zu lindern. Hunderttausenden schenken täglich die modernen, vom Körper selbst bereiteten Heilmittel Genesung und Leben.

Der „Bromspiegel" der Seele.

Prof. Hermann Zondek, der berühmte Berliner Internist und Direktor des Urbankrankenhauses, hat in einem Vortrag in der „Berliner Medizinischen Gesellschaft" geradezu sensationell anmutende Mitteilungen über neue Forschungen gemacht, die es ihm zum ersten Male ermöglichten, die geheimnisvollen Verknüpfungen zwischen seelischem und körperlichem Geschehen der Aufklärung entgegenzuführen. Das Blut ist das geheimnisvolle Band, das die Beziehungen zwischen Seele und Körper reguliert,

[1]) Oder umgekehrt? Vergl. Nr. 6 dieser Zeitschrift „Wahre Erkenntnis?"

denn das Blut hat bei verschiedenen Geisteskrankheiten eine eigenartige chemische Zusammensetzung. Zondek hat nämlich den „Bromspiegel“[1]) des menschlichen Blutes untersucht und kam dabei zu den bedeutsamsten Ergebnissen, die nicht nur den Ursprung bisher unheilbarer Leiden, sondern auch ihre Heilung betrafen. Der Bromspiegel ist nämlich bei allen Menschen ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht gleich groß. Nur bei manisch-depressiven Irren, die bisher nicht zu heilen waren, verhält er sich anders. Diese Krankheit, das manisch-depressive Irresein, ist eine der häufigsten Geisteskrankheiten. Sie ist eine furchtbare Geißel besonders der Frauen, die sich in den Wechseljahren befinden, denn zahlreiche dieser Frauen werden plötzlich ohne jeden Grund von einer schweren Geisteskrankheit befallen, die meistens unheilbar ist. Nun hat Prof. Zondek festgestellt, daß diese Krankheit darauf zurückzuführen ist, daß das Blut um 40 Prozent weniger Bromgehalt enthält, wie das Blut der anderen Menschen. Das Zentrum der Bromspeicherung wurde von Prof. Zondek in dem vorderen Teil der Hypophyse gefunden, einer Drüse mit innerer Sekretion. Ihr Bromgehalt ist zehnmal so groß wie der anderer Organe. Nachdem die Ursachen dieser furchtbaren Krankheit erkannt sind, wird man mit Erfolg daran gehen können, sie zu bekämpfen. Schon jetzt sind erfreuliche Erfolge festzustellen. Wieso die Hypophyse unter bestimmten Verhältnissen die Blutzusammensetzung verändert, ist noch nicht bekannt. Dagegen konnte Zondek durch Tierversuche beweisen, daß die hartnäckige Schlaflosigkeit der Geisteskranken gleichfalls durch die Störung im Bromstoffwechsel verursacht wird. Zondek hat diese Forschungsergebnisse zugleich zu praktischen Heilzwecken benutzt. Er hat nämlich mit dem körpereigenen Brom, das er isolierte, Versuche gemacht, die quälende Schlaflosigkeit zu heilen. Es gelang ihm, überraschende Ergebnisse zu erzielen. Der vierte Teil eines tausendstel Gramms genügte, um einen Schlaf von mehr als 24 Stunden Dauer herbeizuführen. Man weiß, daß Brom zu den Schlafmitteln gehört, die regelmäßig schon seit langer Zeit von Ärzten verabfolgt werden. Es handelt sich allerdings bisher um körperfremde Arzneien, die dem Patienten zugeführt werden, und zwar in verhältnismäßig großer Menge, um den Zweck zu erreichen, der beabsichtigt ist. Alle diese Schlafmittel sind durchaus nicht harmlos. Außerdem haben sie noch die unangenehme Eigenschaft an sich, daß sie nicht lange wirksam bleiben. Sie müssen in immer stärkeren Dosen gegeben werden. Die Behandlung mit dem körpereigenen Brom hat ganz andere Erfolge gezeitigt[2]). Es kommt dazu, daß dadurch auch schwere Gemütsstörungen in wenigen Wochen gebessert wurden. Es scheint, als ob nun der Anfang gemacht ist, in das Geheimnis der Geisteskrankheiten einzudringen und seelische Leiden nicht nur aus dem Blut zu erkennen, sondern auch organisch durch das Blut zu behandeln und zu bessern. Die rein seelische Therapie, die leider häufig sehr unzulänglich war, hat ihre Alleinherrschaft eingebüßt

[1]) Der Prozentgehalt des menschlichen Blutes an Brom.

[2]) Auch hier herrscht noch völliges Dunkel über den Unterschied zwischen chemischem und körpereigenem Heilmittel, wie ähnlich auf dem Gebiete der Vitamine, von denen eines allerdings schon auf synthetischem Wege hergestellt wird.

Die Schriftlt.

und einer aussichtsreichen organischen Behandlung Platz gemacht. Rätsel und Geheimnisse wurden entschleiert. Hoffentlich sind die Erfolge ebenso bedeutsam wie die Ergebnisse der Forschung selbst. Dem bösen Feind der Schlaflosigkeit ist schon ein mächtiger Gegner entstanden.

(„München. Neuest. Nachrichten".)

Die Wiege der menschlichen Kultur in Mesopotamien.

Die Ausgrabungen in Warka in Mesopotamien, dem alten Uruk, die Julius Jordan schon 1913 begonnen hatte, aber infolge des Weltkrieges abbrechen mußte, konnten erst 1929 dank der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft wieder aufgenommen werden. Da Jordan 1930 wegen seiner glänzenden Leistungen zum Generaldirektor des Ausgrabungswesens in dem neuen Königreich Irak und zum Museumdirektor in dessen Hauptstadt, dem alten Kalifensitz Bagdad, ernannt wurde, folgte ihm im letzten Winter als Leiter der Ausgrabungen Regierungsbaumeister Arnold Nöldeke in Hannover, der sich schon bei zahlreichen Ausgrabungen in Mesopotamien, Syrien und Ägypten bewährt hatte. Jordans und Nöldekes neueste Grabungsberichte liegen bereits vor (vgl. auch Jordan in „Forschungen und Fortschritte" 1931, S. 154; Andrae ebenda 1931, S. 381 und 1932, S. 205 sowie Nöldeke 1932, S. 217), aber auch die weitere Öffentlichkeit hat ein Anrecht, Näheres darüber zu erfahren, denn ihre Ergebnisse gehen nicht nur die Wissenschaft, sondern jeden Gebildeten an. Erschließt diese Grabung doch die älteste menschliche Hochkultur bis in ihre tiefsten Keime, die ersten monumentalen Tempelbauten der Welt und die Anfänge der Schrift, also der menschlichen Geisteskultur überhaupt. Zugleich wirft sie neues, überraschendes Licht auf die Geschichte der Sumerer, jenes rätselhaften Volkes, das am Anfang aller Kultur steht und dessen Erbe die Babylonier und Assyrer, die Hethiter und Hebräer angetreten haben, so daß es auf dem Weg über das jüdische Volk und das Alte Testament, aber auch durch seine Ausstrahlungen auf die mykenische und die frühgriechische Kultur bis auf die Gegenwart fortwirkt. Durch nicht weniger als 18 vorgeschichtliche Siedlungsschichten von 24 m Gesamttiefe zu Füßen eines gewaltigen Tempelturms, den der spätsumerische Großkönig Urnammu um 2300 erbaut hat, sind Jordan und Nöldeke bis auf die ältesten steinzeitlichen Siedlungen der Urbevölkerung herabgedrungen, die bereits einen stetigen Kulturfortschritt aufweisen. Sie beginnen mit primitiven Hütten aus Schilf und leichtem Holzrahmenwerk, das mit Rohrmatten verkleidet ward, und sie enden mit Häusern aus Lehmziegeln mit eingebundenen Schilfbündeln und Baumstämmen. Die Ureinwohner trieben bereits Ackerbau, Viehzucht und Fischfang, hatten religiöse Vorstellungen und schufen das älteste Kunsthandwerk, rot gebrannte, schwungvoll bemalte Tongefäße. Als dann die Sumerer um 5000 v. Chr. eindrangen, unterwarfen sie die Urbevölkerung, siedelten sich auf ihren Wohnhügeln an, die sie mit Stadtmauern umgaben, und übernahmen deren Techniken und Bräuche. Aber sie fügten auch Neues und Eigenes hinzu. Schon die fünfte vorgeschichtliche Schicht von Warka zeigt einen monumentalen Tempelbau von 78:33 m, der auf einem Fundament von weithergeholten Kalksteinen ruhte, und nach dessen Unter-

gang erhob sich auf seinem Schutt eine Tempelschicht über der anderen. Am wichtigsten ist die der 4. Schicht (um 4000 v. Chr.) mit einer großen Terrasse, auf der eine Halle auf sechs gedrungenen Säulen ragte, und einem Hof, dessen Wände mit Mosaiken aus eingeschlagenen Tonstiften in schwarzweißroten Zickzack- und Rautenmustern geschmückt waren, der Nachahmung des uralten Mattenbelags in Ton. Ein großes Stück dieser ältesten Wanddekorationen ist nach Berlin übergeführt worden und soll im Vorderasiatischen Museum Aufstellung finden. In der gleichen Schicht fand sich auch ein Tempelarchiv mit den ältesten, noch rein bildlichen Schriftzeichen der Welt, deren Fortentwicklung zur Lautschrift sich in den obersten Schichten verfolgen läßt, und eine Reihe von Siegelabrollungen auf tönernen Gefäßverschlüssen mit prachtvoll naturwahren Tierdarstellungen, denen in Schicht 3 ein Fries aus gebranntem Ton mit Darstellung von Menschen, Tieren und Hütten folgt. — Die größte Überraschung aber war ein kleiner Hochtempel aus der Zeit um 5000 v. Chr., den Jordan durch einen einzigen Glückszufall auf der Spitze eines halb verfallenen Tempelturms entdeckte. Dank dieses Fundes können wir uns einen klaren Begriff von der Anlage mesopotamischer Tempel machen und auch den biblischen Turm von Babel, dessen Reste bei den deutschen Vorkriegsausgrabungen entdeckt wurden, sinngemäß rekonstruieren. Außer diesen sumerischen Bauten birgt Warka noch zahlreiche Ruinen aus assyrischer und parthischer Zeit, die noch manche Überraschung bringen können. Hier bietet sich also die einzigartige Möglichkeit, die Geschichte einer mesopotamischen Großstadt von ihren Uranfängen bis zu ihrem Verfall zu erforschen. Hoffen wir, daß die Grabung in deutscher Hand bleiben kann, und danken wir inzwischen Julius Jordan und seinen Mitarbeitern, aber auch der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft für das bisher Geleistete; denn es ist von internationaler Bedeutung.

Englisches Lob des Pergamon-Museums.

In der letzten Nummer der englischen Vierteljahrsschrift „Antiquity" veröffentlicht der Herausgeber O. G. S. Crawford einen Aufsatz „Old and new Museums", der acht große, vorzügliche Abbildungen der neuen Museen auf der Spreeinsel in Berlin enthält und eine interessante Parallele zwischen diesen Museen und dem Pariser Louvre zieht. „Ich habe viele Museen gesehen," schreibt Crawford, „aber hier (im Pergamon-Museum) fühlte ich mich zum erstenmal im Leben völlig befriedigt. Das erstrebte Ideal schien mir restlos verwirklicht. Hier endlich fand ich einen gelungenen Versuch zur Wiederherstellung antiker Meisterwerke der Architektur und eine Aufstellung ohne jedes störende Beiwerk. Das Technische der Aufstellung erreicht seinen Gipfel durch Einfachheit und Vernunft. Die Wirkung des Ganzen ist überwältigend. Warum? Zunächst weil man unmittelbar vor die Vergangenheit gestellt wird, ohne jede störende Einmischung von seiten des Aufstellers oder durch die Umgebung. Die Museumsbehörde hat sich unsichtbar gemacht. Wie eindrucksvoll ist die Aufstellung des Pergamonaltars! Die Decke besteht aus Glas mit eisernem Rahmenwerk. Wände und Raum sind völlig leer, die Skulpturen nirgends ergänzt, wohl aber die

Architekturteile mit großem Takt und nach den besten modernen Grundsätzen." — Mr. Crawford geht dann auf die anderen Säle ein und hebt besonders den Aufbau des farbenprächtigen babylonischen Ischtartors und dessen Modell hervor [1]). „Wer hier eine halbe Stunde studiert hat," sagt er, „der nimmt ein klar umrissenes, bleibendes Bild von einem der größten Denkmäler des Altertums mit. Wieviele Museen bringen das wohl zuwege? Wieviele versuchen es überhaupt?" — Der Vergleich mit dem Pariser Louvremuseum ist bitter. „Als Bauwerk", sagte Crawford, „ist es innen wie außen unglaublich häßlich, ein Gebäude in unechtem Stil, das zur Verherrlichung müßiger und wertloser Menschen erbaut war. Sein Bauzweck ist für die Gegenwart inhaltlos geworden. Vollends die Aufstellung der Gegenstände fordert die Kritik heraus. Es ist zu viel und alles zu dicht beisammen. Dadurch wird die Aufmerksamkeit abgelenkt. Ferner paßt die Innenarchitektur nicht zu den ausgestellten Dingen und drittens ist die Beleuchtung so mangelhaft, daß man diese Dinge teils gar nicht, jedenfalls nicht in der vorteilhaftesten Weise sieht ... Hier wie anderswo in Frankreich fühlt man die schwere Hand des kleinbürgerlichen Geschäftsmannes. Der Eindruck eines Antiquitätenladens bleibt bis zuletzt" ... — Mr. Crawford schließt mit den Worten: „Die Museen wollen Seelen gewinnen, aber jetzt sind viele von ihnen tote Körper. Lebendig ist ein Museum, wenn es vom Geist der Wissenschaft erfüllt ist. Ein Museum ohne Museumsstücke (und wären es nur Abgüsse) ist undenkbar; aber Museumsstücke ohne die rechte Aufstellung sind zwecklose Materialhäufung. Sie ertöten das Interesse mehr, als daß sie es erwecken." — Das Berliner Pergamon- und Vorderasiatische Museum spricht hier eine beredte Sprache: eine Million zweihunderttausend Besucher im ersten Jahre. Aber es ist erfreulich und dankenswert, daß auch das Ausland seinen Wert anerkennt.

(Aus „Forschung u. Fortschritt".)

E. G. Kolbenheyer: Reps, die Persönlichkeit.

Roman in einer kleinen Stadt. München, Georg Müller.

So schwergepanzert Kolbenheyer in die Arena des weltanschaulichen Kampfes tritt, durch Haltung und Schritt immerhin trotz der allzu undurchdringlichen begrifflichen Vermummung erkenntlich, so menschlich echt und nah erscheint er uns dort, wo der unerschütterliche Ernst seiner Gesinnung umspielt wird von dem erlösenden und befreienden Lächeln des Humors. Und mag dieses Lächeln auch nicht ganz harmlos sein, mag es des bitteren kritisch-satirischen Beigeschmacks nicht entbehren, es bleibt immerhin jenes Lächeln, das nach Bergson's geistreicher Umschreibung die Waffe der Gesellschaft ist, um sich gegen das Überhandnehmen von Unzulänglichkeiten und Ungezogenheiten Einzelner oder ganzer Menschengruppen zu wehren, gegen die die geschriebenen Gesetze und deren Vertreter machtlos sind.

---

[1]) Das uns aus dem Vortrage von Prof. Andrae hier in Dorpat bekannt ist.

Wer wird sich hierbei nicht jener wahrhaft köstlichen Szene im „Lächeln der Penaten" erinnern, in der Herr Prantl, der großzügige Unternehmer mit seinem Gentleman-Café und dem die ahnungslosen Gäste in die höheren Sphären edler Musik sanft verlockenden, unsichtbaren Streichquartett seine „Herren Kellner" über ihren zukünftigen Beruf aufklärt, jene wundervoll selbstzufrieden-vornehme Geste dieses Zeit-Psychoanalytikers ersten Ranges, der die geheime Sehnsucht unserer demokratischen Zeit nach dem seltengewordenen Duft des Aristokratischen so gut kennt und die Zugkraft dieses Mittels, sich für ein Geringes eine Abendstunde lang als Ausnahmemensch zu fühlen lukrativ zu verwenden versteht.

Der neue Roman Kolbenheyer's steht auf ähnlicher Linie, das Thema ist das Menschlich-Allzumenschliche mit dem Akzent auf dem zweiten Wort.

Es ist schwer zu sagen, was der Held dieses Romans als „Held wider Willen" eigentlich seinem Wesen nach ist, wie denn nichts so schwer zu definieren ist, wie das Gewöhnliche, das eben nur Gattung ist. Diese undefinierbare Menschenart hebt sich nur dann aus der Masse Gleichgearteter heraus, wenn ihr etwas Besonderes, zwar nicht ihrem Wesen Erwachsenes, sondern diesem mehr Angehängtes anhaftet, ein Etwas, das sie unterscheidbar macht. Und dieses Etwas ich nun gerade das, was der Gewöhnliche nur durch Anleihe erwirbt, eine Art Mimikry, die darauf ausgeht, eine höhere Marke Menschtums zu mimen: das ist der gefälschte Stempel der „Persönlichkeit." Auch Herr Reps hat sich mit den Requisiten der Persönlichkeit soweit vertraut gemacht, daß er zuletzt selbst daran glaubt, daß sie ihm auf den unpersönlichen Leib zugeschnitten seien, er trägt sie mit einer unnachahmlichen Selbstverständlichkeit und Würde, aber gerade diese Selbstverständlichkeit und selbstzufriedene Würde, daß Gefühl der Selbstsicherheit und Überlegenheit über Spießertum und Masse — ohne zu ahnen, daß er völlig in diese Kategorie gehört — das gibt dieser Gestalt etwas unendlich Tragikomisches. Reps hält sich inmitten der banalen Welt des Gewöhnlichen für einen Berufenen, für einen Ausnahmemenschen, das Arsenal seiner, der Tagesliteratur und Journalistik entlehnten Schlag- und Stichworte ist bedeutend genug, um offensichtige Klippen des ästhetischen Fahrwassers, in dem er sich am liebsten tummelt, zu umschiffen. Auch dort, wo er sich der Situation nicht ganz gewachsen fühlt, im Verkehr mit sogenannten „wahren Künstlern", den „Meistern" weiß er geschickt, seine Haltung zu wahren, wenn auch mit ein wenig schlechtem Gewissen mit billiger Scheidemünze in der verborgenen Tasche klimpernd, um den andern an die Vollgültigkeit seines reichen Vorrats an Edelmetall glauben zu machen. Aber je schneller und höher Reps in und mit seinem wortreichen Ideal wächst, um so unsicherer und schwankender wird der Boden, auf dem sich seine Persönlichkeit entfaltet, bis auch hier die unerbittliche Wirklichkeit diese Seifenblase aus Eitelkeit und Phrase zerplatzen läßt und Herr Reps wieder in der Masse der Gewöhnlichen untertaucht, von woher er kam und wohin er gehört.

Das wäre nun das Schicksal eines Einzelnen, einer harmlosen Existenz, welche in das still hingleitende Leben der bescheidenen kleinen Leute, in das er zufällig geraten ist, einige Unordnung bringt, bis sich auch

hier die Wellen legen und alles nach dieser Episode beim alten bleibt — aber man ist gewöhnt, bei Kolbenheyer tiefer zu graben, als bloß das wehmütige Bild eines Unzulänglichen so hinzunehmen, wie es dasteht! Und da mag zum Schluß darauf hingewiesen werden, daß sich doch in diesem kleinen Miniaturbilde ein Stück Zeitgeist widerspiegelt, den Kolbenheyer dem Spott preisgibt.

Das große Wort, die tönende Phrase, der unechte Bildungsdünkel — sie alle kann man sich bei etwas Ausdauer und geringem Barvermögen, bei einer gewissen Elastizität und Aufnahmefähigkeit für die Bestände der Leihbüchereien heutzutage leicht beschaffen, ja man kann es wohl soweit bringen, sich dieser Requisiten zu bedienen, als wären es Früchte, die im eigenen Garten gewachsen seien, sozusagen Eigengewächs. Und unter dieser Marke verbirgt sich dann die grenzenlose Leere, die Gedankenarmut und der Mangel an Selbständigkeit — diese Sprache wird zur Parole des Klüngels, sie ist das Abzeichen der Herde. Zwar wissen es die Wenigen und Klugen in der Herde, wie billig diese Ware zu haben ist und wie niedrig sie im Kurse steht, aber man tut wenigstens so, als ob man an ihre Valuta, ihren Wahrheitswert glaubte — ganz wie die Glieder des Völkerbunds, denn „wohin würde die Welt hingeraten", wenn man sozusagen ehrlich von der Leber weg reden würde, wenn es plötzlich hieße, der Jargon habe seinen Kurswert verloren? Wie nackt stünde da die Masse da, mit leeren Händen und leeren Köpfen, wenn sie nicht mehr mit den Requisiten der Persönlichkeit ihre Blöße decken könnten. Wo bliebe das Idealbild der Demokratie, wenn die Tauschware der Phrase und der hohen Worte sozusagen vom Kurszettel des guten Tones eines Tages verschwunden wären? „Auch in den großen Städten ist er zu finden: Maximilian Reps" so beginnt der Roman und als Eingangsspruch stehen die ironischen Worte „Menschen—Persönlichkeiten alle, Ihr Durchtriebenen, Durchgetriebenen, Getriebenen!" Das ist das Schicksal dieser Pseudo-Persönlichkeiten, mögen sie es in der Kleinstadt oder Residenz, mögen sie es an verantwortlicher politischer Stelle, mögen sie es als kleine Ressortbeamten erleben. Ist man auch schon längst „dienstbarer Geist" einer Partei, eines Konzerns, einer Interessengemeinschaft geworden, man sucht auf jede Weise diese „Dienstbarkeit" zu verbergen und erborgt sich „das Kleid der Persönlichkeit."

Im Grunde sind diese Repräsentanten der „kompakten Majorität," deren Gesellschaftskleid man es allzuleicht anmerkt, daß es aus dem Leihhaus stammt, kaum zur Kategorie der „Durchtriebenen" zu zählen, sie sind weit eher die vom Herdeninstinkt „Getriebenen", armselige, abhängige Existenzen, denen die Kraft fehlt, sich vom Klüngel zu befreien, jene Menschen, denen der Begriff des „Standhaltens" längst völlig fremd geworden ist und die ohne Anlehnung ihr Leben nicht bestreiten können. Und wenn diese Anlehnung mit der Klüngelparole „Gemeinschaftsgedanken" signiert ist, glauben sie ihr Mündigkeitsattest vor der Welt erhalten zu haben.

„Auch in den großen Städten ist er zu finden: Maximilian Reps."

R. v. E.

Synthese.

Anscheinend ein buntes Mosaik von Dingen und Gedanken, die sich im Raume stoßen und doch so unendlich stark eins auf das andere bezogen — so stehen die kurzen Notizen in diesem Blatte nebeneinander, wie das Leben selbst, das in seinen überraschenden Zumutungen an jeden Einzelnen betreffs Stellungnahme und Entscheidung so grenzenlos rücksichtslos über berechtigte Stimmungen hinwegsieht, sie geflissentlich ignoriert. Das alles muß nun der arme Mensch, falls er auf seine Kosten in diesem Leben kommen will, in seiner eigenen Seele unter Dach und Fach bringen! Was hat das „Problem der Generationen" mit „Reps, der Persönlichkeit" zu tun, was die „Sumerische Kulturblüte" mit dem „Bromspiegel der Seele"? Und doch laufen die seltsam verschlungenen Lebenslinien hinüber zur fernsten Vergangenheit und herüber zur jüngsten Gegenwart: haben nicht die vor fast fünf Jahrtausende verstorbenen sumerischen Prinzessinnen, deren Goldschmuck und Lippenstift Leonard Woolley mit aller Sorgfalt in Ur ausgegraben hat, ebenso ihren „Bromspiegel" mit 40% Unterbilanz gehabt, wie heute der überbelastete moderne Mensch, hat es nicht auch damals das „Problem der Generationen" und in seinem Bereich jene seltsam maskierten „Repse" gegeben wie heute? Das schließt sich alles wie eine unendliche Kette zusammen und nur der erhascht einen Zipfel vom Gewand des geheimnisvollen Lebensrätsels, der diesen Gestaltenwandel „am laufenden Band" in sich selbst spürt. Es erscheint geradezu unbegreiflich, daß die berechtigte Sehnsucht eines jeden Einzelnen, „er selbst" zu sein — auch ein Reps hat sie — zu dieser allgemeinen Traditionsangst führt, zu dieser Scheu vor jeder Bindung durch organische Gesetze, vor der Synthese von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft! Soll sich Blüte und Frucht dessen schämen, daß ihre Wurzel auch einer Frucht gleichen Stammes ihr Dasein verdankt?

Alles menschlich Große wächst aus historischem Boden, ist wurzelecht und niemand würde seinen Sinn und seine Bedeutung erkennen, der nicht selbst wurzelecht ist — ohne diese Art Synthese hätte die Geschichte ihren Sinn verloren. Das überlebensgroße Symbol dafür — Goethe. „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis" — der ewigen, unvergänglichen Zusammenhänge.

R. v. E.

Schriftleitung: Dorpat, Teichstr. 30. * Verantwortlicher Schriftleiter: Direktor Alfred Walter. * Herausgeber: Prof. Ernst Masing. Prof. Ernst Blessig. * Bezugspreis: für ein Halbjahr 1.50 Kr. (mit Zust. 1.60 Kr.); Deutschl. 2 Rmk.; Lettl. 2.25 Ls. Einzelnummer 0.25 Kr. * Best. empfängt: die Geschäftsstelle der „Revalschen Zeitung", Reval, Raderstr. 10. Postfach 51. * Zahlstellen (laut Konto „Estl. Verlagsgesellschaft Wold. Kentmann & Ko.") — in Riga: Rigaer Kreditbank; in Deutschland: Postscheckkonto Berlin 122602.

Gedruckt in der Estländischen Druckerei A.-G., Reval.

Aus deutscher Geistesarbeit

Monatsschrift für wissenschaftliche und kulturelle Fragen der Gegenwart

Schriftleitung: Dr. R. v. Engelhardt — Dorpat

Nr. 9 | Freitag, den 23. September 1932 | 8. Jahrgang

Zur Lebensidee Goethes.

Von Martin Kaubisch — Dresden.

Drei Fragen sind bei der Behandlung dieses Themas vor allem zu klären: Erstens: Goethes Stellung zum Leben; zweitens: seine Auffassung vom Wesen und Wert der Idee; und drittens: seine Auffassung von dem wechselseitigen Verhältnis dieser beiden Welten, Mächte und Kräfte.

Um möglichst klar zu sein, will ich mit einer negativen Erläuterung beginnen. Wenn von der Lebensidee Goethes die Rede ist, so soll das nicht heißen, daß Goethe nach einer vorgefaßten Idee über das Leben dieses selbst dem Zwange dieser Idee gewaltsam — apriorisch — unterworfen, also nur im „Dienste an der Idee" sein Leben, seine Existenz sinnerfüllt empfunden habe wie etwa Schiller, Fichte, Kant, z. T. auch Plato. In diesem Sinne war Goethe kein „Idealist"; im Gegenteil: ein ausgesprochener Realist, was ihm z. B. Nietzsche auch besonders hoch anrechnet (Götzendämmerung, Aph. 49). Ja, es fehlt nicht an Äußerungen, und zwar grundsätzlichen Charakters, die gegen diese Art, das Leben ideell zu meistern, eine ausgesprochene Feindschaft zeigen. So spottet er oft über die „dummen Deutschen", die überall, statt erst dem Leben und der Wirklichkeit zu dienen, nach Ideen fahnden; so warnt er ganz besonders, seine Faustdichtung nur als die Auseinanderfaltung einer einzigen Idee zu sehen usw. — Und doch ist Goethe — Schillers Freund gewesen und in seiner Lehre von den Urerscheinungen des Lebens ein unbedingter Schüler Platos.

Wie löst sich dieser Widerspruch?

Die Lösung liegt in dem neuen Verhältnis, in welchem Goethe diese beiden großen Daseinsmächte sieht, insofern für ihn nicht die Idee, sondern das Leben das Urgegebene und Durchaus-Primäre bedeutet.

In dreifacher Richtung sei diese Behauptung ganz kurz erläutert. Zunächst an Goethe selbst. Wenn man die mannigfachen Zeugnisse vergleicht, in denen Zeitgenossen des Dichters den Eindruck von Goethes Persönlichkeit

schildern, so erkennt man bald, daß zunächst nicht der Dichter oder der Forscher oder das Geistig-Überragende von Goethes Erscheinung die Zeitgenossen und Freunde so packte, sondern der *Mensch als Ganzes*, sein bloßes Dasein, seine ganze Art, zu sein, vor allem in ihrer Lebensfülle als Offenbarung einer außerordentlichen Lebenskraft. Ganz Ähnliches gilt aber auch für das Verhältnis von Goethes Persönlichkeit und Leben zu seinem Schaffen. Wie ungeheuer reich sich dieses auch entfaltet, in wie verschiedenen Formen sein Gestaltungsdrang sich auch äußert, immer bleibt sein Werk im Dienste seines Lebens, seiner ganz persönlichen Entwicklung. Immer erscheinen auch die mächtigsten Hervorbringungen nur Zweige oder Blüten an Goethes großem Lebensbaum, als — oft fast ungewollte — Strahlungen des großen Wunders seines bloßen Daseins, seiner reinen Existenz. Sehr im Gegensatz zu modernen Schöpfern, wie z. B. Ibsen, Strindberg, Dostojewski, Nietzsche, bei denen das Werk das Leben oft völlig überwächst, ja manchmal wie ein Vampir scheint, der diese Künstler langsam aussaugt und zerstört: entschieden eine *Umkehrung* des gesunden — des Goetheschen — Verhältnisses —, von Werk und Leben, von Schöpfer und Geschaffenem. Drittens endlich: noch ein Blick auf die Gestalten von Goethes Dichtungen! Auch hier hat man, besonders wenn man einmal alles Einzelne und Individuelle zurücktreten läßt, als letzten Gesamteindruck den einer außerordentlichen Lebensfülle, Lebensmächtigkeit und Lebenskraft. Man braucht sich ja nur an Faust, aber auch an Goetz und Egmont, ja selbst an Tasso oder Werther zu erinnern, um diesen Eindruck einer oft verhängnisvollen Lebensüberfülle sofort im eigenen Innern wachzurufen. Und dieser Eindruck ist doch ein anderer als der, den wir von Shakespeares Lebensfülle haben. Shakespeares dichterische Gestalten sind in sich völlig abgeschlossen und infolgedessen fast alle dem Universum gegenüber isoliert: leibhafte Zeugen eines merkwürdigen Zusammenwirkens von altgermanischem Individualismus mit bestimmten naturalistisch-individualistischen Tendenzen des Renaissancezeitalters. Ganz anders die Gestalten Goethes! Sie sind fast alle zuinnerst irgendwie *verbunden* mit dem Ganzen, mag man dieses Ganze nun Kosmos oder Universum oder Menschheit nennen, und wirken demzufolge fast immer *symbolisch* — eben *als* Exponenten eines kosmischen Lebensprozesses, der weit umfassender und größer ist als sie selbst.

Überblickt man dies alles, so muß man einem der jüngsten Goetheforscher, H. A. *Korff*, recht geben, wenn er in seiner überaus klaren und eindringenden Schrift über die Lebensidee Goethes (Leipzig, Weber 1925) die Behauptung vertritt: Goethe sei seinem Wesen, seiner Haltung, seiner ganzen Weltanschauung nach zuinnerst „Biologe" gewesen. „Biologe" — freilich nicht im Sinne einer speziellen Wissenschaft — obwohl der Dichter das auch war —, sondern in dem umfassenderen, universell-metaphysischen Sinne, daß für Goethe eben — das Leben überall im Mittelpunkte seiner Weltanschauung stand. Und das ist gar nicht ohne weiteres selbstverständlich, sondern — wie H. A. Korff mit vollem Rechte ebenfalls hervorhebt — es ist neu. Denn erst seit Mitte des 18. Jahrhunderts etwa — in der deutschen Dichtung seit Klopstock, in der deutschen Historik seit Hamann und Herder — erhebt sich innerhalb der abendländischen Welt und ihrer besonderen

Entwicklungsgeschichte ein neues Urerlebnis vom Wesen des Lebens, durch welches auch der Begriff und die Idee des Lebens erst sichtbar und vollbewußt werden.

Der Mann aber, der diese entscheidende Wendung, mit der die eigentlich moderne Weltanschauung wie auch die gesamte moderne Lebensphilosophie überhaupt erst beginnt, zum erstenmal universell und grundsätzlich, in Wesen und Werk, und damit wahrhaft normgebend, sinngebend, einzig repräsentativ und symbolisch, in sich verkörpert, dieser Mann ist eben: Goethe.

*

Nun erhebt sich freilich die Frage: Welches ist denn nun diese Lebensidee Goethes und wie charakterisiert sich das besondere Goethische Lebensgefühl? Diese Frage ist nicht in einem Satz zu beantworten: Denn alles, was sie meint, ist ein Geheimnis, ein Mysterium. Man kann es nicht begrifflich formulieren oder definieren. Man kann es nur umschreiben. Und so sei denn zur Charakteristik der Goethischen Lebensidee, wie auch besonders zu der seines Lebensgefühls noch das folgende in Andeutungen entwickelt: Zunächst ist das Lebensgefühl Goethes, dem Reichtum von Goethes Person und Entwicklung entsprechend, kein einfaches, sondern ein durchaus zusammengesetztes Gebilde. Und zwar sind es vor allem zwei Grundgegensätze oder besser — Gegenerfahrungen, Gegenströmungen — die in Goethes Lebensempfinden auf eine rätselhafte Weise sich treffen und die, obwohl zunächst völlig polar und scheinbar nicht zu versöhnen, sich schließlich doch zu einer höheren Einheit — wenn auch immer wieder gefährdeten Einheit — verbinden.

Von diesen beiden Grunderfahrungen ist die erste: die von dem unausgesetzten Fluten und Strömen des Lebens, in dem alles vergänglich zu sein und nichts Dauer zu haben scheint als der Wechsel. Diese Erfahrung, die der junge Goethe zuerst auf schmerzlichste und allerpersönlichste Weise erfuhr in seiner Liebe zu Friederike Brion. Es ist — wie H. A. Korff in ausgezeichneter Formulierung hervorhebt — das große Problem „der Treulosigkeit des Lebens gegen seine eigenen Inhalte", das Goethe seit jenen schicksalsvollen Tagen von Straßburg nicht wieder losläßt und das in der Gestaltung des Urfaust, insbesondere der Gretchentragödie, seine erste, noch sehr vorläufige dichterische Bewältigung erfuhr. So wird Faust zum tragisch-großen Symbol dieses ewigen, dämonischen Werdens im Wesen des Lebens, das mit dieser Tendenz sich selbst — auch in seinen gewaltigsten Formen — immer neu überwächst. Es ist Goethes eigenes rastloses und unersättliches Lebensgefühl, die Lebensfülle und der Lebenshunger des Titanen, die hinter diesem Grunderlebnis stehen, eng verbunden mit der anderen erschütternden Erfahrung von der Unerschöpflichkeit, dem immer neuen Auf- und Untergang der individuellen Lebensformen in der Natur, wie dies vor allem der Jugendhymnus „Die Natur" (1782) in wunderbarer Weise ausdrückt.

Indessen: das ist nur die eine Seite von Goethes Erfahrung über das Leben. Die andere ist die entgegengesetzte: daß es in aller Rastlosigkeit

des Lebens, des unablässig flutenden Prozesses und in allem Wandel der individuellen Lebensformen doch allgemeine, aus dem Leben selbst hervorgegangene Urformen und Formgesetze gibt, die auch das Leben selbst zu ehren scheint, indem es immer wieder die gleichen Grundthemen, die gleichen Urerscheinungen, Urbilder, die ewig-typischen Kristallisationen seiner selber schafft und variiert. Das Leben ist also nicht gleichgültig gegen Form und Gestalt, sondern — zunächst — nur gegen die individuelle Form; es trägt selbst in sich den Willen zu Form und Gestalt. Auch die Natur zeigt in der Konstanz der Arten eine unwandelbare, überzeitliche Stetigkeit, gleichsam ein ethisches Element, dem innerhalb des menschlichen Bereiches die Konstanz der Gesinnung, der Charakter, entspricht. — Diese beiden Grunderfahrungen über das Leben sind nun aber bei Goethe nicht isoliert, sondern auf das wunderbarste verwebt und verbunden durch ein drittes Erlebnis, schärfer ausgedrückt durch eine Idee: durch die Idee der Metamorphose; d. h. durch die Intuition der beständigen Verwandlung und Umbildung aller Gestalten nicht nur innerhalb ihrer selbst, sondern auch von Art zu Art, von Typus zu Typus, von Gesetz zu Gesetz — eine Idee, die Goethe, wie Korff und vor ihm schon Ernst Cassirer richtig erkannte, vor allem bei der Beobachtung des Pflanzenwachstums aufgeleuchtet ist.

Dadurch aber, d. h. durch diese Umwandlung, ja man könnte auch sagen Ineinanderwandlung aller Grundformen und Arten ist nun auch jede einzelne Form auf das innigste mit dem Gesamtleben verwebt und verbunden, ist die Form so völlig in den Fluß des Lebens, in den Ablauf des kosmischen Prozesses selbst gestellt, daß überhaupt die Idee des Lebens und die Idee der Form nicht mehr voneinander getrennt werden können. So wird die Form unter den Händen des großen geistigen Bildnergenius Goethe erst wahrhaft lebendig. So entschleiert sich an der Erscheinung, dem Leben, dem Werke und nicht zuletzt auch an dem Zauber von Goethes dichterischen Gestalten das große Wunder der organischen Form, des organischen Lebens und der organischen Formgesetzlichkeit überhaupt. Aber auch dabei blieb Goethe nicht stehen. Er lebte, schaute, ahnte und forschte weiter, indem er nach dem letzten Sinn all dieser Umwandlungen frug. Und auch hier gab sein Genius, sein Schicksal, sein Leben und nicht zuletzt die Natur ihm erlösend-beglückende Antwort. Denn die große Tendenz oder das große Gesetz, das er nun, selber von Stufe zu Stufe höhersteigend — „immer höher muß ich steigen, immer weiter muß ich schaun" — in aller Metamorphosis als wirkend, bestimmend, sinngebend erkannte, war dieses: Daß jede Art und jede Form über sich selbst hinausstreben muß (Faust II. 3, Euphorion). Denn — wie er selbst in den „Aphorismen aus Ottiliens Tagebuch" (in den Wahlverwandtschaften) es ausspricht: „Alles Vollkommene seiner Art muß über seine Art hinausgehen." Das Grundgesetz aller Verwandlung und alles Wechsels und damit des Lebens selber ist also Wachstum, Steigerung auch des Lebenswertes und der Lebenshöhe, empor bis zu dem bisherigen Gipfel der ganzen Natur, dem Menschen. Denn: „Das letzte Produkt der immer sich steigernden Natur ist der schöne Mensch." (Winkelmann, 1804.)

Allein auch hierbei bleibt Goethe wieder nicht stehen. An mehr als einer Stelle, nicht nur in dem bekannten Gespräch mit Falck und in den Wahlverwandtschaften, sprach er es aus: „Wer könne es denn wissen, ob nicht auch der ganze Mensch wieder nur ein Wurf nach einem höheren Ziele sei?"

Man sieht, Nietzsches große prophetische Vision vom Übermenschen, die bei ihm gewiß noch andere Züge trägt als bei dem Dichter des Faust, vorgebildet, vorgeschaut ist sie doch schon bei Goethe. Durchaus organisch erwächst sie aus Goethes neuem, dem eigentlich modernen Lebensgefühl; ebenso organisch wie allerdings auch bei Nietzsche aus dessen Urerlebnis, dem Dionysischen, was man, um auch Nietzsche wahrhaft gerecht zu werden, doch nicht vergessen sollte — wenn auch das Wort Übermensch weder von Nietzsche, noch auch von Goethe stammt, sondern von Herder. Insofern besteht eine tiefe, nicht nur geistesgeschichtliche, sondern auch metaphysische Verwandtschaft zwischen dem Übermenschen Faust und dem Übermenschen Zarathustra: Beide höchste Symbole jener innersten Wachstums- und Steigerungstendenz des Lebens selbst, das eben dadurch seine tiefsten Sinngesetze, seine eigene innere Idealität nur immer reiner und überwältigender offenbart.

Denn hier, auf der Stufe des Menschen, tritt ja noch ein neues Moment, eine neue Kraft hinzu: das Moment des Geistes. Und so wird für Goethe (wie auch für Schelling) die Geschichte zu einer organischen Um- und Fortbildung der Natur als schöpferische Selbstverwirklichung des schöpferischen Geistes. Damit ist die höchste Aufgabe des Universums irgendwie doch wieder in die Hände des Menschen gelegt.

Nie aber hat Goethe um dieser hohen Berufung willen die Gestalt des Menschen innerhalb des Ganzen gewaltsam isoliert, wie leider Nietzsche, dessen Übermensch ja schließlich an einer übersteigerten, nicht mehr organisch mit dem Lebensganzen verbundenen Idealität in überspannter Einsamkeit — wie Nietzsche selbst — zerbrach. Vielmehr hat Goethe alles Ideelle wie stets aus dem Leben selbst erwachsen, so auch stets mit ihm verbunden bleiben lassen und eben dadurch alle Dämonien, die auch in ihm gewaltig wirksam waren, durch die Macht des Genius, des Lebensgenius selber — weit mehr als Faust — verwandelt in Mächte der Kultur. Denn nun entsteht ein Letztes, ja wird erst möglich überhaupt: Gemeinschaft. Gemeinschaft mit dem Leben und der Natur, Gemeinschaft mit dem Kosmos und seinem geisterfüllten Grunde, Gemeinschaft mit den Menschen und allem, was Menschenantlitz trägt:

„Warum sucht ich den Weg so sehnsuchtsvoll,
Wenn ich ihn nicht den Brüdern zeigen soll?"

(Zueignung 1784.)

In dieser Maßhaltung und Mitte aber liegt vielleicht der tiefste Grund von Goethes Größe, d. h. von Goethes Harmonie. Das darf man wahrhaft klassisch, d. h. ein Vorbild nennen. Denn hier allein vielleicht wird alles Ideelle wahrhaft Leben und das Leben selbst zum Ideal.

Aus den „Hamburger Nachrichten" von Sonntag, 28. VIII. 1932.

„Weissagungen".

Von Kurt Sponholz.

Goethe sagt, tiefe Gemüter seien genötigt, in der Vergangenheit so wie in der Zukunft zu leben. „Das gewöhnliche Treiben der Welt kann ihnen von keiner Bedeutung sein, wenn sie nicht in dem Verlauf der Zeiten bis zur Gegenwart enthüllte Prophezeiungen und in der nächsten wie in der fernsten Zukunft verhüllte Weissagungen verehren. Hierdurch entspringt ein Zusammenhang, der in der Geschichte vermißt wird, die uns nur ein zufälliges Hin- und Widerschwanken in einem notwendig geschlossenen Kreise zu überliefern scheint." Diese Worte stehen am Eingang eines Aufsatzes von Joseph Bernhart-München, der als Schlußwort einer Artikelserie über „Weissagungen" im Augustheft der „Süddeutschen Monatshefte" erschienen ist. Eingangs behandelt Arthur Hübscher-München „Geschichtliche Weissagungen", eine eigene Betrachtung ist von Jakob Hildenbrand-Speyer „Nostradamus" gewidmet, dann bespricht Franz Xaver Seppelt die „Angebliche Papstweissagung des Malachias", Constantin Santer „Die Lehninsche Weissagung". Mit dem Aufsatz über den „Weltkrieg und Deutschlands Zukunft" von Eduard Stemplinger kommen wir dann mitten hinein in die aktuellsten Tatsachen. Nach einer Betrachtung über „Kirchliche Weissagungen" von Wilhelm Scherer schließt Joseph Bernhart dann die Reihe mit einer philosophisch zusammenfassenden Deutung des „Prophetischen". Es ist sicherlich sehr zu begrüßen, daß eine ernst zu nehmende Zeitschrift sich diesem Problem zugewandt und es in wissenschaftlich einwandfreier Weise kritisch behandelt hat. Hier wird in kritischer Weise Spreu vom Weizen gesondert, und dadurch gewinnt dasjenige an Weissagungen, das der Probe des Wissenschaftlers standhält, doppelt an Wert, während die zahlreichen angeblichen Prophezeiungen als die eigentlichen Hindernisse einer Einbeziehung und Einordnung des Prophetischen in den Sinnzusammenhang des Geschehens vom denkenden Menschen aus entfernt werden. Scharf wird die Trennungslinie gezogen zwischen wahren und falschen Propheten; was bei dieser kritischen Sichtung als Ergebnis resultiert, kann als gesichert gelten; wir stehen damit auf einem Punkt, von dem aus der „beliebte Schluß: Ich kann es nicht glauben, also kann es nicht sein und also war es nicht" sich eindeutig als Trugschluß erweist, der „von der Wirklichkeit widerlegt und mithin abzuweisen" ist. Joseph Bernhart unterscheidet streng zwischen „Wahrsagen" und „Weissagen". Nur der „Weissager", der Prophet im eigentlichen Sinne ist jener im tiefsten Inneren von „Gott besessene" Mensch, dessen „Wahrsehen" nur möglich ist in „tiefer sittlicher Beteiligung an geschichtlichem Handeln und Erleiden." Am Beispiel von „Urbild und Maß des Prophetischen", wie es „die Großen in Israel von Amos bis auf Daniel" sind, veranschaulicht Bernhart, was er meint. „So wird man aus dieser höchsten Art und Kraft des Prophetischen die beiden Merkmale der Dienstschaft in einem höheren Auftrag zur Mitgestaltung geschichtlichen Lebens und das andere des Vor-

blickens in einen wünschenswerten oder zu fürchtenden Gang der Dinge sehen dürfen." Eine Erklärung der unleugbaren Tatsache der Prophetei suchen wir allerdings vergeblich. Auch die Metaphysik vermag hier eigentlich „mehr dem kausalen Bedürfnis zu genügen, als eine lückenlose Erklärung aufzuweisen." Die „Verknüpftheit aller Dinge am ewigen Ort" muß als Erklärung ausreichen, wonach „das Zukunftsschauen im großen, allseitigen Zusammenhang des Alls begründet liegt." „Wir sehen die Dinge, weil sie sind, die Dinge aber sind, weil Gott sie sieht. Ein mattes Wetterleuchten dieser Allsicht erhellt für Augenblicke auch das Auge des Propheten."

Wenden wir uns nunmehr dem Tatsachenmaterial zu, welches in großer Fülle und klarer Sichtung angeführt wird. Interessiert zwar hier auch im wesentlichen prophetische Weissagung, die auf unsere Zeit und die nähere Zukunft resp. Vergangenheit Bezug hat, so wollen wir doch unseren Lesern einige der verblüffendsten Treffer prophetischer Geister in bezug auf Ereignisse, die uns ferner liegen, nicht vorenthalten. Es sind dieses die berühmten Weissagungen des Nostradamus (1503—1566). Nostradamus (eigentlich Michel de Nostre Dame) war der Sproß einer ursprünglich jüdischen Familie, der sich nach vielseitigen Studien in der Mathematik, Philosophie und Medizin als Arzt in Aix und später in Salon niederließ. Die erste Ausgabe seiner Weissagungen erschien 1555, die zweite vollständige 1568. Die Weissagungen erstrecken sich nach Angaben des Nostradamus selbst bis zum Jahre 3797. Sie sind in Vierzeilern geschrieben, von denen je 100 zu einer Zenturie zusammengefaßt sind. Ursprünglich waren diese sicherlich historisch-chronologisch geordnet, später aber hat Nostradamus, um die Entzifferung zu erschweren, ja sie vor Erfüllung der betr. Weissagung unmöglich zu machen, die Vierzeiler durcheinandergeworfen. Die Sprache ist zudem schwer verständlich, da Nostradamus absichtlich ungewöhnliche Ausdrücke und Satzkonstruktionen verwendet, Worte umkehrt oder Buchstaben verstellt. Alles dieses aus einer Scheu, seine Geheimnisse aller Welt offen kundzutun, wie er in einem lateinischen Verse (Zenturie IV, Vers 100, der *sicher* an den Anfang gehört) sich ausdrückt: „Wer diese Verse liest, soll reichlich überlegen, das profane, unwissende Volk soll sie nicht in die Hand nehmen; alle Astrologen, Barbaren, Dummköpfe sollen fern bleiben. Wer anders handelt, sei mit Recht verflucht." Wir geben im folgenden statt aller Schilderungen einige Proben erfüllter Weissagungen in deutscher Übersetzung, von denen Le Pelletier 1867 etwa 300 als erfüllt bezeichnen zu dürfen glaubte.

IX, 18. Der Träger des Lilienszepters wird, vorher Dauphin,
sich zum Herrn von Nancy machen.
Bis nach Flandern wird er einen Kurfürsten des Reiches schützen.
Ein neues Gefängnis für den großen Montmorency,
Der nicht auf dem gewöhnlichen Hinrichtungsplatz
einer berühmten Strafe (oder: dem Clerepeyne) überliefert wird.

Und dazu nun die Erfüllung: „Ludwig XIII., der vorher den Titel Dauphin trug, besetzte am 24. September 1633 Nancy, bisher freie Reichsstadt, und zog dann mit seinem Heer zum Schutze des Kurfürsten von Trier, der vom Kaiser abgefallen war, bis nach Flandern. Kurze Zeit vorher wurde

Montmorency wegen Rebellion in das neue Stadtgefängnis von Toulouse eingekerkert und im Gefängnishof, nicht auf dem öffentlichen Richtplatz, von einem Soldaten namens Clerepeyne enthauptet." Nicht minder verblüffend ist folgender Vierzeiler:

IX, 34. Der Gatte allein, voll Trauer, wird mit der phrygischen Mütze bedeckt werden
Nach seiner Rückkehr. Angriff wird erfolgen auf die Tuilerien
Durch 500 Mann. Er wird verraten von dem Titelträger
Narbon und den Wächtern übergeben von Sauce, Nachkomme von Ölhändlern.

Und wie war der geschichtliche Verlauf? „Nach der Rückkehr Ludwigs XVI. von Varennes stürmte der Pöbel die Tuilerien und setzte dem König die rote Mütze auf ... Narbonne war Kriegsminister Ludwigs XVI., Sauce war Lichtzieher und Krämer und ließ als Bürgermeister von Varennes den König, der sich mit seiner Familie einige Zeit in seinem Laden aufhielt, durch die Wache verhaften. Fünfhundert Revolutionäre aus Marseilles stürmten in der Nacht vom 9. auf 10. August 1792 die Tuilerien. Als Nostradamus diesen Vers schrieb, existierten die Tuilerien noch nicht." (Die Tuilerien haben ihren Namen von den früher an diesem Platz befindlichen Ziegeleien.) Wir übergehen hier die Weissagungen, die sich ferner mit der Französischen Revolution, dem Aufstieg und dem Fall Napoleons, sowie mit der Restauration befassen, um zu denen zu kommen, die sich offensichtlich auf den Weltkrieg beziehen. Den Angriff Hindenburgs auf St. Quentin weissagt IV, 8.

Die große Stadt wird durch einen schnellen und plötzlichen Angriff
Zur Nacht überrascht werden. Die Wachen werden durchbrochen:
Die Vorposten und Wachen bei St. Quentin.
Getötet werden die Wachen und erbrochen die Tore.

„Die große Stadt, Paris, wird nicht belagert, sondern durch den plötzlichen Angriff bei St. Quentin in Schrecken versetzt. Der Ausgang des Kampfes wird bei Nostradamus niemals angegeben."

Oder:

Zwischen Bayonne und St. Jean de Lux wird das Vorgebirge des Mars erbaut werden.
Den Anstrengungen des Nordens wird eine Hure das Licht nehmen.
Dann wird er im Bett erstickt ohne Hilfe.

„Zwischen Bayonne und St. Jean wurden für die Amerikaner große Landungsplätze und Truppenlager hergerichtet. Der Norden ist Deutschland, die Hure ist die staatliche Umwälzung, die Deutschland die letzte Kraft nahm. Deutschland, hilflos wie ein Kranker im Bette, wurde erstickt, gänzlich

zu Boden gedrückt. Nostradamus ist Royalist und nennt die Republik häufig mit dem Namen Hure." Daß das Wort „Mars" bei Nostradamus den Weltkrieg bedeutet, ist erst nach Erfüllung der auf den Weltkrieg sich beziehenden Weissagungen deutlich geworden. Le Pelletier glaubte noch, daß mit dem Worte „Mars" ein großer Monarch gemeint sei. Dieses ist wieder ein Beispiel dafür, wie schwierig die richtige Deutung der Weissagungen des Nostradamus ist, ehe sie in Erfüllung gegangen sind. Eine Prophezeiung der deutschen Revolution:

Durch den Sieg des betrogenen Betrügers
Von zwei Brüchen der erste, die deutsche Revolution:
Der Chef und sein Sohn ermordet im Zelt,
Nachdem Florenz und Imola in der Romagna heftig verfolgt hat
(oder verfolgt wurde).

„Im betrogenen Betrüger glaubt Loog (Die Weissagungen des Nostradamus, Johannes Baum Verlag, Pfullingen i. Württ. 1921) Frankreich zu erkennen, das von England um die Früchte des Sieges gebracht werde. Die deutsche Revolution kam im November 1918, die italienische müßte noch kommen und dem „Chef" und seinem Sohn das Leben kosten."

Die Besetzung und Befreiung des Rheinlandes:
Orte, tiefer als Lothringen von Niederdeutschland werden geeint
Durch die belagerten Picarden, Normannen und die vom Maine.
Und mit den Ländern werden sie sich wieder vereinen.

„Tiefer als Lothringen liegt das Rheintal. Die Sieger sind die feindlichen Truppen aus der Picardie, Normandie und Maine, die vorher von den Deutschen zurückgeworfen worden waren und dann die Rheinlande besetzten. Nostradamus sah voraus, daß die deutsche Republik aus Teilrepubliken, Ländern, bestehe, wie die Schweiz aus Kantonen. Er gibt den Ländern diesen Namen. 1930 kehrte jeder besetzte Teil des Rheinlandes wieder zu zu seinem Lande zurück."

Die Dauer der Weltherrschaft Englands prophezeit X, 100:

Die Weltherrschaft wird sein für England
Das Allmächtige, an Jahren mehr als dreihundert.
Große Truppenmassen ziehen zu Land und zu Meer.
Die Lusitanier (Portugiesen) werden damit nicht zufrieden sein.

„Der Aufstieg Englands zur Weltherrschaft begann nach Vernichtung der spanischen Armada 1588. Es dauerte längere Zeit, bis England die volle Beherrschung der Meere erreicht hatte. Die Weltherrschaft soll aufhören, wenn große Truppenzüge zu Land und zu Meer vor sich gehen. Das geschah im Weltkrieg. Natürlich sinkt die Herrschaft allmählich. England beherrscht

die Meere nicht mehr allein." Auf jüngste Vergangenheit (oder die nächste Zukunft?) scheint sich die folgende Weissagung zu beziehen, die ein großes Priestermorden voraussagt:

Das Blut der Priester wird ausgegossen
Wie Wasser in so großer Fülle,
Und lange Zeit wird es nicht aufgewischt,
Weh, weh, für den Klerus Vernichtung und Qual.

Ein kommendes Großdeutschland weissagt der Vers:
Übertragen wird auf Großdeutschland
Brabant und Flandern, Gent, Brügge und Boulogne.

Soweit Nostradamus. Man wird zugeben müssen, daß neben sehr allgemein gehaltenen Sprüchen einzelne zu finden sind, die als Treffer nicht weggeleugnet werden können; dazu gehen sie zu sehr in die Details. Wir erinnern hier namentlich an die Vierzeiler, die die Ereignisse der Französischen Revolution betreffen. Nicht minder verblüffend ist der Quatrain auf Ludwig XIV. und das Schicksal Montmorencys. Weniger deutlich erscheint natürlich die Prophezeiungen zum Weltkriege, weil uns der nötige Abstand von den Ereignissen mangelt, der eine klare Sicht erst ermöglicht.

Unter den Weissagungen aus neuester Zeit nehmen diejenigen eines im Jahre 1840 auf dem Sinai verstorbenen Franziskaners eine bedeutungsvolle Stellung ein. Sie wurden zuerst 1849 gedruckt in der Schrift eines Dr. Johannes „Prophezeiungen über Asien, Afrika und Amerika" und wurden dann in die 2. Auflage des „Buches der Wahr- und Weissagungen" (1850) aufgenommen. Arthur Hübscher führt in seinem Aufsatz „Geschichtliche Weissagungen" folgende Stelle daraus an: „Die Könige von Sardinien und Neapel werden verschwinden. Rom wird die Residenz des neuen Italiens werden . . . Italien wird frei sein und der Fels der katholischen Kirche bleiben. Alle übrigen Fürsten [Italiens] werden aufhören zu regieren."

„Rußland wird der Schauplatz der größten Greueltaten werden. Hier wird es den mächtigsten Kampf kosten. Viele Städte, Dörfer und Schlösser werden verwüstet werden. Eine grausame Revolution wird die Hälfte der Menschen hinopfern. Die kaiserliche Familie, der ganze Adel und ein Teil der Geistlichkeit wird ermordet werden. In Petersburg und Moskau werden die Leichen wochenlang auf der Straße liegen bleiben. Das Russische Reich wird in verschiedene Teile geteilt werden."

„Polen aber wird selbständig und eine der ersten Großmächte Europas werden."

„Eine alte, ehrwürdige Monarchie [Österreich] wird nach vielen Kämpfen blutig in sich zerfallen. Aber der Genius des alten Herrscherhauses wird die Dynastie beschützen."

„Die Könige und Fürsten Deutschlands werden abdanken, dem Könige von Preußen aber ist schweres Leid vorbehalten."

In die Zukunft weist offenbar folgende Weissagung:

„Die deutschen Länder Österreichs werden sich an Deutschland anschließen und fest zusammenhalten. Keine Königreiche und Fürstentümer werden mehr bestehen, sondern nur ein Deutschland wird sein, und ein Zweig des Kaiserstammes wird die Krone tragen. Dieser wird Deutschland befestigen, und unter seiner weisen Regierung wird Eintracht und Wohlstand wieder herrschen, und Deutschlands Macht wird über alle anderen Reiche hervorleuchten. Denn Gott ist mit diesem Regentenhause."

Eine Deutung dieser Prophezeiungen erübrigt sich. Ihre Genauigkeit ist verblüffend. — Neben einer ganzen Reihe von offenbaren Fehlprophezeiungen, zu denen im wesentlichen auch die Weissagungen der vielbesprochenen Madame de Thèbes gehören, finden wir dann wieder derartige Treffer, wie den Wahrtraum des Bischofs Dr. Josef von Lanyi, des ehemaligen Erziehers des Erzherzogs Franz Ferdinand. Er schreibt darüber: „Am 28. Juni 1914, ¼4 Uhr früh, erwachte ich aus einem schrecklichen Traum. Mir träumte, daß ich in den Morgenstunden an meinen Schreibtisch ging, um die eingelangte Post durchzusehen. Ganz oben lag ein Brief mit schwarzen Rändern, schwarzem Siegel und dem Wappen des Erzherzogs ... Ich öffnete den Brief und sah am Kopf des Briefpapiers ... ein Bild wie auf Ansichtskarten, welches eine Straße und eine enge Gasse darstellte. Die Hoheiten saßen in einem Automobil; ihnen gegenüber saß ein General, neben dem Chauffeur ein Offizier. Auf beiden Seiten der Straße eine Menschenmenge. Zwei junge Burschen springen hervor und schießen auf die Hoheiten. Der Text des Briefes ist wörtlich derselbe, wie ich ihn im Traum gesehen. Er lautet: „Eure bischöflichen Gnaden! Lieber Doktor Lanyi! Teile Ihnen hiermit mit, daß ich heute mit meiner Frau in Sarajewo als Opfer eines politischen Meuchelmordes falle. Wir empfehlen uns Ihren frommen Gebeten und hl. Meßopfern und bitten Sie, unseren armen Kindern auch fernerhin in Liebe und Treue so ergeben zu bleiben wie bisher. Herzlichst grüßt Sie Ihr Erzh. Franz Sarajewo, 28. Juni 1914, ¼4 Uhr morgens." Zitternd und in Tränen aufgelöst sprang ich aus dem Bett, sah auf die Uhr, die ¼4 Uhr zeigte. Ich eilte sofort zum Schreibtisch, schrieb nieder, was ich im Traume gelesen und gesehen ... Mein Diener trat denselben Morgen um ¾6 Uhr in mein Arbeitszimmer, sah mich blaß dasitzen und den Rosenkranz beten ... Ich sagte ihm: „Rufen Sie gleich meine Mutter und den Gast, ich will gleich die hl. Messe für die Hoheiten lesen; denn ich hatte einen schrecklichen Traum." Mutter und Gast kamen um ¾7 Uhr herbei. Ich erzählte ihr in Anwesenheit des Gastes und des neugierigen Dieners den Traum. Dann ging ich mit ihnen in die Hauskapelle für die Hoheiten zelebrieren. Der ganze Tag verging in Angst und Bangen, bis mir ein Telegramm aus Wien um ¼4 Uhr nachmittags die schreckliche Nachricht brachte, daß die Hoheiten in Sarajewo ermordet wurden." Dazu bemerkt Eduard Stemplinger, der Verfasser des Artikels „Der Weltkrieg und Deutschlands Zukunft", dem obige Stelle entnommen ist, folgendes: „Die Erhebungen Prof. Dr. Ludwigs-Freising bestätigen die Echtheit des Traums. **Alles, was der Bischof sah, erfüllte sich tatsächlich.** Nur warfen die Attentäter die Bomben nicht gleichzeitig, sondern in einem Abstand von 200 m und nach einer halbstündigen Pause. Daß sie gleichzeitig schossen, steht aber auch

nicht in dem aufgezeichneten Wahrtraum." An einer anderen Stelle berichtet Stemplinger von den „seltsamen Weissagungen des sog. Mühl-Hiasl von Apoig im Bayerischen Wald". Seine Weissagungen pflanzten sich „schon wegen ihrer urwüchsigen und bildhaften Sprache im Volke fort." Befragt, wann seine Voraussagungen eintreffen sollten, wies er auf einen kleinen Buben mit den Worten: „Der wird's nicht erleben, seine Kindeskinder auch nicht, aber deren Kindeskinder werden es erleben." Das wären 5 Geschlechterfolgen, ungefähr 150 Jahre, träfe also auf unsere Zeit. (Der Mühl-Hiasl ist um die Mitte des 18. Jahrhunderts geboren.)

„Er teilte seine Zukunftsbilder in drei Zeiträume ein, die er die „erste Zeit", den „großen Krieg" und das „große Abräumen" nannte. Für die „erste Zeit" verkündete er neben Änderung der Kleidung und Lebensgebräuche vor allem Umwälzungen im Verkehr, die den Zeitgenossen vor 150 Jahren in der Tat als Ausgeburten eines Narren erscheinen mußten. Einmal stand er auf dem Fußweg vom Oberaltaich nach Hunderdorf oben auf der Höhe der Kleinlindacher Berge, von wo aus man das ganze Donautal von Regensburg bis Plattling überschaut, und sagte: „Wenn die schwarz Straß von Passau heraufgeht, wenn die eiserne Straß über die Donau herüberkommt, wenn der eiserne Hund in der Donau heraufbellt, wenn die Wägen ohne Röß und Deichsel fahr'n, nachher steht's nimmer lang an." In Apoig (an der Strecke Bogen-Cham) zeigte er auf eines Meters Länge genau den Lauf der künftigen Eisenbahnstrecke an . . . „Der „große Krieg" wird kommen, wenn im Vorwald draußen die eiserne Straß fertig ist." Am 1. August 1914 wurde die Bahnstrecke Kalteneck—Deggendorf im Vorwald eröffnet, am 2. August wurden schon die ersten Einberufenen darauf befördert. „Durch einen Kleinen geht der Krieg an, und durch einen Großen, der übers Wasser kommt, wird er gar." Es liegt nahe, an Serben und Amerikaner zu denken.

„Nach dem Krieg meint man, Ruh ist, ist aber keine" — fährt der Mühl-Hiasl fort. „Die hohen Herren sitzen zusammen und machen Steuern aus. s'Geld wird keinen Wert mehr haben, um 200 Gulden wird man keinen Laib Brot kriegen, es wird aber keine Hungersnot sein. Das Geld wird zu Eisen, — um ein Goldstück kann man einen Bauernhof kaufen. Die Leut werden in der Luft fliegen wie die Vögel. Ein großer weißer Vogel wird in den Wald kommen . . . Die hohen Herren machen Steuern aus, die kein Mensch mehr zahlen wird. Viele neue Gesetze werden gemacht, doch nimmer ausgeführt. Nachher gehts an. In der Stadt wird alles drunter und drüber gehn, und der Bruder wird seinen Bruder nicht mehr kennen, die Mutter ihre Kinder nicht. Die Mannsbilder werden sich tragen wie die Weiberleut und die Weiberleut wie die Mannsbilder. Die Bauern werden sich hohe Zäun' ums Haus machen und aus dem Fenster auf die Leut schießen." In ihrer Treffsicherheit und Naivität zugleich sind diese Weissagungen des einfachen Bauern aus dem Bayrischen Wald geradezu köstlich. Das „große Abräumen" beginnt. „Wer's überlebt, muß einen eisernen Kopf haben. Auf der Straß von Pilmersberg nach Straubing (Straubing—Stätlwang—Cham) kommen sie einmal raus, diese Rotn, d'Rotjankerl." Als man diese Äußerung auf die rotbehosten Franzosen bezog, berichtigte er: „Franzosen sind's nicht, rote Hosen haben's auch nicht,

aber die Roten sind's." — Ganz richtig sagt Stemplinger über diese Prophezeiungen: „Diese Äußerungen des Waldpropheten überraschen gegenüber allen vorgenannten dadurch, daß sie Begebenheiten, Neuerungen, Erfindungen behandeln, die vor 100 und 150 Jahren nirgends zur Erörterung standen, vor allem bei einem Manne des Bayrischen Waldes, der damals von jedem Verkehr abgeschlossen war, Verwunderung erregen müssen." Nach ganz schlimmen Zeiten soll dann die Wendung kommen: „Wenn die Leut g'reutert (durchgesiebt) sind, kommt wieder eine gute Zeit. Wer noch lebt, kriegt ein Haus geschenkt und Grund, soviel er mag. Je mehr Hände einer hat, desto mehr wird er gelten. Das „Gelobt sei Jesus Christus" wird wieder Gruß sein . . ."

Den Zweiflern möchten wir eine kleine Geschichte nicht vorenthalten, die Arthur Hübscher in seinem Aufsatz „Geschichtliche Weissagungen" erzählt. Im Jahre 1522 erschien zu Berlin eine „Prognosticatio" von Johannes Carion. In seiner „Geschichte der menschlichen Narrheit" machte sich noch im Jahre 1787 Adelung über diesen Propheten lustig: „Noch unbarmherziger soll es in dem Jahre 1789 ergehen; das sollte das schrecklichste unter allen seyn, indem in demselben große und wunderbare Geschichte, Veränderungen und Zerstörungen vorfallen würden. Allein, so sehr sich der Narr in Ansehung des 1693-sten Jahres betrogen hat, so sehr wird er vermutlich auch 1789 zum Lügner werden." Nun, der Mann der Aufklärung Adelung hat hier sehr mit Unrecht gespottet. Aber Adelung steht mit dem bloßen Spott auch schon am Ende einer Entwicklung, er gehört schon zu den letzten, die in der platten Freude am Bloß-Verstandesmäßigen sich nicht genug tun können. Wir wissen, daß die Romantik es wiederum wagte, auch das Prophetische als berechtigt in das System ihrer Weltanschauung hineinzunehmen. Aber schon Leibniz schrieb 1703 die untenstehenden Worte, die der landläufigen Meinung vom Wesen des Prophetischen und seiner Möglichkeit widersprechen: „Das alles durch ein festgestelltes Verhängniß herfürgebracht werde, ist ebenso gewiß als daß drey Mal drey neun ist. Denn das Verhängniß besteht darin, daß alles aneinander hängt wie eine Kette, und ebenso onfehlbar geschehen *wird, ehe* es geschehen, als *onfehlbar* es geschehen *ist*, wenn es geschehen. Hieraus sieht man nun, daß alles mathematisch, das ist onfehlbar zugehe in der ganzen weiten Welt, sogar, daß wenn einer eine genugsame Insicht in die innern Theile der Dinge haben könnte, und dabei Gedächtniß und Verstand genug hätte, umb alle Umbstände vorzunehmen und in Rechnung zu bringen, würde er ein Prophet seyn, und in dem Gegenwärtigen das Zukünftige sehen gleichsam als in einem Spiegel. Denn gleichwie sich findet, daß die Blumen, wie die Thiere selbst schon in dem Saamen eine Bildung haben, . . . so kann man sagen, daß die ganze künftige Welt in der gegenwärtigen stecke und vollkommentlich vorgebildet sey . . ." Es ist in diesen Worten fraglos etwas, das anklingt an eine organische Betrachtungsweise des historischen Geschehens, nicht eine bloß unter dem Gedanken des Kausalgesetzes stehende, wie der Hinweis auf die mathematische Unfehlbarkeit des Geschehens einen glauben machen könnte. Das organische Werden ist ja nicht nur kausal bestimmt, sondern auch final. Wenn Leibniz daher auf Blumen und Tiere zum Vergleich hinweist, die schon „in den Saamen eine Bildung haben", so heißt das nichts anderes

als eine Anerkennung des Gedankens der Zielstrebigkeit, der Entelechie, der Finalität. Von dieser Einstellung aus ließe sich nun vielleicht auch eine Anerkennung der Prophetie trotz ihrer Unerklärbarkeit vom philosophischen Standpunkt aus rechtfertigen. Das größte Problem aber bleibt hierbei noch immer, wie eine solche Anerkennung der Prophetie mit dem Gedanken der menschlichen Willensfreiheit in Einklang gebracht werden kann. In der Einleitung des Heftes „Weissagungen" der „Südd. Monatshefte" findet der Verfasser folgenden, nicht uninteressanten Ausweg: „Es ist möglich, daß in einer Dimension des Erkennens nur Dinge vorausgesagt werden können, die in den gegenwärtigen Verhältnissen vorgebildet sind (das würde der Prophetie im Sinne Leibniz' entsprechen), sich aus ihnen entwickeln lassen, in einer anderen Dimension des Erkennens aber auch die Entscheide des freien Willens vorausgesehen werden, wobei allerdings angenommen werden muß, daß Freiheit und Unfreiheit nicht nur verschiedenen Dimensionen des Erkennens, sondern auch des Handelns angehören ... Es ist, wie wenn immer zwei Möglichkeiten in den Sternen geschrieben wären, die beide nach einem Willensentscheid eintreten und beide vorausgesehen werden können." Schopenhauer weiß von einem Traum zu erzählen, der auf seinen Tod im Jahre 1831 hindeutete und der ihn veranlaßte, Berlin zu verlassen, als 1831 die Cholera ausbrach. Er nennt diesen Traum einen solchen von „hypothetischer Wahrheit", das heißt „wenn ich geblieben wäre, wäre ich an der Cholera gestorben." —

Die Schwierigkeiten in der Frage der Einordnung der Prophetie als berechtigten Tatsachenbestandteils in ein weltanschauliches Gebäude, in dem die Anerkennung des freien Willens zugleich Grundlage ist, sind gewiß nicht gering. Aber wir vertreten ja auch nicht die Ansicht, daß sich eine Weltanschauung aus rein rationalen Erkenntnissen aufbauen ließe. Kommt der moderne Mensch nicht täglich mit jener wunderbaren Energie, die wir Elektrizität nennen, in Berührung, hat er sie nicht in unerhörter Weise seinen Zwecken dienstbar gemacht, so daß man meinen müßte, er wisse genau, was Elektrizität sei? Und doch hat bis heute noch keiner erklären können, was Elektrizität ist. In diesem Sinne erinnern wir an ein Wort Lessings: „Des Wunder höchstes ist, daß uns die wahren, echten Wunder so alltäglich werden können." („Nathan der Weise".)

Überschauen wir das oben Berichtete, so wird sich eine ganz klare Erkenntnis sicherlich gewinnen lassen, und zwar die Erkenntnis von dem tatsächlichen Vorhandensein der prophetischen Gabe einzelner Menschen. Weiter hineinzudringen in das Wesen, in die Gesetzmäßigkeit der Prophetie ist uns verwehrt. Es ist letzten Endes doch so, wie Joseph Bernhart in dem schon genannten Schlußaufsatz sagt: „In der Scheu der großen Propheten, das Geheimnis ihrer inneren Vorgänge preiszugeben — einer des Alten Bundes ruft: Secretum meum mihi, secretum meum mihi! — scheint sich für alles Fragen nach dem Wieso die Warnung aus dem letzten Lebensgrunde zu signalisieren: Zurück vom Geheimnis!"

Kurt Sponholz.

Goethe und kein Ende.

So lautete vor Jahr und Tag einmal der Titel eines nicht unklugen Buches — aber? Sollen wir wirklich schon Schluß machen mit Goethe, nachdem wir doch — ehrlich gesagt — erst am Anfang stehen? Es hat immer Leute gegeben, die „nicht wahr haben wollen," was ewig wahr bleibt und bleiben wird. So steht es auch um den „Umgang mit Goethe". Man läßt sich hier und da einmal ein kluges Wort von ihm oder über ihn gefallen, aber nicht zu viel, man meidet den „Umgang", denn wer kann's wissen, ob nun das viele Gerede von ihm und über ihn „wahr" ist?

Diesen Zweiflern und im Verkehr mit Goethe Ökonomischen möchten wir den Aufsatz von Kaubisch besonders ans Herz legen: er ist kristallklar geschrieben und tief durchdacht und gibt als Lebensidee Goethes ein Bild seines Wesens — so tief und reich, wie das Leben selbst. Aller Reichtum seiner Weisheit steckt in dieser Gesamtüberschau.

Und da wollen wir nur auf Eines hinweisen, um zu zeigen, wie jeder Einzelteil des Gesamtbildes wieder von sich aus neue Blätter und Blüten treibt.

Da steht (p. 130) der Satz: „Shakespeares dichterische Gestalten sind in sich völlig abgeschlossen und infolgedessen fast alle dem Universum gegenüber isoliert . . . Ganz anders die Gestalten Goethes! Sie sind fast alle zuinnerst irgendwie verbunden mit dem Ganzen, mag man dieses Ganze nun Kosmos oder Universum oder Menschheit nennen . . ."

Der Philosoph G. Simmel hat in einem seiner geistvollen Aufsätze auf diesen Unterschied zwischen Shakespeare und Goethe hingewiesen. Er vergleicht Shakespeares Gestalten mit plastischen Bildwerken, die im Raum für sich geschlossen, dem Blick der Zuschauer von allen Seiten zugänglich stehen. Sie sind ganz in sich und diese Ganzheit übersehen wir mit einem Blick, weil sie gewissermaßen allein, für sich sind. Lear — die Tragödie der Autorität, Othello — die Tragödie der Eifersucht, Romeo und Julia — die Tragödie der Liebe u. s. f. Alles Gestalten, die ihren besonderen individuellen Sinngehalt ganz verkörpern, typisch für das Problem der Eifersucht, das Problem der Autorität — als Spannung zwischen Herrschaft und Liebe. Vergeblich wird man danach fragen, wie Othello oder Lear in ihrem Verhältnis zur Welt stehen, wie ihre Weltanschauung aussieht?

Ganz anders bei Goethe: jede seiner Gestalten ist, wie Kaubisch sagt, „mit dem Ganzen verbunden", d. h. wir sehen ihr Bild, wie durch einen Spalt! Der Dichter zeigt uns nicht ihre Ganzheit, aber hinter dem Bildausschnitt, den er uns zeigt — wächst ihr Umfang in die Welt hinein, die Gestalt weitet sich ins Unermeßliche. So auch das Bild Goethes, das uns Kaubisch zeigt: seine „Lebensidee" — scheinbar bloß eine Seite seines Wesens und doch ahnen wir hinter solchem Ausschnitt etwas unendlich Weites, „Umfassendes", wie er selbst jene höchste Stufe des Menschtums nannte, die dem Menschen erreichbar ist.

Es ist vielleicht eines der trostreichsten Zeichen der trüben Gegenwart, daß wir uns heute wieder auf den Sinn des Lebens besinnen, nicht nur wie Goethe es dachte, sondern wie er es selbst bewußt und unendlich reich gelebt hat.

„Goethe und kein Ende" — so sollte heute unser Bekenntnis lauten, denn

„Kein Wesen kann zu nichts zerfallen!
Das Ew'ge regt sich fort in allen,
Am Sein erhalte dich beglückt. —

R. v. E.

Kritik zur Kritik.

Josef Hofmiller[1]), der kluge Erzähler und scharfe Kritiker hat einen Gesinnungsgenossen in Otto Forst de Battaglia entdeckt, der in seinem „Kampf mit dem Drachen" sein Schwert „in zehn Kapiteln" gegen das heutige deutsche Schrifttum schwingt. Im ersten Kapitel — so berichtet Hofmiller — „nimmt er (Battaglia) sich die Talmi-Historiker vor, wie Emil Ludwig und Stefan Zweig, die „hohen Meister von ausgefallenen Einfällen . . ." „Sind diese historisierenden Schaumschläger", so unterbricht der Berichterstatter die Schwerthiebe des Kritikers, „letzten Endes nicht lauter Sprößlinge des verflossenen Maximilian Harden, Schmöcke von „Format" und im Konversationslexikon „verankert"? Auch Keyserling schneidet unter der zweischneidigen Klinge der beiden Kritiker nicht glücklich ab: „Die Philosophen rühmen sein Werk um seiner literarischen Vorzüge willen und die Schriftsteller ob seines tiefen Gehalts . . . Nur mit dem Salonschwatz der französischen Aufklärungszeit läßt sich dieser aus den heterogensten Elementen zusammengebraute Drink der Weisheit vergleichen . . ."

Das vierte Kapitel, „Landschaft und Dichtung", „ist zuerst Berlin, dann als dessen polarem Gegensatz, dem unsterblichen Wien" gewidmet. „Etwas vom Geistvollsten, was je über beide Städte geschrieben worden ist." Eine allgemeine Bemerkung zur Auflagenzahl deutscher Werke: „Lorbeeren und hohe Auflagen ernten entweder die schlechten Werke guter Autoren", oder aber Autoren, „die für den Stand der deutschen Erzählung von heute ganz bestimmt nicht als repräsentativ angesehen werden können" (etwa Klabund, Stefan Zweig, Edschmid, Feuchtwanger, Remarque).

„Fürchterlich ist das Gestammel der Kritik und des ihrer Schreibe verschriebenen Leserkreises, die Betriebsamkeit mit Genie verwechseln, Gestammel mit Ekstatik, Unflat mit Kraft, Lüsternheit mit Natürlichkeit, Verkrampfung mit Stilkunst, Humorlosigkeit mit Würde, Gewitzel mit Humor u. s. w."

„Die Links-Kritik lobt grundsätzlich die falschen Autoren . . . Nun will es das Schicksal, daß die ganz großen Begabungen heute fast alle auf der rechten Seite zu finden sind: Emil Strauß, Hermann Hesse, die Handel-Mazetti, Kolbenheyer, Hans Grimm, Hermann Stehr, Hans Carossa."

„Tatsache ist, daß die überwiegende Leistung quantitativ und qualitativ der Rechten gehört, der im literarischen Bereich die Mitte ohne weiteres zugerechnet werden muß. Tatsache weiter, daß diese Sachlage vor dem Ausland und vor den deutschen Lesern, die Gesinnungsgenossen der dadurch Geschädigten inbegriffen, verborgen, ja ins Gegenteil verkehrt wird." Also — man lese nach wie vor von Links nach Rechts, wähle sich aber seine Autoren von Rechts nach Links!

Im weiteren Verlauf dieser „schlagfertigen" Kritik wird das heutige Theater behandelt. Es kommt nicht gut weg. „Der gebildete Teil des Publikums hält sich wohlweislich fern (vom Schauspiel), weil es sich seinen „Tell" oder „Hamlet" durch einen aus purem Mißverständnis noch nicht in einer Heilanstalt geborgenen Regisseur nicht verpatzen lassen mag."

Zum Sternheimschen Dramenstil noch ein paar Worte: „ich glaube — schreibt der Kritiker — daß überhaupt die Komödien erst in gemeinem Deutsch abgefaßt waren und dann jeder einzelne Satz eine Gliederverrenkung erleiden mußte. Man ist zeitgemäß und vollzieht noch ehe die Umstellung der Wirtschaft kam, die der Fürwörter. Man ist zeitgemäß und unterdrückt die Zeitworte, wenn man an seine Zeit Worte richtet . . ." „Das Buch läßt sich in eine einzige Frage zusammendrängen: „wann endet die große Täuschung, in der Deutschland über die anderen, die anderen über Deutschland, die Deutschen über ihre eigene Literatur befangen sind?"

R. v. E.

[1]) Süddeutsche Monatshefte. August 1932. Heft 11.

Schriftleitung: Dorpat, Teichstr. 30. * Verantwortlicher Schriftleiter: Direktor Alfred Walter. * Herausgeber: Prof. Ernst Masing. Prof. Ernst Blessig. * Bezugspreis: für ein Halbjahr 1.50 Kr. (mit Zust. 1.60 Kr.); Deutschl. 2 Rmk.; Lettl. 2.25 Ls. Einzelnummer 0.25 Kr. * Best. empfängt: die Geschäftsstelle der „Revalschen Zeitung", Reval, Raderstr. 10. Postfach 51. * Zahlstellen (laut Konto „Estl. Verlagsgesellschaft Wold. Kentmann & Ko.") — in Riga: Rigaer Kreditbank; in Deutschland: Postscheckkonto Berlin 122602.

Gedruckt in der Estländischen Druckerei A.-G., Reval.

Aus deutscher Geistesarbeit

Monatsschrift für wissenschaftliche und kulturelle Fragen der Gegenwart

Schriftleitung: Dr. R. v. Engelhardt — Dorpat

Nr. 10 Freitag, den 21. Oktober 1932 8. Jahrgang

Die Flucht in die Spannungslosigkeit.

Von Thomas Breit.

„Spannungsloses Leben oder entspanntes Leben ist eine Form des Todes. Die Sehnsucht, die Pein der Spannung loszuwerden, ist nicht Bewältigung des Lebens, sondern dessen Untergang." „... Es sind Alterserscheinungen einer reifen und darum hinsterbenden Kultur, wenn die Sehnsucht nach widerspruchslosem, der Gefahr des Kampfes entnommenem Leben groß wird, wenn der Preis für unentbehrliche Sicherheiten und wünschenswerte Sicherungen wohl mit Geld, aber nicht mehr mit Blut bezahlt werden will. ... Man muß die weiteste Spannung in seiner Person zu bergen verstehen, wenn man zu innerlicher Macht gelangen will ..."

In obigen Sätzen ist Richtung und Sinn der geistvollen Ausführungen Thomas Breits in der „Zeitwende" (April 1932) klar ausgesprochen. Hier wird die im Bestreben nach Simplifizierung des Lebens und seiner Ausdrucksformen vergessene Wahrheit, daß „alles Leben auf Erden in die Spannung gestellt" ist, wieder ins rechte Licht gerückt. In fast dichterisch gehobener Sprache sucht der Verfasser das die ganze Schöpfung bestimmende und regulierende Spannungsverhältnis anschaulich zu machen: „Die Bahn der Sterne wird durch das Spannungsverhältnis bestimmt, indem sie mit dem Universum verbunden sind... Dem menschlichen Geist wird jede Erkenntnis geschenkt aus der Spannung, die zwischen Denken und Sein besteht. Geschichte beginnt erst da, wo Spannungen akut und bewußt werden... Nur in der Dämmerung der hereinbrechenden Nacht fließt der Erscheinungen bunte Fülle zur unterschiedslosen Einheit zusammen. Am hellen Tage gibt es ein Hier und Dort, ein Oben und Unten, treten die Dinge auseinander, gibt es Licht und Schatten, Grenzen und Gräben" ... „Die weiteste Spannung im Gesamt-Menschsein ist die Spannung zwischen der rein geistigen Region, die alles von Zukunft und Zweck her begreift und welcher der Begriff der Kausalität nichts ist, und der rein materialisti-

schen Wissenschaft, welcher der Ursachbegriff alles, der Zweck nichts ist."... Alles kommt darauf an, daß die Spannungen, die Widersprüche nicht nur als solche erkannt, sondern anerkannt werden. Das bedeutet keineswegs ein Sich-Abfinden, ein Resignieren, sondern ein lebendiges Bejahen der Spannung, die allein Leben bewirkt. Denn „wer aus Angst vor inneren Unbequemlichkeiten die Botschaft der Widersprüche verweigert, dessen Geist wird bestraft mit der Unfruchtbarkeit des Unglaubens."... „Jede durch menschlichen Vorwitz versuchte Entspannung in dem Prozeß der Geschichte, in dem Werden und Wachsen des Lebens entwertet das Leben, zerstört seine Fruchtbarkeit, vernichtet seine keimenden Kräfte." Das Leben zeigt sich, von welcher Seite wir es auch betrachten, stets nur in Gegensatzpaaren, die mit der Nennung von Philosophie gegen Philosophie, Licht gegen Finsternis, „erbärmlichem Behagen und Beharren" gegen den „Anspruch hoher sittlicher Forderungen", von Fleisch und Geist, Vernunft und Gewissen, Natur und Gnade, Deformation und Reformation, zwischen Ich und Du, die „sich suchen müssen, ohne sich je ganz zu finden" in ihrer Fülle nur angedeutet werden können. Und nun wendet sich der Verfasser im einzelnen den Spannungen auf geistigem, sittlichem, kirchlichem und religiösem Gebiet zu, um „deutlich zu machen, was unter der Flucht in die Spannungslosigkeit zu verstehen sei." Es ist nach dem Gesagten von vornherein klar, daß mit der Anerkennung des Spannungszustandes zugleich Front gemacht wird gegen jeglichen Materialismus und Monismus, gegen den sich die harten Worte richten: „Gar mancher bläst einen einzigen Gedanken zu einer neuen Philosophie auf und merkt nicht, daß dieses Gedankensystem nur deshalb so gewaltig groß und so lichtvoll erscheint, weil der leere darin umschriebene Raum so groß ist und weil des Himmels barmherzige Sonne so breit und prall darauf liegen kann. Aus kleinen, nicht einmal reinen Herzen werden imposante Gedankensysteme entwickelt, die auf ihren Sinn geprüft, nichts anderes sind als eine Rechtfertigung der eigenen Beschränktheit." Das alles ist „Flucht in die Spannungslosigkeit", aus Schwäche oder aus Feigheit; es ist zugleich Zeichen des Untergangs und Verfalls. In besonderer Weise ist es „Flucht in die Spannungslosigkeit", wenn der Mensch von seinen Bindungen, „von allen Hemmungen der Bodengebundenheit, der völkischen Bildung, des Einsatzes der eigenen Existenz, der Ehrfurcht vor dem Geheimnis und dem Wunder des Lebens, der Pietät vor dem Glauben der Väter" befreit und dann „den Sieg seiner Entschränkung in ausgelassener Lust" kostet. „Er schlägt das Erbe ernstester Erkenntnisarbeit und großer Erfahrung von Generationen in Trümmer, häuft die Scherben zu einem Berg und verkündigt von der Höhe dieses Berges neue Weisheit.... Aus der Verachtung fremder Führung und Geistigkeit erwächst ihm das Bewußtsein eigener Größe und Überlegenheit. Die Spannungslosigkeit wird System." Das ist der moderne Mensch, der „Gott hinter sich gelassen hat" und sich selbst „in den Prophetenmantel ewigkeitsschwerer Offenbarungen" hüllt. Ist nicht die sog. „neue Sachlichkeit" von diesem Gesichtspunkt aus als „Flucht in die Spannungslosigkeit" zu verstehen, d. h. als Flucht vor der Spannung zwischen Herz und Verstand, als Furcht vor dem Anspruch der Subjektivität, als Furcht vor

dem Problem. Ist nicht der Individualismus ebenfalls Flucht vor der Verantwortung der Gemeinschaft gegenüber. Und da doch letztlich alles menschliche Sein und Wesen religiös bestimmt ist, ist nicht der „Abfall von Gott", um einen komplizierten Vorgang geistesgeschichtlicher Art einmal mit einem schlichten Wort zu bezeichnen, ist nicht auch der Abfall von Gott nur Flucht vor der Spannung zwischen Gott und Mensch, Glauben und Wissen, Erfüllen und Erkennen? Breit nennt Erscheinungen unserer Zeit, die sich alle dem Begriff der „Flucht in die Spannungslosigkeit" unterordnen lassen. „Ob aus den spiritistischen Wünschen und Wirklichkeiten oder aus theosophischem Erkenntnisgut oder aus gnostischen Träumen oder aus astrologischer Weltschau Weltanschauungen abgeleitet werden, es sind dieselben Beweggründe wirksam, wie wenn Kultur und Kultus des Körpers, die Vergötzung des Sportes, die Sublimierung technischer Errungenschaften sich breit und protzig vor die verhöhnten Hilflosigkeiten und Verlegenheiten des Glaubens hinstellen, der doch jeden Tag aufs neue von den handfesten, sicheren, unumstößlichen Tatsachen gerichtet zu werden scheint. Auch die Radikalisierung der nationalen Leidenschaft, der sozialen Forderung, die Technisierung der geistigen Mitteilung, die Rationalisierung des Christentums, die Materialisierung der Offenbarung in der römischen Messe ist Flucht in die Spannungslosigkeit, ist Selbsterlösung des Menschen, der mit dem Geist antworten will auf die Frage nach der Wahrheit." Uns will scheinen, daß nicht allein die „Radikalisierung der nationalen Leidenschaft" im Sinne einer Flucht in die Spannungslosigkeit zu deuten ist, sondern ebenso sehr, wenn nicht sogar mit größerem Recht, der Internationalismus, das Kosmopolitentum, die beide unter Mißachtung des von der Natur, dem Leben gegebenen Spannungszustandes zwischen Nation und Nation einer verwässerten Angleichung und Anähnelung das Wort reden. Sollte sie gelingen, was man bezweifeln möchte, so wäre damit das geschehen, was Breit in anderem Zusammenhang treffend in die Worte kleidet: „Um besser durch die Fährnisse und Stürme des Lebens zu schiffen, hat er sein Boot erleichtert. Er warf Güter aus, die er für entbehrlich hielt. Aber es war der Mundvorrat und der Wasservorrat, dessen er sich entledigte. Nun schifft er leicher dahin, aber als verschmachtender Mensch."

Wie auf dem Gebiet des Geistes so herrscht Spannung auch im Gebiet des Sittlichen als Spannung „zwischen dem Anspruch Gottes und der Lage, in der sich die Menschen befinden." Der Flucht vor dem „Anspruch Gottes" gegenüber muß man den Mut haben „über dem Sumpf sittlicher Verkommenheit, ob sie den moralischen Willen eines einzelnen oder eines ganzen Volkes zerfressen hat, das Panier des unerbittlichen, souveränen, heiligen Gotteswillens aufzuwerfen." „Mag sein," — heißt es dann weiter — „daß diesem Gericht mancher verfällt, dessen Schuld tragisch ist, der den Weg der Sünde und des Unrechts gehen mußte ungefragt und ohne eigene Entscheidung. Nicht daß wir recht bekommen ist bestimmend für das Geraten und Gelingen unseres Lebens, sondern daß Gott recht behält." Staat und Gesellschaft aber von heute fürchten sich „vor dem Widerspruch zwischen dem absoluten Gesetz, das in die Geschichte des Volkes eingestiftet ist, und dem Stand der tatsächlich vorhandenen sittlichen

Kräfte." Sie haben Angst „vor dem Einspruch der sittlichen Trägheit oder vor der Berufung auf die materialistische Lehre von der Gebundenheit der Moral und des moralischen Bewußtseins an Zeit und Zustand." Im Hinblick auf die immer noch nicht entschiedene Frage der Todesstrafe in Deutschland gewinnen die obigen Sätze erhöhte Aktualität, und wir möchten in diesem Zusammenhang ein Wort Goethes zitieren, das sich als „Lesefrucht" im Juniheft 1932 der „Zeitwende" findet: „Wenn sich die Sozietät des Rechtes begibt die Todesstrafe zu verfügen, so tritt die Selbsthilfe unmittelbar wieder hervor; die Blutrache klopft an die Tür." Dieser Feigheit von Staat und Gesellschaft gegenüber fordert Breit, „daß die Spannung zwischen dem Nomos, dem „Gesetz des Lebens", das „entsprechend der Natur" des Volkes, dessen „innere und äußere Form, seinen Kult, sein Ethos, seine Verfassung und sein Recht bestimmt", daß diese Spannung zwischen dem Nomos und „seiner wenn auch in ungeheuerlichem Maß erfolgenden Übertretung im Vollzug des Gesetzes ertragen und erlitten werde." Nur dann „kann das Gesetz zu einer erbarmenden und heilenden Macht im Volke werden." — Am klarsten vielleicht tritt uns das Wesen der sittlichen Spannung und „die Gefahr ihrer Leugnung oder eigenmächtigen Lösung" in der Ehe entgegen. „Die Wahrheit des Menschen liegt zwischen Mann und Frau", wobei auf dem Worte z w i s c h e n der Ton liegt. Jede „willkürliche Entspannung im Verhältnis von Mann und Frau" ist „Flucht vor der Erfüllung der Ehe," deren „Sinn und Aufgabe in der Lebensgemeinschaft von Mann und Frau" unter „bewußtem Verzicht auf die Entwillung des Nächsten" besteht. Die Natur selbst, die zwei Geschlechter schuf, sollte uns schon darauf hinlenken, daß nur die Anerkennung der Spannung, nicht ihre Auflösung das von der Natur, von Gott Gewollte ist? Wir müssen wieder begreifen, daß die Wahrheit des Wortes unumstößlich ist: „Was Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden." Und Breit setzt hinzu: „weil er es nicht scheiden kann. Versucht er's, dann entzweit er sich mit sich selber."... „Auch hier (in der Ehe) muß der Nomos mitleidlos, herzlos seine absolute Autorität behaupten." In zwei weiteren Abschnitten behandelt Breit nun die Frage der kirchlichen Spannung und der religiösen, — welche letztere d i e Spannung überhaupt genannt werden kann, weil im Religiösen alles wurzelt. Die scharfe Scheidung von Staat und Kirche und daneben doch ihre enge Verbindung, „ist sie," so fragt Breit, „im Gang der Geschichte verlassen und darum für uns bedeutungslos geworden?" „Ich sehe auch hier das Unvermögen der Zeit im geistigen Bewußtsein und im tätigen Willen die Polarität der entscheidenden geistigen Funktionen der in Staat und Kirche sich selbst umfassenden menschlichen Gesellschaft zu umspannen." Die „funktionelle Verbundenheit von Staat und evangelischer Kirche" im Gegensatz zur „Unterwerfung des Staates unter die Herrschaft Roms" zeigt sich auch darin, daß „die Kirche leidet, wo es dem Staat an starkem Selbstbewußtsein gebricht." Gegenüber der „Flucht in den autoritäts- und kirchenlosen Individualismus" muß die „Kirche einsehen lernen, daß... sie nichts anderes ist als die Versammlung aller Gläubigen, bei welchen das Evangelium rein gepredigt und die heiligen Sakramente laut des Evangelii gereicht

werden," und daß es „genug ist zu wahrer Einigkeit der christlichen Kirchen, daß da einträchtiglich nach reinem Verstand das Evangelium gepredigt und die Sacramente dem göttlichen Wort gemäß gereicht werden." (Luther) ... „So bleibt das Wort Gottes Legitimation, Auftrag, Verkündigung, Rechtfertigung, Schwert und Harfe der Kirche." Aber die „evangelische Kirche, die das Heiltum des Kreuzes wider die Heiligtümer und Heiligtuer der römischen Kirche in Ehren setzt, die das Werk des Schusters und der Stallmagd über die Rosenkranzandachten der Mönche und Nonnen erhöht, steht in Gefahr, Arbeit und Beruf, Familie und Staat heilig zu sprechen und so ihren Anspruch an die Anmaßung der Kultur abzutreten."... „Unsere Kirche ist feig und träge geworden, da sie von einem christlichen Staat träumte." Weil die Kirche „der Welt unbegrenztes Recht zugestanden hatte," mußte sie „ihrer Philosophie und ihrem Kulturwerk verfallen." Die Kirche muß die verlorene Erkenntnis wiedergewinnen, daß „das Kreuz die Gegenwart ihres Herrn auf Erden, das Reich Christi die Ernte aller Geschichte, die Schmach Christi das natürliche Schicksal der Gemeinde ist." So gewinnt auch die Stellung der Kirche dem Parteiwesen gegenüber an Klarheit, wenn es heißt: „Die Formulierung der Parteiziele kann nie die Verkündigung der Kirche bestimmen," aber — und das ist wichtig gegenüber Tendenzen, die Parteien mit gleichem Maße zu messen — „es ist klar, daß auch im Herzen der Kirche mehr mitschwingt an innerster Teilnahme, wo in der Aktion einer Partei die der Kirche geschenkte Erkenntnis vom Wesen der Nation und des Staates praktische Geltung empfängt, als da, wo eine kollektivistische Einebnung aller völkischen Besonderheiten erstrebt wird." Wilhelm Stapels Wort: „Die Kirche kann nur verkündigen, die Partei ruft auf, fordert und befiehlt" zieht die klare Grenze zwischen Kirche und Partei. Und „die Kirche wird zu einem soziologischen Gebilde deklassiert, wenn sie mehr will und etwas anderes will als die Verkündigung dessen, was ihr anvertraut ist."... „Aus dem völlig unstaatlichen Ereignis der Sendung Jesu (Stapel) müssen wir wieder die schöpferische Überlegenheit der Kirche jeglichem politischen Planen gegenüber zurückgewinnen."... „Was tut also der Kirche not? Daß sie sich von ihrem Herrn ein Halt zurufen lasse auf der Flucht in die Spannungslosigkeit der Parteihörigkeit."... Wir denken an Amerika, an den Europa bedrohenden Amerikanismus, auch wenn Breit das Wort nicht ausspricht, beim Lesen der Schlußworte des Abschnitts, die das Gesagte noch einmal klar umreißen: „Bedarf es noch eines Urteils über die kleinbürgerlichen Versuche einer von allem Selbstverständnis verlassenen Kirche mit Eroberung der Presse, Parlamente, Zeitungen, Versicherungen und Vorsorgen, des Rundfunks, der Säle und Straßen die zivilisatorische Menschheit zu missionieren? Das hieße ... die Kirche abbrechen und stückweise zur Auktion stellen. Flucht in die Spannungslosigkeit." Es dürfte klar sein, welche politisch-konfessionellen Mächte des heutigen Deutschland sich diese Worte insbesondere zu überlegen hätten.

Worin besteht nun der Spannungszustand im Religiösen? Mit dieser Frage gelangen wir zum Schluß der Ausführungen Breits und zugleich, wie uns scheinen will, zum Schluß und zur Krönung des Problems. Ganz

klar sagt es Breit: „... das ist das Grundunglück der Christenheit: daß die Wesensverschiedenheit zwischen Gott und Mensch pantheistisch aufgehoben ist, erst vornehm spekulativ, dann pöbelhaft auf Straßen und Gassen." Die Ur-Spannung liegt also im Verhältnis von Gott und Mensch, aus dieser Spannung resultiert alles, was wir sonst an Spannungen im Leben wahrnehmen können. Das erklärt zugleich die Tatsache, daß die Anerkennung des Lebens und Menschseins als Spannung schlechthin dem einzelnen den festen Halt gibt, den unsere haltlose, vor der Spannung fliehende Zeit nicht umhin kann, an so manchen Vertretern des Glaubens unserer Väter zu bewundern und im stillen — kaum sich selber es eingestehend — mit einem Gefühl des Neides bei sich zu vermissen. Im Religiösen bedeutet „Flucht in die Spannungslosigkeit den Verzicht auf das Leben, sie ist der eigentliche Selbstmord des Menschen." Das Wort, daß Gott den Menschen schuf „zu seinem Bilde" gewinnt seinen tiefsten Sinn unter dem Gesichtspunkt der religiösen Ur-Spannung. Wir Menschen müssen die Spannung anerkennen, die darin besteht, daß wir trotz unseres Menschtums von Gott die Bestimmung erhalten haben, über uns selbst hinauszutrachten. „Alle menschliche Empörung gegen Gott nährt sich von Gott." Die Sünde ist eben ein Resultat der Spannung Gott—Mensch, denn Sünde ist nur möglich, wenn das Wesen des Menschen ein zwiespältiges ist, geschaffen aus totem Stoff, lebendig gemacht durch den Geist, den Odem Gottes. So kommt Breit dann „zum letzten Schritt" auf dem betretenen Wege: „Die Spannung im Menschen, die die Sünde schuf und schafft und die höllische Qual und himmlische Wonne dem Herzen bereiten kann, stammt aus einer Spannung in Gott. Freilich ist es die Ur-Setzung aller Spannung in der widerspruchslosen und gegensatzlosen Einheit und Reinheit seines in sich selbst unendlich reichen und vor aller Entwicklung vollendeten Wesens. Und wenn wir bei Gott von einer Spannung seiner ewigen Fülle reden, so vergessen wir nicht, daß es sich um eine selbstgewählte Spannung handelt, die allen Sinn verlöre, wenn wir nicht wüßten: Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde. Und Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde."

Kurt Sponholz.

* *
*

Wir müssen gestehen, daß wir in diesen letzten Ausführungen dem Verfasser nicht mehr folgen können, da sein Versuch, die von Gott dem Menschen mitgegebene Spannung zwischen Diesseits und Jenseits, zwischen ihm und Gott durch die „Ursetzung einer Spannung in Gott selbst" zu erklären, doch rein dialektisch erscheint. An dieses Problem — es ist das gleiche, warum Gott die Sünde auf der Welt zugelassen hat — sollte unser Menschenverstand nicht rühren, es bleibt für ihn unlösbar, ebenso unlösbar wie jene andere Frage, die wir an einen Satz des Verfassers knüpfen können: „in der Maske der Anonymität geht Gott über die Erde, bis an den Tag Christi, da er aus allen Dingen dieser Erde ... in Herrlichkeit hervorgehen wird als der Künder ihrer verborgenen Tiefe." Unsere Frage lautet: was geschieht mit denen, die vor dem Erscheinen Christi dieser

Herrlichkeit nicht teilhaftig werden konnten, da sie nur einem „anonymen Gott" gegenüberstanden?

Diese Frage wird uns auch kein Menschenverstand trotz seiner Dialektik beantworten können. Ist da nicht der gebotene Weg „die Ehrfurcht vor dem Unerforschlichen", den uns Goethe gelehrt hat?

R. v. E.

Die Spannung zwischen Wahrheit und Wirklichkeit.

Von R. v. E.

Schon einmal haben wir versucht, uns zu dieser allerwesentlichsten Frage nicht nur unserer Zeit, sondern aller Zeiten zu äußern[1]), aber sie bleibt trotz aller Versuche ungelöst und muß es wohl ewig bleiben, solange unser geistiges Leben zwischen diesen beiden Raumpunkten hin- und herschwingt. Wenn aber unserem Leben, sofern es überhaupt Leben sein will, diese schicksalsmäßige Unruhe gegeben ist, so ist uns von vornherein unser Standort zwischen diesen beiden Polen angewiesen. Wir können und dürfen nicht mit Pilatus abseits stehen und achselzuckend fragen, „was ist Wahrheit?" oder gar „was ist Wirklichkeit?" denn diese Flucht vor „der Spannung", vor der „Entscheidung" ist nichts anderes als Flucht aus dem Leben, sofern es bewußt und verantwortlich gelebt werden soll.

Es geht wieder einmal durch die Welt ein mühevolles Suchen nach dem Weg zwischen diesen beiden gegensätzlichen Polen: da kommen die auf Nahsicht Eingestellten und zeigen uns die Wirklichkeit durch die Brille der „neuen Sachlichkeit" gesehen, die uns allein den Weg zur Erkenntnis des „Situationsbewußtseins in dieser Zeit" weisen kann. Hier allein, an dieser Stelle, in dieser Situation, in der wir stehen, können wir den eigentlichen Sinn der Wirklichkeit, ihre „Wahrheit" erkennen — so sagen sie. Mag auch die Wirklichkeit oft genug die Wahrheit maskieren, verdecken — das ehrlich suchende Auge wird sie auch durch alle Vermummung hindurch finden.

Aber es kommen wieder andere, die uns davor warnen, an diese Wirklichkeit zu glauben, ja auch nur darauf zu hoffen, durch ihre Hüllen hindurch jemals das Licht der Wahrheit zu entdecken! Diese Wirklichkeit sei eitel Trug und Schein — die Wahrheit scheint aus anderen Regionen in dich herein, dort sollst du sie suchen!

Wer von diesen Weisern unseres Lebensweges hat recht? Das ist die entscheidende Frage, von deren Lösung alles abhängt.

Und von beiden Seiten ergeht an uns die Forderung der Entscheidung: stell' dich auf den Boden der Wirklichkeit von der einen, halt dich an das Gebot der Wahrheit von der anderen Seite.

---

[1]) Diese Zeitschrift 1928. Nr. 1. „Zwischen Wirklichkeit und Wahrheit" von R. v. E.

Daß es mit den Methoden dieser unserer Wirklichkeitsschau nicht weit her sei, wissen wir zu unser aller Leidwesen schon seit einigen Jahrzehnten, viel weiter sind wir mit ihnen nicht gekommen. Für diesen katastrophalen Bankrott der Wirklichkeitspropheten gibt es kaum ein deutlicheres Symptom, als der auch dem blindesten Auge heute sichtbare Umstand, daß es kaum einen der sogen. großzügigen Versuche gibt (Völkerbund, Abrüstungskonferenz etc.) die verzerrte Wirklichkeit von heute auf einen gesunderen Boden zu stellen, der nicht durch eine Wolke von Lüge und Halbwahrheit dem Blick der Welt entzogen wäre.

Warum aber, so fragt man erstaunt, herrscht gerade auf diesen Anstrengungen zur Befriedung Europas eine solche Verdunkelungs- und Verhüllungsmethode, wenn sie ehrlich gemeint sein sollen, warum bemüht man sich von allen Seiten so eifrig, die Götter der Gerechtigkeit, der Friedensliebe und der Selbstlosigkeit zu beschwören und sie zu Kronzeugen des ehrlichen Handels anzurufen, wenn dieser Handel in Wirklichkeit so ehrlich wäre, wie er scheinen soll?

Liegt nicht auch in diesem Manöver ein Bekenntnis zu der autoritativen Bedeutung solcher Begriffe wie Gerechtigkeit, Friedensliebe, Selbstlosigkeit, Opferbereitschaft, d. h. einer Wahrheit, die nicht in der Wirklichkeit unserer Welt, unseres Tuns und Lassens zum Ausdruck kommt, die erst *wirklich werden soll*? Und ist nicht jene Verdunkelungspolitik nur der Ausdruck des schlechten Gewissens, das wenigstens den Schein der Wahrheitsliebe auf der politischen Bühne erwecken will?

Aber diese Giftgasnebel beginnen sich zu zerstreuen und was hinter ihnen offenbar wird, zeigt die ganze Jämmerlichkeit und Verlogenheit des Systems in abschreckender Deutlichkeit. Die Masken der Friedensapostel in Genf sind gefallen und beutegierige Händlergesichter starren uns entgegen.

Wir erwarten dem obenerwähnten Beispiel gegenüber den Einwand, daß es auf politischem Gebiet nie anders hergegangen sei, daß immer und überall in der politischen Wirklichkeit Lüge und Halbwahrheiten geherrscht hätten! Wie sollte das auch anders sein auf dem Gebiet, auf welchem sozusagen die *Selbstsucht* der Völker und Staaten, ihr *Daseinsrecht* und ihr Kampf um dieses Recht — wozu auch ihr Wachstumsrecht gehört — gewissermaßen heilig gesprochen, oder bescheidener ausgedrückt, als moralisch berechtigt hingestellt werden — oder sogar werden *müssen*?

Auch auf *wirtschaftlichem* Gebiete ist die Frage nach dem Verhältnis von Wirklichkeit und Wahrheit in beständigem Wandel begriffen. Wenn irgendwo, so haben wir es hier mit Wirklichkeiten realster Art zu tun, zu einem großen Teil mit zahlenmäßig erfaßbaren Faktoren, die eine Zwangsläufigkeit wirtschaftlicher, allgemeiner gesagt soziologischer Verhältnisse ergeben, daß man fast geneigt ist, hier mit einer Art Naturgesetzlichkeit zu rechnen. Und doch scheint auch die in dieser Art Wirklichkeit wirkende Wahrheit kaum erfaßbar zu sein, oder zum mindesten keineswegs eindeutig, so daß ihre Deutung im Laufe der Geschichte der Soziologie immer wieder einem grundlegenden Wandel unterworfen ist. Wir wissen es, wie stark dieser Wandel in den Anschauungen über die Struktur der menschlichen

Gesellschaft, die Antriebe und Motive zu ihrem Aufbau, das Verhältnis der einzelnen Bevölkerungsklassen zueinander das politische Gesicht einer Zeitepoche bestimmt hat und in welchen Gegensätzen sich diese zeitbedingten Wahrheiten bewegt haben.

Noch im Jahre 1910 konnte der hervorragende Sozialforscher Franz Oppenheimer in seiner „Theorie der reinen und politischen Ökonomie" eine scheinbar tiefbegründete Sozial- und Wirtschaftslehre bringen, die von wahrhaft human-liberalen Ideen ausgehend, den Gedankengängen der Demokratie unter Hinweis auf die prosperity Amerikas die beste Prognose für die Zukunft stellte. Heute aber scheint es mit dieser prosperity trotz Demokratie und Autarkie endgültig zu Ende zu sein. Sind nicht alle schön aufgebauten Systeme der Wirtschaft, zu denen man ja auch nicht ohne den ernsten Sinn für Wahrheitserkenntnis gekommen war, zusammengestürzt, weil sie alle auf den Sand der Wirklichkeit gebaut waren!

Also auch da, wo die Wirklichkeit greifbar und sichtbar ist, wo sie, bis auf einiges Unwesentliche, gezählt, gemessen und gewogen werden kann, wie in der Wirtschaft, auch da scheint sie auf die letzte Frage mit dem spöttischen Lächeln der Sphinx zu antworten.

Es ist das gleiche Rätselraten auf allen Gebieten. Patriotismus, Nationalbewußtsein, Opferbereitschaft für die Idee, Führerauslese und Führerglaube, Gehorsam, Pflichterfüllung und Tat — alles wird unter die Lupe genommen, wird hin- und hergewendet, um schließlich vor dem höchsten Maßstabe, vor dem Richterstuhl d e r Wahrheit, die nicht „von dieser Welt" ist, auch nicht mehr der Probe auf ihren Wertgehalt Stand zu halten.

Wir meinen jene bis in die letzten Tiefen unseres Seins lotende Revision und Inventur unserer christlichen Glaubensbegriffe und ihres Wertgehaltes für unser Leben, wie sie sich die heutige theologische Wissenschaft zur Aufgabe gestellt hat.

Kein Zweifel, daß die schroffe Einseitigkeit einer Kritik am heutigen Menschen und seiner Wertwelt, nicht vom Standpunkt des „historischen Situationsbewußtseins" aus, sondern vom christlichen aus, die Gemüter wieder zur Selbstbesinnung aufrütteln will und soll, aber doch will uns scheinen, daß auch hierin ein Stück „Flucht in die Spannungslosigkeit" liegt.

Es ist nun einmal so, daß die Fragen und Probleme dieser Welt auch vom Christentum in seiner tiefsten Erfassung nicht restlos gelöst werden können, daß der einmal gesetzte Riß zwischen Diesseits und Jenseits bleibt, daß alle unsere Anläufe, uns der e i n e n Wahrheit zu verschreiben, mit der Wirklichkeit unseres Menschseins zusammenprallen müssen.

Alle Versuche diesen Riß, sei es von dem diesseitigen oder jenseitigen Ufer aus zu überbrücken, sind bisher nicht geglückt.

Man braucht nur an jene großen tragischen russischen Gestalten zu erinnern, einen Dostojewski, einen Tolstoi, die auch an „der besten dieser Welten" irre wurden, die in der menschlichen Ordnung nichts anderes als eine Kollektivschuld sehen konnten, eine vom Menschen geschaffene Wirklichkeit, die auch nicht mehr den Schein einer „Wahrheit von Oben" besaß — und das Verdammungsurteil über diese Verfälschung der Wahrheit in dieser unserer Welt der Wirklichkeit aussprachen.

Wir wissen alle, wohin dieser Traum eines gottseligen tausendjährigen Reiches auf Erden — mit seiner Kehrseite, dem Verdammungsurteil über die menschliche Ordnung dieser Welt geführt hat.

Sollte uns nicht die Gegenüberstellung des slawischen und des deutschen Charakters, wie sie uns von r u s s i s c h e r Seite, vom Philosophen Berdjajew gegeben worden ist, zu denken geben? In seinem Werk über Dostojewski glaubt der Philosoph die schicksalhafte Tragik des slawischen Geistes darin zu sehen, daß er sich in einer beständigen Spannung zwischen Extremen bewege, zwischen der Sehnsucht nach einem tausendjährigen Reich der Liebe und des Friedens auf Erden und dem restlosen Verdammungsurteil dieser Welt, die nur der Vernichtung wert wäre.

Es sind eschatologische und apokalyptische Träume, die sich zuletzt in der Seele des Slawen die Hand reichen und begreiflicherweise mit der Leugnung alles Seienden, aller Wirklichkeiten, mit dem Umsturz b e g i n n e n, um dann das neue Reich aufzurichten, das nicht mehr „von dieser Welt" sein soll.

Diesem verheerenden, vernichtenden „Idealismus" gegenüber gesteht Berdjajew dem Deutschen eine „Kultur der Mitte" zu, d. h. ein aus der Spannung zwischen Idee und Wirklichkeit, zwischen Himmel und Erde erwachsenes Hineinbeziehen des Wunschtraumes in diese unsere Welt und ihre Bindung an die Wirklichkeit. Hieraus entsteht die „Kultur der Mitte", ein Gestaltungsvorgang organischer Art.

Dieser Prozeß ist aber ein nie vollendeter, ein ewiger, denn alle Synthese zwischen Wahrheit und Wirklichkeit bleibt unabgeschlossen, immer wieder tritt die alte Spannung als Aufgabe hervor.

Sollte den radikalen christlichen Reformatoren das Wort des slawischen Philosophen nicht zu denken geben? Ist nicht dieses gerade unsere eigentlichste Aufgabe in d i e s e r Welt, das Reich des Glaubens i n ihr lebendig zu machen, nicht indem man die nun einmal gegebenen Gesetze der Welt und ihrer Wirklichkeit leugnet oder sie als belanglos hinstellt, sondern sie als mitwirkende Faktoren in diesem neu zu ordnenden Leben anerkennt?

Daß diese entscheidende Frage die denkende Welt von heute bewegt — nicht zum wenigsten auch die politische, dafür bedarf es keiner Beweise. Jede ernstere Zeitschrift („Zeitwende", „Deutsches Volkstum" u. a.) ist angefüllt von diesem Problem. Hat man heute das Recht von einem „christlichen Staatsmann" zu sprechen, oder darf der „Nationalsozialismus" sich auf das Christentum berufen — welches sind die hoffnungsvollen Zeichen im Geistesleben der „jungen Generation", das sind die Fragen, die nicht zur Ruhe kommen [1]). Anscheinend weitab von Realpolitik und Wirtschaft greifen sie

[1]) Zu den obengenannten Fragen nimmt das Oktoberheft des „Deutschen Volkstums" 1932 in zahlreichen Aufsätzen Stellung, insbesondere zu Ernst Jüngers neuem Buch „Die Gestalt des Arbeiters", ferner in dem Aufsatz W. Stapels „Deutschtum und Christentum". Ferner wird das Problem der jungen Generation in der „Zeitwende" besprochen. An Hand literarischer Äußerungen der jungen Generation, besonders des bedeutenden Buches von E. Günther Gründel „Die Sendung der Jungen Generation", zeigt Friedrich Langenfaß im Oktoberheft der „Zeitwende" (E. H. Beck-Verlag, München) auf, daß die Jugend heute unerbittlich vor die Frage nach dem Glauben gestellt ist, d. h. vor die Entscheidungsfrage: Renaissance oder Reformation? Die Zukunft wird davon abhängen, ob der Renaissancemensch noch einmal den Sieg davonträgt, ob die Jugend den von ihr ersehnten „neuen

doch tief in diese Auseinandersetzungen hinein und deuten darauf hin, daß man endlich zu begreifen beginnt, auf wie schwankendem Boden sich der Kampf der Meinungen abspielt, solange unsere eigentliche Lebensfrage ausgeschaltet bleibt: was ist der Sinn unserer Lebensaufgabe in dem uns gegebenen Schicksalsraum, wie sollen wir das Verhältnis von Wahrheit und Wirklichkeit gestalten, ohne die eine oder die andere zu vergewaltigen oder zu leugnen?

Es sind die gleichen Fragen, die längst die Menschen bewegt haben und ewig bewegen werden.

Seltsam berührt es einen, wenn man einen Blick in längst vergangene Zeiten wirft und dort schon jene Probleme auftauchen sieht und Antworten begegnet, die auch noch heute gegeben werden.

So mag eine Reminiszenz diese Gedanken beschließen, die uns nach Alt-Livland und seine geistige Luft zurückführt, wie sie vor mehr als einem Jahrhundert doch schon die Geister umwehte.

Im Jahre 1815 hält sich der nachmalige Professor der Theologie in Dorpat, Julius Walter, ein älterer Bruder des bekannten Bischofs Ferdinand, zu Studienzwecken in Jena auf, nachdem er in der damals völlig rationalistischen theologischen Fakultät in Dorpat sein Studium beendet hatte. Dort hat er eine Abhandlung niedergeschrieben, welche „die wahre Versöhnung des weltlichen und christlichen Geistes" erörtert.

„In einer solchen Versöhnung erkennt er die geistige Aufgabe der neuen Zeit, und dieses Ziel, um dessen wissenschaftliche Rechtfertigung sich seine eigenen Arbeiten bewegen, sieht er im Gebiete der Dichtung von Goethe erreicht. „Laßt uns die Starken nicht verkennen, wenn wir das Zeichen des Kreuzes nicht gleich an ihnen bemerken. Laßt uns ihr heiliges Feuer nicht herabwürdigen unter das geborgte Lämpchen der Frömmigkeit, womit so mancher Gute wohl seinem Nächsten wie sich selbst einen köstlichen Schein auf den nächtlichen Weg werfen mag, aber doch nicht wie jene — das Finstere selbst von innen heraus zum Leuchten bringt. Zu jenen Streitern der Wahrheit gehört auch Goethe. Niemand hat so wie er das Unzulängliche der gemeinen Weise, gut und böse zu trennen, und die daraus entspringende Lieblosigkeit und Verkehrtheit der Urteile beleuchtet. Was die Welt tadelt, was sie lobt, führt er so an uns vorüber, daß jede Moral daran zu Schanden wird und nichts Erträgliches übrig bleibt, als das Christentum. Ganz in dem Sinne, den ich in unserer Zeit zu erkennen glaube, geht bei ihm nichts vom Christentum aus — aber alles strebt von den verschiedensten Punkten in wunderbarer

---

Menschen" in der eigenen Brust zu finden meint. Das Gespräch zwischen „alter" und „junger" Generation, das heute sehr in die Breite gewachsen ist, wird in diesem Aufsatz in seine letzte Tiefe geführt. — Im Anschluß an diesen großen Beitrag wird man sehr gerne den Aufsatz von Hermann Giese lesen: „Vom pädagogischen Wollen". In seiner Frontstellung gegen alle idealistische Pädagogik ist hier von einem neuen pädagogischen Wollen die Rede, das in lebendiger Anknüpfung an die großen Impulse der Reformation Luthers um die Grundlegung einer wahrhaft lebendigen Pädagogik ringt. — Ein weiterer Beitrag, der gleichfalls die junge Generation angeht, ist der Aufsatz „Grenzen der Technik" von Dipl.-Ing. Otto Veit. Die ungeheure Arbeitslosigkeit in der ganzen Welt, die zum Teil durch eine übersteigerung der Technik, durch Verdrängung der menschlichen Arbeitskraft durch

Übereinstimmung dahin zurück. Ob diese Richtung ihm so bewußtlos war und noch so bewußtlos ist, als sie oft in seinen Dichtungen erscheint — wer wollte es entscheiden? Und was kann erfreulicher und überzeugender für die immer ewige Wahrheit sprechen, als gerade das Absichtslose dieser Richtung [1]).“

Es ist dieselbe Frage, die uns heute beschäftigt — Christentum und Kultur, Wahrheit und Wirklichkeit, — die damals aus der geistigen Luft des Elternhauses im Doktorat zu Wolmar und der Jenas eine so tiefdurchdachte Antwort aus dem Munde eines livländischen Theologen erhielt. Und diese Männer, die so dachten, haben in unserer Heimat im Kampf um Sprache und Glauben gestanden und haben sich bewährt. Ehre ihrem Andenken!

Vom Volk und vom Geist.

Eine Rede.

Von Leopold Ziegler.

Als geistige Menschen aufgerufen, unsere Not zu künden, haben wir zuerst gemäß der Wahrheit zu bekennen: wo Not ist, ist auch Schuld! Wo Not ist, ward ihr nicht rechtzeitig gesteuert oder nicht mit den rechten Mitteln. Wo Not ist, wurde sie nicht gewendet und so auch das Not-Wendige nicht getan. Was aber die Schuld des Geistes und der Geistigen angeht, liegt sie klar genug zutage. Der Geist, wie wir ihn verstehen oder mißverstehen, hat eine Kluft aufgetan zwischen uns und dem Volke, dem wir nach Blut und Schicksal angehören; statt unseres Volkes Mund zu sein, waren wir eines Tages bloß noch sein Gehirn. Einmal, in ferner Zeit, war der Geist ganz schlicht der Odem, war er der Einhauch Gottes. Ob die hebräische Bibel von der ruah berichtet, die sich als Geistbraus auf Israels Propheten niedersenkte; ob die griechischen Evangelien das Pneuma auf die Apostel Christi heraberflehen: ob die lateinische Übertragung des Alten und Neuen Testamentes den spiritus sanctus als dritte Person der Dreieinigkeit erkennt, —

---

die Maschine hervorgerufen ist, macht die Frage zu einer der dringlichsten der Gegenwart. Wir müssen wieder zu der Erkenntnis zurückfinden, daß die Aufgabe der Technik Dienst für den Menschen ist, während sie heute den Menschen zu vernichten droht. — Mit der Kirche beschäftigen sich sodann zwei weitere Aufsätze des „Zeitwende“-Heftes. Georg Merkel hebt den Geheimnischarakter der Kirche hervor. Die Bedeutung der Kirche im öffentlichen Leben wird heute in allen Lagern und Parteien immer mehr erkannt; ihr eigenstes Wesen wird aber so sehr verkannt, daß man mit allen möglichen ihr wesensfremden Forderungen politischer, völkischer und sozialer Art an sie herantritt. Ihren Freunden, ihren Gegnern tut es deshalb not, sich auf ihr Wesen, d. h. sich auf ihren Geheimnischarakter zu besinnen. Der zweite Aufsatz von Dr. Paul Blau, dem bekannten auslandsdeutschen Kirchenführer und Generalsuperintendenten, beschäftigt sich mit der Bedeutung der Kirche für das Auslanddeutschtum. Der Verfasser spricht hier aus seiner eigenen reichen Erfahrung. Alle diese Beilagen lassen die hohe Bedeutung dieser Monatsschrift für das Ringen unserer Zeit erkennen.

[1]) Zitiert nach Bischof Dr. Ferd. Walter. Nach Briefen und Aufzeichnungen. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1891, p. 31/32.

stets bleibt der Geist der Schöpfungsatem, kraft dessen sich der Mensch das Geschöpf seines Gottes wußte. Niemals verwechselt die Schrift den Geist mit einem denkenden, urteilenden, schließenden Vermögen des Verstandes, wie es im späteren Abendlande herkömmlich geworden ist. Noch die Reformatoren des sechzehnten Jahrhunderts wirken und lehren aus jenem biblischen Geiste, der uns aus einigen großen Deutschen, aus Paracelsus und Böhme, Fichte und Görres, Arndt und Bismarck bisweilen noch fühlbar anweht. Stimme des Volkes genau insoweit, als sie die Inspirierten Gottes waren, fanden sie genau insoweit das Gehör des Volkes; und alles änderte sich von Grund auf erst, als sich der Geist aus einem Element der Schöpfung in ein Instrument des Denkens verwandelte, in eine Disziplin wissenschaftlicher Erkenntnis und gelehrter Bildung. Seither erreicht seine abgezogene Sprache in Begriffen und Fachausdrücken das Volk seltener und seltener. Als die Geistigen, als die Gelehrten, als die Gebildeten sonderte er uns aus dem großen, unwillkürlichen Dasein des Volkes aus, ließ er das lebendigmachende Wort auf unsern Lippen zu einer toten Formel ersterben. Nun es kam, wie es kommen mußte, entspringt des Geistes höchste Not unmittelbar seiner tiefsten Schuld. Wir, seine Diener, stehen heute mitten im leeren Raume, und sogar unsere dringendsten Zeichen des Alarms werden in Wellen ausgesendet, auf welche kein Empfänger die seinigen abgestimmt hat.

Soviel über die Not, soviel über die Schuld des Geistes. Hat es mit der Not des Volkes ähnliche Bewandtnis? Wurzelt auch sie in einem schuldhaften Versäumen? Oder entbehrt im Gegensatz zum Geiste das Volk vollkommen schuldlos? Wer nicht tiefer blickt, wird leicht und gern bejahen. Was soll auch schon das Volk dafür können, daß es unaufhaltsam verarmt, und daß seinen Söhnen kein einziges Gewerbe, kein einziger Beruf die Gewähr eines wirtschaftlichen Fortkommens mehr bietet? Was kann das Volk dafür, wenn es sich in eine Lebensordnung hineingeboren findet, die es in keinem Zuge mehr versteht? Wenn es gewahrt, wie auf der einen Seite allerdings unendliche Gütermengen für jeglichen Bedarf verfertigt und aufgespeichert werden, dicht nebenan jedoch der Mangel am Nötigsten herrscht? Wenn es plötzlich in den Zusammenbruch einer Wirtschaftsform hineingezogen wird, obschon die Fruchtbarkeit der Erde nicht merklich erschöpft ist, obschon der Boden noch immer ungenannte Schätze birgt, obschon die Naturkräfte unversehrt, die Menschenhände arbeitswillig, ach wie arbeitswillig sind? Was kann das Volk dafür, das duldsame und leidgeprüfte, daß jenseits des großen Wassers die Rohstoffländer ihren Ernteseegen in den nämlichen Stunden gewaltsam vernichten, wo diesseits so viele Menschen darben? Daß drüben der Erzeuger von Weizen und Kaffee, von Zucker und Baumwolle im eigenen Reichtum erstickt und heimlich den Himmel um Mißwachs angeht, während hüben dem Verbraucher die begehrte Ware unerschwinglich bleibt? Das Volk wird es ja nie billigen oder auch nur fassen, daß man diese auf den Börsen zeitweilig entwerteten Waren lieber durch Feuer und Wasser zerstört, als sie unter ihrem Preise losschlägt oder gegebenenfalls verschenkt. Stumm und verbissen schaut es zu, wie ein Bauernhof nach dem andern unter den Hammer kommt, das flache Land verödet, das Großgewerbe Millionen fleißiger Hände vom Arbeitsvorgang freisetzt, die Hohen Schulen ihre Studen-

ten für längst überfüllte Berufe vorbereiten, Welthandel und Weltwirtschaft fortschreitend einschrumpfen, die Pariser und Neuyorker Banken das Gold der Welt sinnlos in ihren Gewölben häufen ... Angesichts so brutaler Wirklichkeiten, wer wird das Volk ernstlich einer Schuld zeihen wollen? Wird es nicht vor unsern Augen das Opfer eines ungeheuerlichen Fatums? Bekommt es nicht am eigenen Leibe eine Wahrheit zu fühlen, die seine Führenden ihm nicht fest genug einzuprägen wußten: Wirtschaft sei Schicksal? Ja, wenn dies tatsächlich die Wahrheit ist, die ganze Wahrheit, — wie sollte es da noch irgendeine Schuld geben? Dann ziemt dem Volke wirklich nur das eine — Ergebung ins Unabänderliche! Dann war das Wort vom Untergang ein seherisches Wort!

Genau hier aber wage ich zu behaupten, beginnt eine ganz bestimmte Verschuldung des Volkes gegen sich selber und gegen seine Zukunft. Genau hier, wo das Volk Schicksal sagt und damit die Freiheit von der Schwelle seines Lebens vertreibt. Genau hier, wo es den Anteil des Geistes an den Ordnungen unserer Menschenwelt leugnet. Genau hier, wo es sich der sogenannten Eigengesetzlichkeit der Wirtschaft blindlings unterwirft und damit sein Geschick besiegelt. Denn, um alles mit einem Wort zu sagen, was dem Volk in diesem Augenblick zum Verhängnis zu werden droht, ist viel weniger die vorgebliche Eigengesetzlichkeit der Wirtschaft als der verstockte Aberglaube an sie! Die Wirtschaft folgt eisern und zwangsläufig dieser ihrer Eigengesetzlichkeit, solange wir auf sie allein unser Augenmerk richten. Aber bildsam, wie alles Geschaffene, fügt sich auch die Wirtschaft den Absichten und Strebungen der Freiheit, sobald wir auf diese unsere Aufmerksamkeit sammeln. Was heißt zuletzt Eigengesetzlichkeit? Wenn ich mit meinem Finger den Abzug einer geladenen Büchse berühre und losdrücke, bezweifelt niemand, daß Geschwindigkeit, Flugbahn, Durchschlagskraft meiner Kugel bis ins kleinste nach den Regeln der Ballistik errechnet werden können — und insofern folgt das Geschoß durchaus seinem eigenen Gesetze. Trotzdem wird niemand bestreiten, daß von der Erfindung des Schießpulvers an bis zur Herstellung und zum Erwerb von Waffe und Geschoß, bis zur Wahl des Schußfeldes und des lebendigen oder toten Zieles ungezählte Zweck- und Willkürhandlungen getätigt werden, die ihrerseits die Kette der Eigengesetzlichkeit unterbrechen und ausnahmslos auf dem freien Entschluß von Menschen beruhen. Kaum anders verhält sich's mit der wirtschaftlichen Eigengesetzlichkeit. Mögen immerhin Fertigung, Tausch und Verteilung der Sachgüter ebenso eindeutig den Wirtschaftsgesetzen folgen wie die Ereignisse auf dem Arbeits- oder Geldmarkt — diese ganze Eigengesetzlichkeit besteht zuletzt doch nur aus Teilgesetzlichkeiten, mit welchen die freie Zielstellung von Personen oder Gruppen mehr oder weniger überlegen schaltet. Seitdem der geschichtliche Mensch sein Arbeitsgerät erfindet und formt, seitdem er Steine glättet, Metalle schmiedet, Pflanzen veredelt, Tiere züchtet, seitdem er die Grundstoffe der Natur verwandelt und den Wirkungsgrad ihrer Grundkräfte fast unbegrenzt vervielfältigt — seither entquillt jeder Wirtschaftsvorgang der Freiheit seiner Planung. Seither hat jede Nation, hat jeder Gesellschaftskörper — der deutsche Volkswirt Friedrich List versuchte es uns bereits vor

hundert Jahren einzuhämmern — genau die Wirtschaft, die sie wollen; vorausgesetzt freilich, daß sie überhaupt wollen.

Damit sind wir unversehens bei unserm Ausgang wieder angelangt. Es war die Not des Geistes, das Volk nicht mehr zu erreichen: und hinter dieser Not verbarg sich eine Schuld, zu der wir uns bekennen mußten. Und wiederum — es ist die Not des Volkes, dem Geiste sein Vertrauen zu entziehen und sich um ihn nicht mehr zu kümmern: auch hinter dieser Not verbirgt sich Schuld, die wir bekennen müssen. In einem alten Weisheitsbuche des Fernen Ostens finden wir die Doppelnot, an der wir heute kranken, in tiefer und schlichter Sinnbildlichkeit ausgedrückt. Wenn Himmel und Erde auseinanderstreben, heißt es in diesem Buche, wenn das Schöpferische und das Empfangende, der Geist und das Volk einander meiden, dann stehen Welt und Mensch im Zeichen der Stockung. Dann können sich die beiden Urmächte unseres Lebens nicht befruchten. Dann findet der Führer keine Gefolgschaft und die Bewegungen in der Tiefe verebben spurlos. Ob sich Himmel und Erde, das Schöpferische und das Empfangende, der Geist und das Volk künftig wieder nähern werden, entscheidet mithin über die Stockung. Für die Bereitschaft des Geistes stehen wir Geistigen ein. Für die Bereitschaft des Volkes vermag allerdings nur das Volk einzustehen. Möge es die Einmaligkeit der Stunde nützen, und diese unsere deutsche Not, Not des Geistes und des Volkes, wird zum Hebel der Not-Wende.

(Aus „Münchener Neueste Nachrichten".)

Elektrische Ströme im Gehirn nachgewiesen.

Hervorragender Erfolg des „Kaiser-Wilhelm-Instituts für Hirnforschung".

Das „Kaiser-Wilhelm-Institut für Hirnforschung" in Buch bei Berlin hat einen bedeutsamen Erfolg zu verzeichnen. Es gelang dem deutschen Forscher Dr. A. E. Kornmüller in Zusammenarbeit mit J. F. Tönnies zum erstenmal im lebenden Tiergehirn elektrische Ströme der Hirnrinde festzustellen und nachzuweisen, daß sie in ganz bestimmtem Zusammenhang mit Sinnesreizen auftreten. Darüber hinaus konnte noch eine Lokalisation der Aktionsströme vorgenommen werden, denn es ergab sich, daß die elektrischen Erscheinungen in den Grenzen der sogenannten architektonischn Hirnrindenfelder auftreten.

Es handelt sich hier nicht um phantastische Annahmen, sondern um praktisch und wissenschaftlich nachgewiesene Tatsachen. Tönnies hat nämlich einen Apparat erbaut, der diese elektrischen Vorgänge im Gehirn getreulich aufzeichnet. Dieser Apparat, der den Namen „Neurograph" hat, ist mit einem Gleichstromverstärker verbunden und arbeitet wie jeder andere elektrische Apparat. Bei einer Erkrankung des Gehirns, insbesondere bei Hirnkrämpfen, wurden bereits von dem Neurographen die Kurven aufgezeichnet. Die Annahme, daß der Mensch ein Elektrizitätswerk sei und daß die Gedankenarbeit und biologischen Vorgänge im Gehirn elektrischer Natur seien, ist schon vorher von hervorragenden Forschern geäußert worden. Insbesondere war es Professor Sauerbruch, der auf Grund seiner Forschungen zu der Anschauung kam, daß der Mensch ein Elektrizitätswerk darstelle.

Die Beziehungen zwischen Organismus und elektrischer Energie sind erst vor kurzer Zeit durch Prof. Gurewitsch in Moskau genauer nachgewiesen worden. Er hat entdeckt, daß z. B. Zwiebeln Organismenstrahlen aussenden, die auf die Bakterienwelt einen gewissen Einfluß ausüben. Der Einfluß der elektrischen Strahlen einer Zwiebelwurzel erstreckt sich auf eine Entfernung von 38 Millimeter. Die Zwiebelzellen strahlen, wie einwandfrei nachgewiesen wurde, ultraviolettes Licht aus, während sie sich teilen. Diese Wachstumsstrahlung der lebenden Substanz wurde von Gurewitsch „Mitogene Strahlung" genannt. Auch bei Kaulquappen konnte Gurewitsch die gleiche Strahlung feststellen. Im Forschungslaboratorium von Siemens & Halske wurde von den beiden Physikern Reiter und Gabor der Beweis erbracht, daß nicht nur pflanzliches und tierisches Gewebe, sondern auch bösartige Geschwülste Strahlung aussenden. Diese Strahlen wurden photographisch nachgewiesen und ihre Wellenlänge zu 3400 Spektraleinheiten bestimmt. Wir haben also hier bereits mehrere Vorarbeiten zu diesen bedeutsamen Funden von Kornmüller und Tönnies, die auch für die Heilkunde erhebliche Bedeutung haben. Nachdem nun einmal der Nachweis für das Vorhandensein der elektrischen Energie im Gehirn erbracht ist, wird es möglich sein, auf Grund der Aufzeichnungen des Neurographen auch Krankheiten des Gehirns soweit zu diagnostizieren, daß die gleiche Linie eine bestimmte Krankheit bedeutet, die mit einer bereits vorhandenen Aufzeichnung derselben Krankheit identisch ist.

Das Kaiser-Wilhelm-Institut für Gehirnforschung, das erst vor kurzer Zeit eine neue große Heimstätte gefunden hat, ist aus der „Neurologischen Zentralstation" entstanden, die von O. Vogt gegründet wurde. Heute ist es die Zentrale der Hirnforschung, und man kann sagen, daß sich hier wirklich „Gedanken unter Glas" befinden. Prof. Vogt ist einer der ausgezeichnetsten Hirnforscher. In dem Institut wird die Funktion jedes einzelnen Gehirnteils erforscht, insbesondere ihre Bedeutung für den Ablauf des Lebens. Das Gehirn wird in 10 Schichten mit mehr als 200 Feldern eingeteilt. Es ist also eine mühselige Arbeit, um die Zusammenhänge zu finden, die zwischen Gehirn, Begabung, Charakter, Verbrechen, Schwachsinn usw. bestehen. Die Querschnitte durch die Hirnrinde zeigen die geistige Veranlagung der Betreffenden. Ein Gehirn, das untersucht werden soll, wird durch eine feine Maschine in ungefähr 30.000 bis 35.000 Teile zerlegt, und diese Gehirnschnitte werden in einem feuersicheren Turm in Millionen von Exemplaren aufbewahrt, um der Forschung zu dienen. Eins der hervorragendsten Ergebnisse, die an lebenden Hirnen gemacht worden sind, ist die eben beschriebene bedeutsame Feststellung der Aktionsströme im Gehirn[1]).

Karl Anders.

---

[1]) Daß in unserem lebendigen Körper, mithin auch im Gehirn beständig elektrische Aktionsströme kreisen und bei jedem Affekt eine Änderung erfahren, war längst bekannt (vergl. Prof. Wiener-Leipzig: „Über die Erweiterung unserer Sinne". Antrittsvorlesung), ihre Stärke aber graphisch festzustellen, ist das Neue an diesen Forschungsresultaten. Ob es aber der Wissenschaft einmal gelingen wird, durch elektrische Behandlung der Aktionsströme im Gehirn, „normale Gedanken" zu erzeugen, erscheint doch noch sehr fraglich. Die Spannung zwischen Geist und Gehirn bleibt bestehen.

R. v. E.

Schriftleitung: Dorpat, Teichstr. 30. * Verantwortlicher Schriftleiter: Direktor Alfred Walter. * Herausgeber: Prof. Ernst Masing. Pro'. Ernst Blessig. * Bezugspreis: für ein Halbjahr 1 50 Kr. (mit Zust. 1.60 Kr.); Deutschl. 2 Rmk.; Lettl. 2.25 Ls. Einzelnummer 0.25 Kr. * Best. empfängt: die Geschäftsstelle der „Revalschen Zeitung", Reval, Raderstr. 10. Postfach 51. * Zahlstellen (laut Konto „Estl Verlagsgesellschaft Wold. Kentmann & Ko.") — in Riga: Rigaer Kreditbank; in Deutschland: Postscheckkonto Berlin 122602.

Gedruckt in der Estländischen Druckerei A.-G., Reval.

Aus deutscher Geistesarbeit

Monatsschrift für wissenschaftliche und kulturelle Fragen der Gegenwart

Schriftleitung: Dr. R. v. Engelhardt — Dorpat

Nr. 11 Freitag, den 25. November 1932 8. Jahrgang

Dem Gedächtnis der Toten.

Von Martin Kaubisch — Dresden.

Wenn heute ein Reisender oder ein Forscher antike Grabstätten besucht, besonders in Rom, so ist er immer wieder erstaunt über den Reichtum, der sich ihm da eröffnet. Eine ganze Welt des Todes, ein Reich der Toten steigt vor ihm auf: Dokumente eines wunderbaren Totenkultes, die zeigen, wie tief die antike Menschheit verbunden war mit dem großen Geheimnis des Todes und dem Schicksal ihrer geliebten Toten. Und nicht erst in der Zeit des Untergangs der Antike und der Heraufkunft des Christentums, sondern schon in der Frühzeit. Denn Seelenkult, Heroen- und Totenkult — dies alles hängt bei den alten Völkern innig zusammen, und keine andere Frage hat die Gestalt der antiken Mysterien so tief bestimmt, wie die nach dem Schicksal der menschlichen Seele jenseits des Todes.

Wenn daher auf der Höhe des Griechentums in Plato und dann in der Erscheinung und Opfertat Christi das Bewußtsein persönlicher Unsterblichkeit immer klarer hervortrat, so ist auch das nur Vollendung und Krönung eines langen Prozesses, der unterirdisch, in den Mysterien, schon die ganze Antike trug und erfüllte. Diesseits und Jenseits immer inniger miteinander verbindend — bis zu jenem unmittelbaren Hereinwirken der Abgeschiedenen in das irdische Leben, wie es vor allem die rührenden Darstellungen der altchristlichen Katakombenmalerei zeigen, in denen die Gestalten der Toten die Lebenden segnen und für sie beten: wohl eines der schönsten Zeugnisse siegreicher Todüberwindung aus dem Geiste einer alles durchdringenden, also auch den Tod noch durchglühenden und verwandelnden Liebe.

Treten wir nun aus der Welt dieser antiken Grabstätten mit ihrem immer wieder ergreifenden Reichtum herüber in unsere Zeit, so befällt uns Scham und Erschrecken. Denn es unterliegt keinem Zweifel: dieses tiefe Verbundensein mit dem großen Mysterium des Todes und unserer unsterblichen Toten — das ist uns fast völlig verloren gegangen. Ist unser

Leben vielleicht zu geräuschvoll geworden, zu laut, daß wir die tiefe Stimme des Todes, die wie eine dunkle Melodie alles irdische Dasein begleitet, nicht mehr vernehmen? Oder schieben wir das große Rätsel von uns zurück in dem dunklen Gefühl, ihm nicht gewachsen zu sein, weil unser Leben überhaupt nicht mehr wurzelt und ruht in jenem verborgenen, göttlichen Grunde, in dem allein auch der Tod einen Sinn hat?

Jedenfalls besteht eine tiefe Beziehung zwischen einem sinnlosen Leben und einem sinnlosen Tod. Und umgekehrt: Je sinnvoller das Leben gelebt wird, desto sinnerfüllter erscheint auch der Tod. Langsam erhebt er sein Antlitz, ein neues Antlitz, aus tiefer Entgöttlichung und Entfremdung: wieder eingewoben in den Sternenhimmel der Welt, wieder einbezogen in das Gesamtbild alles irdischen Lebens und Schicksals.

Nun hat allerdings das furchtbare Erlebnis des Krieges schon den Weg in dieser Richtung gebahnt. Denn wenn auch der Krieg das Gefühl für das tiefe Geheimnis des Todes vielfach verhärtet oder abgestumpft hat, so hat er es andererseits auch mächtig gesteigert, vertieft. Vor allem hat er eines wieder in ganzer Größe gezeigt: Das Wesen des Opfertodes und mit ihm den Sinn des Opfers und des Todes zugleich.

Aber nicht nur Opfer war der Tod der im Felde Gefallenen, er bedeutet noch mehr: Erbe, Vermächtnis, Verpflichtung. Und das ist es, was wir immer, wenn wir all der Gefallenen und auch der nach dem Kriege Hinweggerafften in Dank und Liebe gedenken, als Forderung vor uns aufrichten und vor allem der deutschen Jugend ans Herz legen müssen. Denn ihre Aufgabe ist es, das große Vermächtnis, das die Gefallenen uns hinterließen, zu lösen, auf daß der Schrei der Millionen Tode, die da gestorben worden sind, nicht ungehört und unerlöst verhalle! Sie soll fortführen das Werk des Geistes und der Kultur, das die Gefallenen nicht mehr fortführen konnten. Sie soll die Aufgaben lösen, aus denen jene der Sturm des Todes hinwegriß. Und wenn die neue Generation, wenn die deutsche Jugend das tut, wenn sie diese große Verpflichtung erkennt, dann wird auch durch sie, ihr Leben, ihr Werk, ihre Haltung, etwas sichtbar werden von jenem tieferen, metaphysischen Sinn des Todes, der über seinen unmittelbaren Zerstörungscharakter hinausweist.

Aber noch auf andere Weise läßt dieser tiefere Sinn des Todes sich zeigen. In einem der schönsten Kapitel seines philosophischen Hauptwerkes sagt Arthur Schopenhauer: Der Tod sei der „Musaget der Philosophie", d. h. der musisch begeisternde Führer in das Reich der überzeitlichen Überzeugungen, in die Welt der Idee. Und in der Tat: Immer wieder hat an dem großen Rätsel des Todes, das allem offenbaren Daseinssinn zunächst ins Gesicht schlägt, sich das tiefste Fragen und Sinnen der Menschheit entzündet. Es ist, als wäre sie erst durch das Erlebnis des Todes zur Ahnung ihrer eigentlichen Bestimmung erwacht. Denn ohne das Bewußtsein des Unterganges, der Begrenztheit, des Endes gibt es auch kein Bewußtsein des Schicksals und folglich auch keine Geschichte. Daß wir das aber haben: ein Schicksal und eine Geschichte und ein Bewußtsein von beiden, das zeichnet uns aus vor der gesamten Natur, das vor allem hebt uns hinaus über die Stufe des Tiers. Auch daran wird deutlich, wie

tief das Erlebnis des Todes alles menschliche Sein und Bewußtsein formt und gestaltet.

Aber nicht nur Last und Fluch der Vergänglichkeit wirft der Tod über uns, auch die Ahnung dessen, was ewig und unvergänglich sein könnte. Denn nirgends vielleicht ergreift uns der Hunger nach Ewigkeit und Verewigung so leidenschaftlich und tief wie vor dem Antlitz des Todes. Vielleicht nur noch vor dem Antlitz der Liebe. Bis in die Urgeschichte der Menschheit reicht diese geheimnisvolle Verkettung zurück, und ich brauche nur an den babylonischen Mythos und die ergreifende Gestalt des Königs Gilgamesch zu erinnern, um zu beweisen, wie tief für den Menschen der Urzeit mit dem Erlebnis des Todes auch das Erwachen eines höheren, eines Schicksals- und Ewigkeitsbewußtseins verknüpft war.

Aber auch in unserer Zeit erscheint der Tod immer wieder als „inspirierender Genius", der neue Blicke in die Tiefen der Welt und des Daseins eröffnet. Denn auch wir ringen um sein Geheimnis: ja um ein neues Antlitz des Todes, das den Anblick der Erde verwandelt. Auch wir erfahren durch ihn eine Steigerung unserer Schau und eine Vertiefung unserer Verantwortlichkeit. So verkündet Nietzsche in Zarathustra die Botschaft eines „neuen vollbringenden Todes", der den Lebenden „ein Stachel und ein Gelöbnis sein" und in dem noch „unser Geist und unsere Tugend glühen soll gleich einem Abendrot um die Erde".

Rabindranath Tagore aber begrüßt in seinen Gotteshymnen, dem „Gitanjali", den Tod in seinem Hause wie einen „Gast, der am Abend hereintritt und dem wir das volle Gefäß unseres Lebens darbringen müssen", um ihn nicht mit leeren Händen von uns gehen zu lassen. Und Rilke, einer der tiefsten Mystiker des Todes, deutet den erlösenden und sinnvollen Tod als den Kern und die „eigentliche Frucht" unseres Lebens, „um die sich alles dreht", und zeigt so eine tiefe innere Verbindung zwischen diesem ganz besonderen Leben und diesem ganz besonderen Tode.

Und in der Tat: diese echt mystische Intuition wird durch die Geschichte bestätigt. Oder besteht nicht eine geheimnisvolle Verbindung zwischen dem Leben Goethes und seinem Tode? Diesem reifen Vollendungstod einer immer wachsenden Verklärung im Lichte: höchstes Symbol jenes faustisch gesinnten Geschlechtes, das „aus dem Dunklen ins Helle strebt" und zu dem sich Goethe immer wieder bekannt hat? Und Nietzsche? Wächst nicht auch dieser Tod organisch — als Frucht und Erfüllung — aus diesem Leben? War nicht der Wahnsinn, der den völlig vereinsamten Denker schließlich entrückte, die letzte und äußerste Stufe jener schöpferischen Ekstase, in welcher sein ganzes Leben sich übersteigernd verzehrte? In ganz besonderem Maße aber gilt diese tiefe, innere Sinnbeziehung zwischen Leben und Tod auch für den Opfertod Christi. Hier, auf dem Gipfel der inneren Geschichte der Menschheit, ist das erfüllt, was wir alle ersehnen: die volle Verwobenheit der dunklen Urerscheinung des Todes in das Gesamtbild des Lebens und alles irdischen Schicksals. Denn schon auf der Höhe seines einzigartigen, die gesamte Geschichte der Menschheit verwandelnden Wirkens erkannte Christus mit immer wachsender, echt prophetischer Klarheit auch die Art seines Endes: Golgatha und das Kreuz, das er von da an

immer tiefer bejaht, immer unbedingter gewollt hat als letzten Gipfel seines Lebens, als Opferkrönung seiner Sendung, ja mehr: als Grund- und Eckstein einer neuen Welt.

Aber damit ist das Reich des philosophischen Schauens und Denkens bereits überschritten. Ein neuer Anblick erhebt sich: das Reich des göttlichen Glaubens.

Auch hier *kann* der Tod Führer sein und eine neue Tiefe seines Geheimnisses uns offenbaren. Denn wir können es einfach nicht *glauben*, daß mit ihm alles vorbei ist. Ein Tiefstes, Letztes in uns wehrt sich dagegen und fordert immer wieder: Todüberwindung! Denn: wenn der Tod wahrhaft ein Endgültiges und Absolut-Letztes bedeutet, dann wird alles sinnlos; dann sind alle Linien und Perspektiven dieses irdisch-endlichen Daseins zu kurz: dann ist der ganze Raum unseres inneren, unseres geistig-seelischen Schicksals zu eng: ja dann wird alles, was wir schon *diesseits* des Todes glauben, hoffen, opfern, lieben — Illusion! Das ist der tiefe Zusammenhang, auf den auch das schöne Apostelwort deutet: „Wenn Christus nicht auferstanden ist, dann ist unser Glaube eitel". Es verhält sich also nicht so, wie *Nietzsche* meinte, daß dieser Glaube an ein Jenseits des Todes eine *Entwertung* des Diesseits, seiner Größe und seiner Schönheit seines Reichtums und seiner Liebe bedeute. Im Gegenteil: *Echter* Jenseitsglaube bedeutet erst die letzte *Vertiefung* und *Sinnerschließung* des Diesseits. Steigt doch das Leben selbst, *schon als Naturprozeß*, unablässig über sich selbst hinaus und fordert seine eigene Überwindung, seine eigene Jenseitigkeit — *wie Nietzsche selber im Zarathustra verkündet*: „In die Höhe will es sich bauen mit Pfeilern und Stufen, das Leben selber... Steigen will das Leben und steigend sich überwinden". *Goethe* aber bekennt: Daß er alle die schon für dieses Leben verloren erachte, die nicht ein künftiges hofften; Goethe, dem man doch wohl nicht vorwerfen kann, daß er der „Forderung des Tages" und den Aufgaben des *unmittelbaren* Lebens und Wirkens nicht gerecht geworden wäre! Und *so tief* empfindet Goethe diese Verflochtenheit und Verwebung von Diesseits und Jenseits, daß auch ihm der Tod nicht als das Ende des Weges, sondern als Tor und als Brücke erscheint, gleichsam als ob man „von einem Zimmer ins andere träte"; als die *letzte* all der Verwandlungen, durch die wir schon diesseits des Todes hindurchschreiten müssen. Ja so weit geht Goethe, daß er die Fähigkeit und die Kraft zu solcher Todesschau und Verwandlung sogar zum Prüfstein und Maß einer wahrhaft vollendeten Menschlichkeit macht:

„Und solang du das nicht hast,
Dieses: Stirb und Werde!
Bist du nur ein trüber Gast
auf der dunklen Erde."

Was damit aber für den einzelnen und sein Schicksal gesagt ist, das gilt auch für uns alle als *Volk*. Wie oft hört man heute: Das deutsche Volk stirbt. Wenn wir das *glauben*, dann *werden* wir auch sterben. Wenn wir uns aber zu der tieferen Überzeugung durchringen können, daß

auch dieser Tod nicht das Ende unsres geschichtlichen Weges, sondern auch ein Tor und eine Brücke bedeutet und daß es gerade unsre vornehmste Aufgabe ist, durch innere Erneuerung und Wiedergeburt auch diesen Tod und seine furchtbare Not zu verwandeln — dann wird das deutsche Volk auch auferstehn! Die geheimnisvolle Kraft aber, die auch diese Verwandlung erbittet und wirkt, ist der Glaube. Und ich wünschte, es wäre in uns allen etwas lebendig von jener schlichten, aber tiefen und unbedingten Frömmigkeit, wie sie auf der Höhe des Alten Testamentes in dem unvergänglichen Bekenntnis hervorbricht: „Dennoch bleibe ich stets an Dir!" und wie sie wiederkehrt in dem Bekenntnis des deutschen Glaubens: „Ich will Dich lieben ohne Lohn auch in der allergrößten Not". Dieses große Dennoch des Glaubens, ohne das auf dieser oft so dunklen Erde nun einmal nichts Wahrhaft-Großes geschieht!

Aber nicht nur in der Welt des überzeitlichen Glaubens und in das Reich der überpersönlichen Überzeugungen — die Welt der Ideen — führt uns der Tod — er kann auch Führer sein in das Land der erlösenden Liebe.

„Stark wie der Tod ist die Liebe" sagt schon das Hohelied Salomonis, und von dem „göttlichen Liebestod" unserer Seele in Gott spricht unser größter Mystiker Meister Eckhart. Und gewiß: unlösbar sind Tod und Liebe miteinander verbunden. Nicht nur in dem besonderen Sinne, daß der Tod ein Prüfstein sein kann für die Tiefe und Mächtigkeit unserer Liebe, die ja auch ihrerseits immer ein Sterben, ein Untergehen in dem Geliebten bedeutet —, sondern in dem noch umfassenderen Sinne: daß Liebe und Tod überhaupt als die größten, die eigentlichen Gipfelerlebnisse unseres menschlichen Daseins erscheinen und auch deshalb sich gegenseitig erhellen, vertiefen und fördern.

Und ist nicht die Liebe die einzige Kraft, die den geliebten Menschen, der von uns scheidet, bis in die letzte und schwerste Stunde begleitet? Bis an das dunkle, drohende Tor, wo er für immer unseren sehnsüchtig folgenden Blicken entgleitet? Die also auch dann noch wirkt und waltet und wacht, wenn selbst der Glaube, die Hoffnung — verzagen? Ja, wie ein flammender Cherub dringt sie selbst über dieses Tor noch hinaus bis in das große Mysterium jenseits des Todes, bis an die Pforte der Ewigkeit. Denn alles, was wir an Ahnungen und Gesichten über dieses große Jenseits besitzen, das danken wir einzig nur ihr, nicht unserem Denken und unserer Erkenntnis, die vor der Übergewalt der ewigen Rätsel immer wieder ohnmächtig niederstürzt und zerschellt.

Und so ist es wohl auch nicht Zufall, sondern in der tieferen, göttlichen Ordnung des Daseins begründet, wenn Goethe in seinem machtvollsten Werke, im Faust, nachdem er seinen Helden durch alle Stufen und Wandlungen des irdischen Lebens, ja selbst durch die Pforte des Todes geleitet, diesen dann eintreten läßt in das erlösende Reich der ewigen Liebe, in welchem erst der tiefste Sinn alles faustischen Sehnens und Strebens sich enthüllt und erfüllt — so daß die lebendige Schöpfung, wie sie einem ungeheuren Licht- und Liebesdrang sich entringt, nun auch in solcher göttlichen Liebeskraft sich vollendet. Aber nicht nur hinüber weist uns die Liebe, sie weist uns auch wieder zurück. Denn es ist eine Urerfahrung

des Menschen: stets, wenn ein geliebter Mensch von uns schied, dann umfassen wir alle mit vertiefter und gesteigerter Liebeskraft das, was uns bleibt. Und so steht es heute vor uns wie vor dem Auge des Dichters: „Hier ein Land der Lebenden, — und dort ein Land der Toten. Die Brücke aber zwischen ihnen ist die Liebe: das einzige Bleibende, der einzige Sinn" (Th. Wilder).

Scheidung und Entscheidung im geistigen Ringen der Jugend.

M. Petersen.

Im heute noch chaotischen geistigen Geschehen unserer beunruhigten Zeit zeichnen sich deutlich die Kräfte ab, die am Werk sind, neue Formen zu schaffen und neue Richtung zu weisen. Das innere Geschehen unserer Zeit ist aber noch von zu gewaltiger Dynamik, und es hieße dieses Geschehen mißverstehen, wollte man heute um Formulierungen streiten. Es hieße diese dynamische Epoche aber auch verkennen, wollte man ihr die Besinnung absprechen; diese Besinnung ist in hohem Grade vorhanden, aber sie ist anders gerichtet als sie einer Zeit ruhiger und ungestörter Stille eigen war: sie sucht in der Tiefe der Dinge die Kräfte bloßzulegen, von denen die Dinge getrieben werden. Diese gründliche und radikale Besinnung mag widersprechend aussehende Formulierungen ergeben, sie „ruft aber Scheidungen hervor und drängt auf Entscheidung."

Dieser auf Scheidung und Entscheidung drängenden Besinnung widmet Friedrich Langenfaß im Oktoberheft der „Zeitwende" eine Untersuchung. Wenn die Jugend „um die Erkenntnis der Tiefen ihrer Zeit und der Höhe ihrer Aufgabe" ernsthaft ringt, so steht sie mitten in rücksichtsloser Besinnung. Leichtfertig durchlebt sie diese Zeit wahrlich nicht. Sie verachtet die großen Worte und übt schärfste Kritik an sich selbst. Sie ist nicht in Massenversammlungen zu finden und sie plätschert nicht an der Oberfläche der Tagespolitik; sie läßt sich nicht treiben. Die Jugend, welche die Zukunft in ihrer Hand hält, hat den Schritt „aus der Öffentlichkeit künstlicher Beleuchtung, hinein in die Innerlichkeit des äußerlich so wirren Geschehens von heute" getan und ihr Handeln vollzieht sich in entschlossenem Durchdenken, welches angesichts der inneren Dynamik, in der die Jugend steht, nur ein Ausdruck ihrer besonderen Besinnung ist. Wer sie in ihrem Innersten verstehen will, muß ihr nachzufühlen suchen; er wird sich die Mühe nehmen müssen, durch die Fülle wechselnder Begriffe und Worte zur Wirklichkeit durchzudringen, die ans Licht des Daseins will; er wird sich an der wechselnden Tonart und dem unbeständigen Wortschatz nicht stoßen dürfen und die scharfe Stellung der Jugend gegen das Alte und die Alten erfühlen müssen. Wer das alles zu tun vermag, er mag alt oder jung sein, hat das Recht mitzudenken und mitzureden. Und es ist dann nur eines von Wert und zugleich unentbehrlich: „daß in das Zeugnis der Jugend hinein Zeugnis abgelegt werde von dem, was bleibt und Bestand hat." Ein Wort aus solcher Verantwortung heraus ist

Zeugnis und wird in der Scheidung und Entscheidung der neuen Generation seine Geltung haben.

Friedrich Langenfaß unternimmt es, dieses Wort zu sagen. Er geht zunächst von dem Buch P. G. Gründels „Die Sendung der jungen Generation" aus. Wir sehen in diesem Bekenntnisbuch mit aller Deutlichkeit, daß wir uns in einem Wirbel der Gestaltung befinden, den Sinn dieses Prozesses, dieser Krise zu deuten, versucht Gründel, und man wird ihm am besten gerecht werden können, wenn man das Buch „als den Ausdruck eines neuen Lebensgefühls zu verstehen" sucht. Das Ziel des Gründelschen Buches ist es, diesem neuen bewegenden und verpflichtenden Lebensgefühl gestaltend in der Jugend zur Herrschaft zu verhelfen. Eine radikale Krise ist in einer der ernstesten Stunden, die das deutsche Volk erlebt, über dieses hereingebrochen; eine grundlegende Umwälzung bahnt sich an, Neues will werden und in beidem, Verfallendem und Werdendem soll der Sinn der Krise gedeutet werden. Diese Deutung ist aber nichts anderes, als ein Ruf zur Besinnung. „Die Tat, die Geschichte, besteht in Durch denken und Nach denken". Die Tat der Jugend soll heute darin bestehen, auf den Grund durchzustoßen und dann einen Weg zu gehen, „der ihr von höherer Hand vorgezeichnet ist." Die junge Generation in Deutschland steht zwischen der zusammenbrechenden Welt des bürgerlichen Kapitalismus und der heraufsteigenden Welt des wahren Sozialismus: die heraufsteigende neue Welt ist die Aufgabe, die jedem Glied der neuen Generation gestellt ist. Diese Generation lehnt das absterbende Alte konsequent ab, sie hat dabei aber einen neuen Blickpunkt bekommen, sie löst sich vom Individualismus und es scheint sich in dieser jungen Generation langsam die Erkenntnis zu verbreiten, daß Geschichtslosigkeit eines Volkes „den Verzicht auf sein eigenes Selbst" bedeute. Die Geschichte erobert sich wieder ihre Geltung zurück.

Die neue Zeit, die langsam heraufkommt, fordert den neuen Menschen. Dieser neue Mensch hat die neue revolutionäre Tat zu vollbringen: an die Stelle der kapitalistischen Vorrechte muß der wahre Sozialismus gesetzt werden. Will der junge Mensch aber zu dieser Tat imstande sein, so muß er sich für sie rüsten und sich die Frage vorlegen: wie werden wir zu neuen Menschen? Gründel weist auch hier wieder darauf hin, daß nur Durchdenken und Nachdenken ans Ziel führen können und daß nur das geduldige Warten auf den kommenden Führer die junge Generation auf ihrer Wüstenwanderung durchhalten lassen kann. Diese Generation wird aber durchhalten, denn sie hat etwas Unüberwindliches einzusetzen: ihren Glauben.

Und an dieser Stelle des Zeugnisses der Jugend, ihres Ringens „um ihr Selbstverständnis", vor der Frage nach dem Werden des neuen Menschen — soll das Zeugnis von dem hineinklingen, „was nicht vergeht und alt wird, sondern unerschütterlichen Bestand hat und bedingungslos recht behält" (Langenfaß); das Zeugnis der älteren Generation, das ihr anvertraut ist, das nicht von ihr stammt und das die Jugend wohl erfühlen mag, dessen sie aber im Ringen um Scheidung und Entscheidung bedarf. Diesem Zeugnis ist auch die ältere Generation unterworfen worden. War die Unterwerfung aber so, wie sie dieses Zeugnis verlangt? Vielleicht liegt darin die schwerste Verfehlung der älteren Generation, daß es nicht so war, viel-

leicht hat die Jugend deshalb so schwere Mühe, sich selbst zu verstehen, vielleicht findet sie deshalb so schwer den Weg zum neuen Menschen. Unsere Geschichte hat schon einmal eine Höhe erreicht, auf der so klar Scheidungen vollzogen und zur Entscheidung aufgerufen wurde, wie beides sich jetzt anbahnt. Mitten in den Aufbruch der Jugend leuchtet die Erinnerung an diese Stunde wieder heller hinein: „die Sendung Luthers und seine reformatorische Botschaft". Heute wie damals keine selbstgewählte Haltung in der Zeit, heute wie damals, das sichere Bewußtsein der Sendung, damals das Zeugnis eines Einzelnen, das ihm um so gewisser war, je weniger er es aus sich selbst nahm, damals Scheidungen in unerhörtem Tempo und eine Entscheidung, der niemand entgehen konnte — heute noch ein Ringen um Gestalt und Entscheidung, ein Durchdenken und Nachdenken, ein Warten und geduldiges Weiterwandern; hier wie dort aber ein Unüberwindliches, das einsetzbar ist: ein Glaube.

Die Probe für die neue Generation auf ihrem Wege wird aber sein, ob sie erkennen wird, was das Wort „Sendung" besagen will. Davon wird das Werden des „neuen Menschen" abhängen. Das zeigt auch das Buch von Gründel, ebenso wie alle Gespräche, die in der Jugend anheben: zu dem Zeugnis, das aus der Welt ewiger Mächte zu uns hereindringt, ist noch kein Verhältnis vorhanden, nur zarte Ansätze sind spürbar. Luther erfüllte an unserem Volk eine bleibende Sendung: mit unerbittlichem Wahrheitsernst hat er die Abgründe des Daseins aufgerissen und den Menschen in sie einen Blick tun lassen, „damit das Zeugnis vom wahren Werden des neuen Menschen gehört und aufgenommen werde." Wollte man Luther nur zugestehen, daß er „die Freiheit der Persönlichkeit und des Gewissens" begründet hat, so ordnet man ihn in das Geschichtsbild eines optimistischen Idealismus ein. Dieser Optimismus einer liberalistischen Epoche ist noch nicht tot, er bedroht vielmehr die radikale Haltung der Jugend, die um ihr Selbstverständnis ringt und nicht in unwahren und vorzeitigen Optimismus münden soll; die Scheidungen müssen gründlich vollzogen werden, die Entscheidung revolutionär, umwälzend sein, das Zeugnis, welches in das Zeugnis der Jugend hineinzuschallen hat, muß besagen: es geht um Leben und Tod.

Historisch gesehen, liegen die Dinge so: Der Optimismus ist das Erbstück der Renaissance. Die Menschheit schlug am Ausgang des Mittelalters an verriegelte Tore. Der mittelalterliche Mensch führte seine letzten Reserven gegen den Tod, den Bedroher alles Lebens, ins Feld. „Asketische Abtötung, Verneinung des Lebenswillens, Preisgabe des Lebensrechtes" — das war die letzte Reserve. Die Todesmacht sollte durch Übersteigerung überwunden werden; die dumpfe Stimmung erfaßte immer weitere Kreise. — Da unternimmt die Renaissance den großen Gegenstoß: der Optimismus des Menschen greift voll Vertrauen nach dem Schatz der eigenen Kräfte und gestaltet sich selbst sein Leben. Der „neue Mensch" erhebt sich im 15. Jahrhundert mächtig gegen den „mittelalterlichen Menschen". Immer wieder, bis heute, rettet er sich aus allen Katastrophen heraus. Der Grund zu den Katastrophen des Renaissancemenschen und seinem Optimismus ist immer der gleiche: die Tatsache des Todes. Unser Leben steht unter dem großen Geheimnis, ist immer in seiner Gestaltung und in seinem Sinn bedroht. Wohl ist es möglich, eine verhüllende Decke über diese Wirklichkeit zu breiten, auslöschen

aber kann man die Wirklichkeit nicht. Sie tritt doch eines Tages erschütternd klar in Erscheinung. Die heutige Jugend sieht sehr deutlich, daß der Optimismus heute wieder zu einer Katastrophe geworden ist — darum will sie das Werden eines wahrhaft neuen Menschen.

Der große Gegenspieler des Versuches, die Wirklichkeit mit einer schillernden Decke zu verhüllen, war die Reformation. Schärfere Gegensätze gibt es nicht; der Humanismus, die Brücke zwischen beiden, zog sich mehr zu seinem Ursprung, der Renaissance, zurück. Luther aber brauchte keine Brücke, denn er deckte ja die Abgründe auf. Er zerbrach den Optimismus, er ließ sein Leben vom Mut zur Wahrheit tragen und war angesichts des Todes ein tatkräftiger Mensch; er nahm das Geheimnis, das über unserem Dasein drohend liegt, und wußte, daß das Bibelwort ungekürzt so lautet: „Es ist den Menschen gesetzt, einmal zu sterben, danach aber kommt das Gericht." Luther zerbrach den Optimismus und setzte sich mit dem Versuch des Renaissancemenschen, mit Erasmus auseinander. Er selbst ging den asketischen Versuch des mittelalterlichen Menschen bis ans Ende. Luther aber war auch „die große Gnade der geschichtlichen Stunde des deutschen, ja des abendländischen Menschen" gegeben: Er durfte das Zeugnis aus der anderen Welt in seine Zeit hineinrufen. So steht er, Luther, in der Mitte der deutschen Geschichte, „weil er ihr die Beziehung zum Ewigen zu bringen hatte."

Im geistigen Ringen der heutigen Jugend geht es, geschichtlich betrachtet, um die Entscheidung: hie Renaissance, hie Reformation. Keine vorzeitige und keine oberflächliche Scheidung darf heute, wo Todesernst durch unsere Zeit weht, vollzogen werden. Vorletzte Entscheidungen dürfen nicht vorgeschoben werden. „Das Selbstverständnis der neuen Generation muß vor das Zeugnis der letzten Instanzen gestellt werden." Kein neuer Renaissancemensch soll gezüchtet werden. Wesentlich ist vielmehr das: Bürgerlichkeit und Kapitalismus, die in Bolschewismus und Marxismus scheinbar ihre Gegenspieler haben, sind nicht verschiedene Wesen, sondern nur zwei Seiten des gleichen Wesens, nämlich des Renaissancemenschen. Fast hat es den Anschein, als nehme dieser im neuen Nationalismus eine dritte Gestalt an, fast scheint es, als wäre dem Renaissancemenschen das Spiel gelungen, dann würde er den Blick in den Abgrund, die Schau der unbedingten Wahrheit wieder verhindern und den Weg zu neuem Leben und zum neuen Menschen wieder verbauen. — Heute bereiten sich die Entscheidungen im Schatten des Todesernstes vor. Es geht um das tiefste Selbstverständnis der neuen Generation. Die vergangenen Epochen werden wieder verständlich. Die Menschheit war üppig geworden, man hatte das Lebensalter des Menschen durch naturwissenschaftliche und technische Errungenschaften zu verlängern vermocht, der Fortschritt der Zeit bahnt ein neues Verhältnis zu Tod und Leben an. Darin hat der Optimismus der liberal-bürgerlichen Welt seine Wurzel. Aber der Tod hat dem Interregnum des Lebens bereits den Garaus gemacht; der Weltkrieg war nur das Vorspiel seiner Herrschaft. Der Tod hat die Lebenssicherheit der Kulturmenschheit gründlich zerstört; er arbeitet mit den ältesten Requisiten seiner Kunst und stellt die neuesten Erfindungen in seinen Dienst. Sie entwinden sich dem Menschen und bedrängen ihn. Das Geld, früher ein Mittel, geeignet den Warenaustausch sinn-

gemäß zu gestalten und zum allgemeinen Wohl in Fluß zu halten, ist zum Diktator des Menschen geworden und verbreitet überall Todeshauch.

In diese Lage ist die neue Generation gestellt. Der gewaltig gerüstete Tod fordert zum Zweikampf heraus. Das Vorspiel ist verhallt, die Tragödie hat begonnen. Wir alle wirken und leiden mit. Es ist ein Kampf ums Dasein. „Die nackte Existenz ist bedroht und mit ihr die geistige Existenz". Man diskutiert nicht mehr philosophische Probleme, sondern man kämpft um die Entscheidung seiner Existenz. Das Fragen ist völlig persönliche Angelegenheit und wer Fragen stellt, muß, wie im Mittelalter oder zur Zeit der Reformation, bereit sein, die Antwort mit seinem Herzblut zu bezahlen. Jede Sicherheit ist geschwunden, keiner auch kann sich mehr den Fragen entziehen, die ihn bedrängen, jeder ist bloßgestellt, jeder in seinen Berechnungen und Hoffnungen enttäuscht. Der Ruf nach dem neuen Menschen wird immer lauter: Frieden, Ruhe, Lebenssicherheit — man würde sie für kein Geld wieder hergeben. Der Weg zum neuen Menschen aber muß ganz gegangen, die Wirklichkeit voll entschleiert, der Gegner Tod muß wirklich angenommen werden. „Es geht um die Richtung und Haltung des Lebens; ja noch mehr: um seine Neuschöpfung." Wir aber können diese nicht mit unseren eigenen Kräften tun. Das lehrt schon die Geschichte. Bleiben wir aber auf halbem Wege stehen, so hat der Tod das Spiel gewonnen; darum muß noch einmal eindringlich betont werden: die Scheidung an der rechten Stelle vollziehen und mit der Entscheidung an die Wurzel gehen. Mit menschlichen Kräften wird das nicht gehen, denn wir ertragen den Blick in den Abgrund des Todes nicht. Unser Geschlecht, verzweifelt an allem Bisherigen, ringt um das Verständnis seiner selbst, im Glauben an seine Sendung will es in die Zukunft hinaus. Und nun ist die Stunde gekommen, wo „das große Zeugnis des Ewigen gehört und aufgenommen werden muß." Der neue Mensch muß jetzt werden und muß mit neuen Kräften den Kampf aufnehmen.

Auf zwei Großkampfplätzen wird das Ringen ausgetragen werden. Der eine Kampfplatz ist der Gottesglaube und auf dem anderen spielt sich das Ringen um das Volkstum ab.

Den Kampfplatz des Gottesglaubens betritt die junge Generation nur äußerst vorsichtig. Sie fühlt, daß es ein Kampf um Leben und Tod sein wird. Die Bedrohung des Todes ist uns heute so nahe, daß wir uns keine verkappte Religion mehr bieten dürfen, die Gottesfrage will vielmehr mit unmißverständlicher Direktheit von uns aufgenommen werden. Die Fronten beginnen sich auch hier zu bilden, langsam zwar, aber immer deutlicher ist das Eine spürbar, daß alles von vorläufigen auf endgültige Entscheidungen hindrängt. Und hier fällt das Zeugnis der Reformation mit besonderem Gewicht hinein: das Wort vom Gerichtsernst Gottes und der menschlichen Sünde. Genau wie die alte, so geht auch die neue Generation um den Ernst dieses Wortes herum. Wenn die Jugend *dieses* Wahrheitswort aufnähme, könnte sie sich nicht gründlicher von allem Bisherigen scheiden. Denn dieses Wort bringt die Erkenntnis, warum der Mensch mit der Macht des Todes nicht fertig wird und warum er zu keinem neuen Werden kommt. „An dieser Stelle brach in der Klosterzelle zu Erfurt das Werk der Reformation auf", aus ihr erwuchs die Bewegung, welche die deutsche Geschichte wesentlich

bestimmt hat; da lagen und da liegen heute noch die Entscheidungen auf Leben und Tod.

Dieses wird auf dem zweiten Großkampfplatz deutlich, wo das Ringen religiöser Art ist. Volkstum oder Nation bedeuten Zusammenhänge, die nicht mehr äußerlich begriffen werden können. Die Jugend weiß, daß unser Volk als Ganzes vom Tode bedroht ist. Seit der Individualismus als Irrtum erkannt worden ist, wird nicht mehr um den einzelnen gerungen. Es entsteht nun die Frage, wie das Volkstum und unsere Aufgabe an ihm verstanden werden soll. Die Fronten verharren im Ringen um das Volkstum. Jeder glaubt, das Mittel gegen die Todesbedrohung zu haben, überall ist Wahres und Berechtigtes, nirgends aber das Echte, das zur vollen Entscheidung drängt. Auch hier leuchtet das Zeugnis der Reformation hinein: Volksgemeinschaft ist Gottes Wille. Gottes Wille aber ist verletzt worden, die Volksgemeinschaft muß wieder zurück in ihre ursprünglichen Zusammenhänge, die Scheidung für oder wider den Schöpferwillen muß vollzogen, die Entscheidung muß der Gehorsam unter das Zeugnis des lebendigen Gottes sein.

Überall bietet sich das gleiche Bild. Unsere Scheidungen „stärken die Hand der Todesmacht"; unsere Schlachtrufe bringen keine Klärung; unsere Kräfte reichen nicht aus. Unsere Entscheidungen bringen nichts schöpferisch Neues hervor. Die große Frage bleibt: wie werden wir neue Menschen? Im politischen Tagestreiben dringen Verzerrung, Unwahrhaftigkeit und Verschleierung immer mehr ein. Soll die junge Generation warten, bis sie dran kommt? In ihren Reden braucht sie ein Wort, bei dem sie bleiben sollte: Glaube. Ein Wort des Ahnens und Suchens, in dem die Richtung über die menschlichen Grenzen hinaus wohnt — das Metaphysische, das unsere Enge sprengt und uns von uns selbst wegweist. Von hier aus gewinnt auch das Wort „Sendung" seinen Sinn. Denn selber können wir uns nicht senden. Nur Einer kann uns senden, der die Wirrnis unserer Ziele löst und uns das Ziel weist; der unsere widerstreitenden Kräfte löst und uns die Kraft schenkt, die Leben schafft. Dieser Eine muß mächtiger sein als der Tod. Er, der Herr, von dem wir uns abgewendet haben, muß wieder als Herr anerkannt werden.

Schon einmal erfüllte das deutsche Volk die Sendung, die Botschaft von diesem Herrn „in das Gewirr menschlicher Weisheitsstimmen" hineinschallen zu lassen. Das war zur Zeit der Reformation, als Martin Luther das Werkzeug des Herrn der Welten war und die Botschaft vom Kreuz und der Auferstehung Jesu Christi verkündigte. Die Entscheidung des Glaubens ist der Anfang zum Werden des neuen Menschen.

Gegenwart und Wissenschaft.

Über diese Frage sprach bei Eröffnung der diesjährigen Marburger Ferienkurse im Rahmen des Gesamtthemas „Deutschland in der Gegenwart" Joh. Wilh. Mannhardt [1]).

[1]) „Gegenwart und Wissenschaft" von J. W. Mannhardt. Deutsche Rundschau. November 1932.

„Kann und darf Gegenwart Gegenstand der Wissenschaft sein?" so lautet die erste Frage, die von den „berufenen Wortführern" verneint wurde, ebenso wie die dem Sinne nach gleiche „kann die Gegenwart objektiv behandelt werden?" Im Gegensatz hierzu stehen „wir Jüngeren, die wir ... uns vom Boden abgesetzt haben, auf dem sich Blüte und Verfall einer Weltanschauung vollzogen haben, wollen aus diesen Andeutungen lernen, wie stark zeitgebunden selbst eine ganz gesichert erscheinende Wissenschaftsauffassung ist, wie selbst die Wissenschaft letztlich auf Annahmen ruht, die nicht beweisbar sind, sondern auf einem Glaubensgrunde stehen."

Demnach scheint — wenn keine Wissenschaft voraussetzungslos sein kann — auch die wissenschaftliche Behandlung der Gegenwart gleichfalls möglich.

Die jüngste Vergangenheit im philosophischen Denken steht noch unter dem Zeichen des deutschen Idealismus und wurde beherrscht „von der Macht des geschichtlichen Denkens. War dieses auch eine innere Reaktion auf die Übersteigerung der Abstraktion, schon vom Zeitalter der Romantik an zeigt es sich, daß beide Richtungen sich gut miteinander vertrugen, am besten in den Zeiten ihres Verfalls. Man darf nie vergessen, daß auf der Höhe des Idealismus und der historischen Schule die deutschen Menschen trotz ihrer Neigung zur Abstraktion nicht die Forderungen des Tages vergessen." Trotz aller Polaritäten des Daseins, waren sie doch erfüllt von einem „einheitlichen Lebensgefühl."

Im Bereich des reinen Denkens trat das „jetzt Seiende" zurück hinter dem „immer Seienden" — das Geschehen in der Gegenwart blieb mehr und mehr unbeachtet.

Als diese Art Lebensgefühl mit seinen Trägern der Vergangenheit angehörte, wurde die Philosophie Fachwissenschaft und „machte den Idealismus, der nun für sie eben nur noch Geschichte war, zum Dogma: sie erstarrte zum Kritizismus und Historismus." Dieser Situation bemächtigte sich die Naturwissenschaft, der der Gegenwart entfremdete Mensch verfiel völlig ihrem Dogma von der unverbrüchlichen Bindung des Geistes an die Materie und ihre Gesetze. „Leben und Lehre klafften darüber auseinander und dem Leben gegenüber schien die Lehre restlos gleichgültig."

„Bis auf den heutigen Tag steht denn auch die herrschende Wissenschaft und mit ihr die Stätte ihrer Pflege, die Universität, unter dem Schatten des deutschen Idealismus... Wissenschaft ist das Weiterdenken in den Kategorien der deutschen Idealisten." „Die Dinge werden nicht so herangezogen, wie sie sind oder wie sie uns erscheinen, sondern wie und soweit sie von jenen Großen gedacht, vor allem aber von ihren Epigonen weitergedacht sind." Im 16. Jahrhundert waren es die homines religiosi, die dem ganzen deutschen Volkstum ihr gemeinsames Lebensgefühl aufprägten, am Anfang des 19. Jahrhunderts „waren es Gelehrte, Wissenschaftler."

Dieser gemeinsame Standort des 16. Jahrhunderts fehlt der heutigen Wissenschaft, das Spezialistentum wies jedem Gelehrten seinen Standort an. Was sie verbindet, ist bloß die Idee des Dienstes an ihrer Wissenschaft. „Das ist die letzte große Abstraktion des Lebens."

Die Folge davon ist, daß die „künftige Führerschicht während ihrer Studienzeit geistig aus ihrer Gegenwart und Umwelt herausgenommen und in eine Welt der Abstraktionen, zuletzt von der Art des Positivismus hinein-

versetzt worden ist." Der Deutsche gewöhnte sich daran „mit der Gegenwart erst fertig zu werden, wenn sie bereits Geschichte geworden war."

Unter der Überschrift „das neue Lebensgefühl" versucht der Verfasser nun die positive Seite dieser Zeitwende zu zeichnen. Das Auseinanderfallen von Leben und Lehre sollte durch eine verstandesmäßige Synthese ersetzt werden — aber es stellte sich heraus, daß ein Ausweg von der Wissenschaft her überhaupt nicht gefunden werden konnte. „Wir können nicht in die letzten Geheimnisse der Geschichte, in die Epochenwechsel und in das Steigen und Sinken der Völker hineinschauen."

Die Jugend sah die sie umgebende Gegenwart nicht mehr „mit den Augen der Idealisten, Historiker und Materialisten unter ihren Vätern" — sondern „mit den eigenen Augen und Sinnen empfand sie die Zwiespältigkeit und Seelenlosigkeit des Daseins." Der Weltkrieg tat das seinige dazu, um ihr die Augen zu öffnen. Sie erlebten den Gegensatz von „Tatwirklichkeit und genießerischer Ideologie." Die Entscheidung von Tod und Leben weckte wiederum die Frage nach dem Sinn des Lebens. Die alten Antworten genügten nicht mehr, denn die alte Welt, aus der sie entstammten, „ging in Philosophie, in Staat und Wirtschaft von selbst in Trümmer." „So geht gegenwärtig der Kampf in Deutschland ... zwischen zwei Generationen, zwischen dem Willen zum freien Neuschaffen und zum Festhalten an einem System."

Diese neue Aufgabe vollzieht sich oder muß sich doch wieder auf einer „irgendwie durch die Tradition fundierten Grundlage" vollziehen. Die Frage „wozu lebt der Mensch" verlangt eine Antwort. „Darum ist unsere Zeit und unsere Jugend so stark mit Politik geladen." „Selbstverständlich bleiben Religion und Philosophie, auch wenn sie sich nun nicht besonders personifizieren, tragender Lebensgrund. Aber Joh. 1, 1 übersetzen die Männer diesseits der Wende so nachdrücklich wie noch nie mit „Im Anfang war die Tat."

Die Wissenschaft war zur Lösung dieser Aufgabe nicht berufen, das cogito ergo sum hatte seinen Sinn verloren, weil sich hier die Antwort nicht mehr aus der Logik ergeben konnte.

„Während die alte Zeit noch auf ihre Weise arbeitet, so schafft und wirkt heute die neue bereits auf die ihrige," von jener bekämpft und verdächtigt, doch aber wieder dazu verurteilt mit der Zeit mehr und mehr an sie anzuknüpfen. „Zwischen den Zeiten steht als größter Wegbereiter Nietzsche." Aber entscheidender für die junge Generation war Spenglers Untergang des Abendlandes. Gegen diese Ideen konnte man nicht mit der üblichen Kritik aufkommen, sondern nur mit der „frei schaffenden, die Gefahren bannenden Tat."

Wenn die Wissenschaft nicht beiseite stehen will, so wird auch die Wissenschaft sich wandeln unter dem neuen Lebensgefühl und vor der Aufgabe, ein gültiges Weltbild zu schaffen. ... „Sie zieht auch das nicht Denkbare und Seiende in ihren Bereich."

„So steht die Wissenschaft völlig anders vor der Gegenwart."

Ist die Wissenschaft bloß bedingt vom „Ethos des Dranges nach Wahrheit" bleibt sie doch ewig gleich. Aber sie ist zugleich Inhalt des Forschungsergebnisses und Methode und hier vom Zeitgeist abhängig und dem Wechsel unterworfen.

„So wird die Zukunft Geistes- und Naturwissenschaften wieder in einer Einheit zeigen."

Die junge Generation bestreitet die Voraussetzungslosigkeit der Wissenschaft, mithin erhebt sich die Frage „wer hat recht?" „Letztlich ist das eine Frage der Persönlichkeit. Wer selbst am meisten geistige Zucht an sich übt, wer *echt* ist, d. h. aus wem sein *Mutterboden ungebrochen zurückstrahlt*, wer vom Zeitgeist ganz besessen ist, durch ihn aber möglichst viel ewiges Licht empfängt, wird für seine Epoche und in Fällen besonderer Begnadung für die Geschichte der Künder *der* Wahrheit sein."

Der Verfasser fordert eine Gegenwartswissenschaft in anderem Sinne, als wie sie der Historiker, dem auch die jüngste Vergangenheit Gegenstand der Forschung ist, behandelt. „Denn jener untersucht ja das *Geschehen* auf dem Grunde des Seins, also auch des Gewordenseins oder des Seins als Werden, während der Historiker das Geschehene, das Gewesene unabhängig von seinem Fortwirken als seinen Gegenstand beansprucht."

Und diese Gegenwartswissenschaft soll die *Politik* werden. „Man hat einen Widerstreit zwischen Wissenschaft und Politik erkennen wollen, statt einzusehen, daß die Politik ebenfalls ein Gegenstand der Wissenschaft und Lehre ist. Können wir uns dann wundern, daß der deutsche Mensch so unpolitisch ist, daß er in politicis so zügellos, in der Wertung des Politischen so flatterhaft ist?" „Es gilt der Politik ihre Machtstellung im Lebensganzen auch für die Wissenschaft einzuräumen, hier ihre Eigenständigkeit zu begründen und zu beweisen." „Die ersten Semester der Hochschulzeit sind die gegebenen Jahre, Politik zu lehren."

R. v. E.

„Die deutsche Universität Dorpat in ihrer geistesgeschichtlichen Bedeutung".

Von R. von *Engelhardt*.

Wenn diese Zeilen die Leser unserer Zeitschrift erreichen, wird die obengenannte langjährige Arbeit des Schriftleiters bereits in den Händen seiner Landsleute sein.

„Geschichte ist nur soweit wirklich Geschichte als bindende Verpflichtung, soweit sie heute lebendig ist" — mit diesen Worten unseres verstorbenen Landsmannes Adolf Harnack, die er in seinen Vortrag „Geschichte und Geschichten" im Jahre 1911 in Riga sprach, mag Sinn und Aufgabe der Geschichte der Universität Dorpat kurz gekennzeichnet sein. „Am Maß ihrer heutigen Wirkung, an ihrer Dauer im Sinn steter lebendiger Befruchtung soll ihre Berechtigung erwiesen werden. Retrospektiv als Methode, nicht retrograd als Wirkung — das ist das wesentliche Kennzeichen der Geschichte, die befreit ist vom drückenden Ballast, von der Fessel, vor der Nietzsche warnte. Das ist das Zeichen, das dem modernen Menschen Symbol geworden ist: Kein Stillstand, nur stetes Werden, nicht Traumweben in der Vergangenheit, sondern Wachleben in der Gegenwart." [1])

[1]) R. v. Engelhardt. Die deutsche Universität Dorpat usw. Schlußabschnitt „Ausklang" p. 521.

Das war die Aufgabe, die sich der Verfasser gestellt hatte, als er im Auftrage zahlreicher baltischer Organisationen und Verbände seine verantwortungsvolle Arbeit unternahm. Nicht eine Sammlung von Materialien zur Geschichte der Universität, quellenmäßig gesichtet und geschichtskritisch geordnet, lag in seiner Absicht, sondern eine zusammenfassende Darstellung des deutschen Universitätsgeistes, wie er fast ein Jahrhundert lang das geistige Leben unserer Heimat bestimmt und befruchtet hat, sollte uns jenes Geistesgut in Erinnerung bringen, das uns in der „Zeitwende", in der wir stehen, verloren zu gehen droht.

Als Schriftleiter dieser Zeitschrift hat der Verfasser sich bemüht, immer wieder darauf hinzuweisen, daß die geistig-bewegenden Kräfte im Baltentum, sofern sie sein Daseinsrecht auch für heute erweisen wollen, in gerader Linie ihren Ursprung aus jener Brunnenstube herleiten müssen, die einst als deutsche Universität Dorpat das Land mit dem Quellwasser geistigen Lebens speiste.

Trotz allen Umbruchs im Denken der heutigen Welt, trotz Krisen und Katastrophen, gilt noch heute das Bekenntnis, daß einer geistigen Gemeinschaft erst dann der endgültige Tod droht, wenn sie den Glauben an die eigenen, ihre Art und ihren Charakter bestimmenden Kräfte verloren hat, wenn sie das Band, das sie mit der eigenen Vergangenheit verbindet, für endgültig zerrissen hält.

Es gilt also für heute ebenso wie für alle Zeiten, immer wieder auf jene bauenden lebendigen Kräfte hinzuweisen, die gegen Widerstände aller Art doch imstande waren, eine geistesgeschichtliche Gemeinschaft im Baltenlande zu schaffen, die sich trotz allen allzumenschlichen Beiwerks vor der Welt sehen lassen konnte.

Wenn diese Kräfte in gleichem Sinne von Alt und Jung in ihrer Bedeutung für die Gegenwart erkannt würden, so wäre damit eine Brücke zwischen den Generationen geschlagen, die jenes für Deutschland aktuelle Problem der Generationen uns gar nicht in der Schärfe fühlbar machte. Wenn irgendwo, so hat unser Baltentum trotz aller Spannungen, oder fast möchte man sagen — infolge dieser Spannungen eine Kontinuität seiner organischen geistigen Entwicklung gezeigt, wie sie uns nicht allzuhäufig in der Geschichte begegnet. Diese Kontinuität aufzuzeigen hat sich der Verfasser der Universitätsgeschichte zum Ziel gesetzt.

Es war und ist wohl zu allen Zeiten das Vorrecht einer jüngeren Generation gewesen jeden sich anbahnenden Gestaltwandel mit dem ganzen leidenschaftlichen Gestaltungsbedürfnis der Jugend dem Alter gegenüber als Zeitwende von einschneidender Bedeutung zu betonen, bis auch dieser Vorgang sich dem gereiften Blick als selbstverständliche Stufe, als organische Metamorphose in jedem Lebensprozeß darstellt.

So hat auch die Generation, die vor einem halben Jahrhundert jung war und im Zeichen eines Nietzscheschen Individualismus stand, die sich mit dem Rembrandtdeutschen eins wußte in der oppositionellen Haltung einer Wissenschaft gegenüber, die durch allzuweitgehende Spezialisierung ihre Fühlung mit dem Leben verloren zu haben schien, die aus einem weitgehenden Liberalismus heraus für sich das Recht herleitete die einst feststehenden Normen und Dogmen ihrer historischen Kritik zu unterziehen, sich nicht für den

Treuhänder altbaltischer Tradition gehalten, sondern für den Vorkämpfer einer neuen Lebensgesinnung. Aber auch in diesem scheinbar revolutionären Wandel in den Grundanschauungen der damaligen Jugend steckte doch, wenn auch stark verdeckt durch die Kampfesstellung gegen das Althergebrachte, ein starkes Stück baltischer Tradition, baltischen Persönlichkeitsbewußtseins und Selbstbestimmungsrechtes, das in der Folgezeit auch diese auf den ersten Blick hohe Flutwelle glättete und sie in das Gefälle einer normalen Entwicklung einebnete.

Wenn diese individualistische Welle von Deutschland her auch unseren vorgeschobenen nordöstlichen Posten erreichte und die konservativen Geister in Unruhe versetzte und sie veranlaßte ihre Warnerstimmen zu erheben, so wurde sie zugleich zu einer neuen Kraftquelle für das Land, das sich durch die intensivere Berührung mit dem geistigen Mutterlande doch wieder zum Kampf mit dem Slawentum gestärkt und seines Deutschtums bewußt fühlte.

Im Grunde liegt dem Balten das Revolutionäre nicht, er ist zu sehr durch seine historische Situation mit seinem Boden, seinem Stamm und seiner Sippe verwachsen, um der ausgesprochen slawischen Gefahr der geistigen Ackerlosigkeit ausgesetzt zu sein, er ist in der Hinsicht durchaus konservativ, zu vornehm, um für eine Idee den Stolz der Herkunft auszuschalten, aber er hat andererseits sich auch nicht davor gescheut, die Tradition selbst auf ihr objektives Recht hin vor dem Richterstuhl der Geschichte zu prüfen.

Von solchen Gesichtspunkten aus hat die Geschichte der Universität nicht nur als Reminiszenz eine Bedeutung für unsere Zeit, sondern vor allem für eine Erkenntnis der bleibenden Werte und Kräfte, die einst unser Baltentum zu hoher Blüte gebracht haben.

Der Verfasser hat sich bemüht, dieser Aufgabe nach Möglichkeit gerecht zu werden, ohne den Schein eines laudator temporis acti zu erwecken und vor allem unserer heutigen heranwachsenden Generation jene Zeiten ins Gedächtnis zurückzurufen, um das gesinnungsmäßige Bindeglied zwischen ihr und uns fester zu knüpfen, das allein eine starke einheitliche Front in unserer schweren Schicksalslage bilden kann.

Es steht dem Verfasser nicht zu, darüber zu urteilen, ob er seinen Zweck mit dem Buche erreicht hat, aber er hofft, daß es unzweideutig der Ausdruck des Bekenntnisses ist, daß alle politischen und wirtschaftlichen Fragen der Gegenwart, die auch uns in ihren Bann zu ziehen drohen, letzthin ihre Lösung nur finden können von der Einsicht in unsere angestammten und verpflichtenden geistigen Werte und Kraftquellen.

Sollte die „Geschichte der deutschen Universität Dorpat" diese Selbstbesinnung unseres deutschen Baltentums wecken und fördern, so liegt darin der Dank des Verfassers für das ihm von seinen Heimatgenossen geschenkte Vertrauen, jenen Zeiten ein bleibendes Denkmal zu setzen. R. v. E.

Schriftleitung: Dorpat, Teichstr. 30. * Verantwortlicher Schriftleiter: Direktor Alfred Walter. * Herausgeber: Prof. Ernst Masing. Prof. Ernst Blessig. * Bezugspreis: für ein Halbjahr 1.50 Kr. (mit Zust. 1.60 Kr.); Deutschl. 2 Rmk.; Lettl. 2.25 Ls. Einzelnummer 0.25 Kr. * Best. empfängt: die Geschäftsstelle der „Revalschen Zeitung", Reval, Raderstr. 10. Postfach 51. * Zahlstellen (laut Konto „Estl. Verlagsgesellschaft Wold. Kentmann & Ko.") — in Riga: Rigaer Kreditbank; in Deutschland: Postscheckkonto Berlin 122602.

Gedruckt in der Estländischen Druckerei A.-G., Reval.

Aus deutscher Geistesarbeit

Monatsschrift für wissenschaftliche und kulturelle Fragen der Gegenwart

Schriftleitung: Dr. R. v. Engelhardt — Dorpat

Nr. 12 Freitag, den 23. Dezember 1932 8. Jahrgang

Zum Jahresschluß.

Das Goethejahr neigt sich seinem Ende zu und der Name Goethes, der so laut über den ganzen Erdball erklang, wird wieder übertönt vom Geräusch und Geschwätz des Alltags, wird bald wieder in der Not und Ratlosigkeit unserer Tage vergessen sein.

Denen, die das Steuer der europäischen Politik und Wirtschaft in Händen zu halten scheinen — wir sagen absichtlich „scheinen", denn wer hat eigentlich heute die feste, auf einen sicheren zielbewußten Kurs eingestellte Steuerhand — ist schon längst der Name Goethes, nachdem der Vorhang nach all' den Gedenkfeiern sich senkte, entfallen. Was hätte wohl Goethe noch zu der heutigen Weltlage zu sagen? Man geht über ihn zur Tagesordnung über.

Aber auch die andere, mehr geistig eingestellte Front, die von „Scheidung und Entscheidung" [1]) des vom Wirrsal dieser Welt umgetriebenen Menschen, von seiner Sinnesänderung allein Heil und Gesundung erwartet, auch die Stimmen derer, die es begriffen haben, daß Politik und Wirtschaft niemals Endzweck der Menschheit, sondern Mittel und Weg zu höherem Ziele sein sollten, sein müßten — auch von ihnen hört man nicht mehr den Namen Goethes. Denn liegt nicht in dem Appell an die Jugend von kirchlicher Seite her ebenso, wie vom mehr diesseitigen Lager her in der Ermahnung, aus dem vertieften Situationsbewußtsein der Zeit die Wegweiser für und in unsere Zukunft zu finden, ein Erziehungsprogramm, das mit voller Bewußtheit die Auseinandersetzung mit Goethe als fakultativ zulässig, nicht aber als obligatorisch für jeden denkenden Deutschen hinstellt?

Und dabei handelt es sich nicht um diesen oder jenen, die sich im Chor der Stimmen berufen fühlen, das letzte erlösende Wort zu sagen, sondern um Köpfe, welche in den Augen der Öffentlichkeit bereits das Zeichen des

[1]) Vergl. Nr. 11, H. Petersen's Referat über „Scheidung und Entscheidung u. s. w." von Langenfaß.

Prophetentums, des nicht nur berufenen, sondern auserwählten an der Stirn tragen.

Wir begegnen ihren Namen in Zeitschriften und Zeitungen täglich und wir werden schon müde und taub von dem vielstimmigen Konzert, in dem jeder nach Kräften auf seinem Instrument seinen Schutzheiligen und Propheten preist. Überreich ist das Angebot, aber die Auswahl schwierig.

Wer wird hierbei nicht an erster Stelle aufhorchen, wenn der Name eines Oswald Spengler genannt wird! In der letzten Volksausgabe seiner „politischen Schriften“ [1]) sind folgende Vorträge, teilweise im Zweitdruck, teilweise als Erstdruck erschienen: Das Doppelantlitz Rußlands und die deutschen Ostprobleme (Febr. 1921). Die Formen der Weltpolitik. (April 1924). Das Verhältnis von Wirtschaft und Steuerpolitik seit 1750 (September 1924). Das heutige Verhältnis zwischen Weltwirtschaft und Weltpolitik (Nov. 1926). Hinzu kommen noch die bereits früher erschienenen: Preußentum und Sozialismus (Herbst 1919). Politische Pflichten der deutschen Jugend (April 1924). Neubau des Deutschen Reiches (1924).

Spengler selbst äußert sich im Vorwort (1932) zu diesen meist ein paar Jahre zurückliegenden Vorträgen: „Das ist es, was ich in diesen Jahren sagte und schrieb, nicht für den Augenblick, sondern für die Zukunft. Ich sehe schärfer als andere, weil ich unabhängig denke, von Parteien, Richtungen und Interessen frei. Ich habe die Dinge vorausgesehen, wie sie sich organisch, schicksalhaft entwickelten und weiter entwickeln werden. Ich sehe noch mehr voraus, aber ich fühle mich einsamer, als je, nicht etwa wie unter Blinden, sondern wie unter Leuten, die ihre Augen verbunden haben, um den Einsturz des Hauses nicht zu sehen, und die mit ihren Hämmern daran hantieren. Aber ich wiederhole immer und immer wieder, daß ich lediglich Tatsachen beschrieben habe, für Leute, die staatsmännisch denken und handeln können, und nicht für Romantiker. Will man nicht endlich hören und nicht nur lesen? Ich warte darauf.“

Wer wird es einem Spengler, dem Verfasser „Des Untergangs des Abendlandes“ verdenken, daß er im Tone des auserwählten Mannes, Richters und Propheten redet, der sich nicht scheut, seinem eigenen Volk Worte, wie diese — ins Gesicht zu sagen: „Glühende Scham müßte uns ergreifen, wenn wir Fremden vor Augen treten mit dem Gedanken an das, was wir waren und was wir sind. Aber daß die wenigsten von uns das wirklich fühlen, daß Unzählige sich in dem Unrat dieser Jahre mit Behagen betten, daß sie bereits vergessen haben, daß es anders sein könnte und anders war, das gehört zu dem, was einen in schlaflosen Nächten mit Verzweiflung überfällt.

Haben wir das verdient? Sind wir endlich dort, wohin uns unser Volkscharakter verweist? Prahlerisch im Glück, würdelos im Unglück, roh gegen Schwächere, kriechend gegen Starke, schmutzig auf der Jagd nach Vorteilen, unzuverlässig, kleinlich, ohne sittliche Kraft, ohne echten Glauben an irgendetwas, ohne Vergangenheit, ohne Zukunft — sind wir das wirklich?

Nur weil es nicht so ist, weil wir endlich den trennenden Strich zwischen dem deutschen Volk und den Anstiftern und Nutznießern des

[1]) Verlag C. H. Beck. München 1932. 338 Seiten RM. 3.60, in Leinen 4.80.

Zusammenbruchs ziehen können und wollen, wagen wir es, Anspruch auf eine größere Zukunft zu erheben. Aber es handelt sich hier und heute darum, rücksichtslos das Geschwür am deutschen Körper aufzusuchen, um eine lange und schleichende Krankheit zu heilen." [1]).

Das sind sicherlich beherzigenswerte Worte, aber wem von denen, die ohne Parteibrille die Lage Deutschlands nach dem Kriege betrachten, sind sie nicht geläufig? Eine gesunde und ehrliche Kritik der gegenwärtigen Situation macht noch keinen Propheten.

Im letzten Grunde ist es doch wieder der enge Umkreis von Politik und Wirtschaft, der Spenglers Prophetie umgrenzt. Macht, Recht und Pflicht sind die Begriffe, mit denen er operiert, mit Hilfe derer allein das kulturell, oder richtiger gesagt, das zivilisatorisch gebändigte „Raubtier Mensch" diese Welt wieder einrenken soll.

Nirgends hat Spengler unzweideutiger seiner Neigung zum antitheatischen Radikalismus Ausdruck geliehen, als in dem kurzen programmatischen Aufsatz „Mensch und Technik" [2]). Zerbricht man aber, wie Spengler es tut, jede Brücke zwischen dem ursächlichen und zielgerichteten Denken, zwischen dem Betrachtenden und Tätigen, so bleibt folgerichtig dem Zukunftspropheten nichts anderes übrig, als sich radikal für ein „Entweder — oder" zu entscheiden, entweder für den „Wikinger des Blutes", oder den „des Geistes", für den Tatsachenmenschen und gegen den Wahrheitssucher, oder umgekehrt. Liegt nicht eine erstaunliche Selbsttäuschung in der Behauptung Spengler's, seine düsteren Zukunftsbilder beruhten auf einer reiner erschauten Wirklichkeit, auf Tatsachen. Es ist der gleiche Anspruch, den die „neue Sachlichkeit" erhebt, wobei es diesen Wirklichkeitspropheten völlig entgeht, daß es „der Herren eigener Geist" ist, der die Tatsachen so und nicht anders sieht, der ihren Wert und ihre Ordnung doch in letzter Hinsicht von seinem Standpunkte aus bestimmt.

Steht einmal die Spenglersche Behauptung fest, daß der Mensch das vornehmste Raubtier ist, so passen natürlich Begriffe wie Opferwille, Hingabe, Demut, Ehrfurcht und ähnliches nicht mehr in dieses Schema und gehören in den weiten Rahmen des Idealismus", der „Feigheit" oder „Flucht aus der Wirklichkeit" ist.

Das ist es, was uns gegen diese Art Prophetie mißtrauisch macht: die Unfähigkeit die Dinge dieser Welt perspektivisch zu sehen, die eben doch nicht nur, wie es den Anschein hat, sich „im Raum stoßen", nicht nur neben- und gegeneinanderstehen, sondern auch zueinander, die irgendwo und irgendwann zusammenlaufen. Diese Art „neuer Sachlichkeit" zerreißt das Ganze dieser Welt in einzelne Stücke, die sich nie mehr zusammenfügen lassen — und doch wird es wohl auch bei dem einschneidenden Gegensatz von Wahrheit und Irrtum eine übergeordnete Wahrheit geben, in deren Rahmen sogar der zeitweilige Irrtum als Weg zu ihr seinen berechtigten Platz hat. Mag auch aller Optimismus und Idealismus eine Fälschung der Wirklichkeit,

---

[1]) Aus O. Spengler's Polit. Schriften „Neubau des Deutschen Reiches", Seite 187.

[2]) Ausführliche Besprechung in dieser Zeitschrift 1931. Nr. 10. „Oswald Spenglers Menetekel" von R. v. E.

eine Illusion sein, diese Grundhaltung dem Leben gegenüber gehörte jedenfalls Zeiten an, die wir zu den wertvollsten und fruchtbarsten in unserer geistigen Entwicklung zählen.

Von dem prinzipiellen Gegensatz von Staat und Volkstum, Geist und Natur ist bei Spengler nichts zu spüren, nichts von einer „Kultur der Mitte", aus der heraus erst alle wirtschaftliche und politische Reform erwächst. Blut und Rasse, die wiederum von anderen Kreisen als einziges Zeichen der Berufung gewertet werden, ignoriert Spengler.

Auch der vielgewandte und -gewandelte Graf Keyserling, die letzte welke Blüte des Intellektualismus, scheint in seinem letzten Vortrag in München über „Geist, Seele, Blut" völlig vom Naturhaften, vom Blutbegriff abzurücken und an seine Stelle das Seelenhafte, Geistverbundene als echt deutsches Erbe zu setzen. „Geist habe nichts zu tun mit Intellekt, der wie Blut der biologischen Ebene angehöre. Die erste Äußerung des Geistes sei der Mut: der habe nichts zu tun mit Blut, das niemals bereit sei, sich zu opfern. Die zweite Äußerung sei der Glaube. Der Geist könne nicht Widersacher des Lebens sein, nur der Intellekt." [1]) Wie bei jeder Begegnung mit Keyserling, ist es auch hier schwierig, seinen Standort zu bestimmen. Macht man diesen Versuch von einzelnen Sentenzen des Philosophen aus, so steht er, von der nächsten aus gesehen, schon wieder auf anderem Boden. Hier scheint er ganz Spengler, dort wieder Klages, dann plötzlich er selbst, Keyserling, der sich im nächsten Satz widerlegt. Zum mindesten ist es überraschend vom Philosophen zu hören, daß der Intellekt „auf die biologische Ebene" gehöre, daß opferbereiter Mut nie aus dem Blut erwachse. Ist denn die instinktive Opferbereitschaft der Mutter für das Junge in der ganzen Tierwelt nicht Bluterbe? Ist denn der hypertrophische Intellekt nicht der Verfälscher unsres naturhaften, also biologischen Erbes gewesen? Keyserling sieht in der Problematik des Deutschen seine politische Tragik, „was nicht problematisch sei, würde von den Deutschen entweder nicht bemerkt oder in ein Problem übergeführt," aber daß das Problematische ein Wesensmerkmal des Organischen ist, scheint ihm zu entgehen. Auch diese Prophetie zeigt uns in ihrer pythischen Zwei- und Mehrdeutigkeit weder Ziel noch Weg.

In seinem Vortrag „Neubau des Deutschen Reiches" begegnet sich Spengler wiederum mit jenen Erziehungsreformer(n), die in das Bildungsprogramm des Deutschen von heute unbedingt die Politik, allgemeiner ausgedrückt, die Gegenwartslage aufgenommen wissen wollen [2]). Wir haben unsere Bedenken diesen Vorschlägen gegenüber bereits ausführlich geäußert. Noch eins wäre hinzuzufügen: es liegt ein allzu einseitiger Radikalismus in der Schlußfolgerung, da alle Wissenschaft von Voraussetzungen ausgehe, also niemals voraussetzungslos sein könne, so läge kein Grund vor, die politische Lage der Gegenwart, die immer subjektiv bewertet werde, nicht in das Lehrprogramm der Schulen aufzunehmen. Die demokratische Verheißung, daß aller Unfriede, alle Zwietracht dieser Welt beseitigt wären, sobald

[1]) Zitiert nach einem Referat aus den „Münchener Neuesten Nachrichten" Nr. 331, vom 5. Dez. 1932.

[2]) Vergl. hierzu „Hochschule und Politik" in Nr. 1, p. 6 dieser Zeitschrift und „Gegenwart als Wissenschaft" in Nr. 11.

die Politik öffentlich würde, nicht mehr hinter den verschlossenen Türen der Diplomaten die kaum sichtbaren Netze gesponnen würden, ist nicht in Erfüllung gegangen. Im Gegenteil: die scheinbare Öffentlichkeit der Völkerbundverhandlungen ist ein Spiel vor den Augen Europas, um die eigentlichen Drahtzieher der Politik und ihr dunkles Treiben gerade vor diesen Augen zu verstecken. Für die Politik gilt heute in ganz besonderem Maße das Wort Nietzsches: „womit soll sich heute der Adel beschäftigen, da es nachgerade für unanständig gilt, sich mit Politik zu befassen", denn in dem gleichen Maße, wie aus der Politik mehr und mehr das Heldenhaft-Starke dem Händlerisch-Pfiffigen und Geschmeidigen Platz macht, muß sie sich maskieren und verbergen, maskieren mit hochtönenden Worten und Begriffen, wie Gerechtigkeit, Friedensliebe, Opferbereitschaft. Soll nun mit der Lehre von der Gegenwartslage auch die Technik dieses Garderobenwechsels in den Schulen gelehrt werden? Das liegt doch eigentlich nicht im Aufgabenkreis der Schule, sofern sie Charaktere und Persönlichkeiten heranbilden soll.

Es ist ferner üblich in jenen Kreisen, das alte frühere Erziehungsprogramm der deutschen Schulen über Bord zu werfen, weil es angeblich schuld daran gewesen sei, dem Deutschen in einer Welt idealistischer Träume den Blick für die reale Wirklichkeit zu trüben. Wiederum muß hier darauf hingewiesen werden, was von uns bereits mehrfach wiederholt worden ist, daß der für Deutschlands Zusammenbruch entscheidende Eintritt Englands in den Weltkrieg nicht in erster Linie aus Furcht vor der deutschen wirtschaftlichen Konkurrenz erfolgte, sondern tieferen Gründen entsprang. Es war Englands berechtigte Angst vor dem deutschen Erfindergeist, der in letzter Hinsicht doch wieder ein Produkt der deutschen Schule war, nämlich als Erziehung zu jenem von Goethe so stark betonten Suchen nach dem Punkte, „wo das Problem anhebt", das von Keyserling, wie wir oben zeigten, von Grund aus mißverstanden worden ist.

Dieses „Suchen nach dem Problem" ist der Boden, aus dem jede Erfindung, jede Entdeckung erst hervorwächst, es schafft erst jene geistige Unruhe, die den ganzen Menschen in Spannung versetzt, bis er die Lösung gefunden hat und zur zeitweiligen Ruhe kommt. Nicht aber, wie beim Engländer, ist die einmal geglückte Lösung der Weisheit letzter Schluß, sondern sie wieder gibt dem Deutschen erneut die Aufgabe, noch weiter nach einfacheren Lösungen zu suchen. Das macht ihn zum Erfinder.

Wir haben uns weiterhin auseinandergesetzt mit jenen, die aus dem vertieften Situationsbewußtsein der Gegenwart[1]) die Normen zu finden hoffen, die unsere Wegrichtung bestimmen sollen. Ist nicht auch diese Hoffnung im Grunde eitel, da alle Norm und Wertung der Tatsachenwelt doch von einem gewissen a priori herstammt, daß alle Erfahrung bereits in einen festen Wertrahmen hineingestellt wird, der jedem Erlebnis seinen sicheren Platz anweist. Dieser rein empirische Weg kann doch zu nichts anderem führen, als zu einem billigen und banalen Lebensutilitarismus, der sich geschmeidig jedem Windwechsel in der Tatsachenwelt anpaßt. Liegt nicht der Beweis für diese aus den Tatsachen gefolgerte unbeständige Wertwelt in dem veränderlichen Gesicht jeder Politik, jeder Wirtschafts-

[1]) Vergl. H. Freyer. Litt. u. A.

reform. Dort scheint ja gerade jene Elastizität und Biegsamkeit des „geprägten Charakters" vonnöten, die das Persönliche zu Gunsten der reinen Sachlichkeit in den Hintergrund drängt. Dieses auf den allernächsten Zweck gerichtete Denken, Reden und Tun züchtet einen Relativismus, dem schließlich auch das weitgesteckte Ziel zur Beute fällt, durch welchen die straffe zielgerichtete Persönlichkeit verbogen wird. Die Tatsachen lehren uns niemals Werte und Normen, sie sind dazu da, damit wir sie unter unsere Werturteile stellen, sie in unser Wertstufenreich einordnen. Die Tatsachen, die Welt der Wirklichkeit, müssen wir kennen — wer wollte das leugnen — um den rechten Weg durch ihr Wirrsal zu finden, um sie zu Trägern unseres Wertwillens, unsrer Wertverwirklichung zu machen — oder im Gegensatz zu ihnen, das gesteckte Ziel zu erreichen. Aus jener Vergötzung der Tatsachenwelt stammt auch das verhängnisvolle Mißverstehen jenes oft gehörten Wortes vom „Boden der geschichtlichen Tatsachen", auf den man sich bewußt stellen müsse. Das ist in den allermeisten Fällen — insbesondere in der heutigen Zeit — ein Boden, der keineswegs heilig gesprochen werden darf, sondern auf den heute eher das alttestamentliche Wort vom „verflucht sei der Acker," paßt. Von Grund aus „umackern", das ist das Gebot, das heute „dem Boden der geschichtlichen Tatsachen" gegenüber am Platze ist.

Das kann naturgemäß nur geschehen von einer festen Wertordnung aus, die dem Menschen unverbrüchliches Maß und Norm ist.

Daher der Ruf von christlicher Seite nach Metanoia, Sinnesänderung.

Wir haben auch dieser Richtung Rechnung getragen und sie unseren Lesern nahegebracht, nicht ohne auch auf diesem Fragengebiet vor dem Radikalismus und der Einseitigkeit zu warnen. Man hat den Eindruck, als vergesse diese Bewegung, daß ein lebendiges Christentum wohl von einer vertieften Theologie her befruchtet, aufgerüttelt werden könne, daß aber niemals die Theologie die einzige Pforte zum Christentum der Gesinnung und Tat sein kann.

Hierzu kommt noch dieses: ist es vom erzieherischen, auch dem christlich erzieherischen Standpunkt aus richtig, ist es fruchtbar, dem sorgenbelasteten Menschen von heute, auch dem, den schuldlos das allgemeine Geschick betroffen hat, der mit dem in erster Linie Schuldigen das Schicksal teilen muß, sein Leben in jeder Hinsicht unter asketischem Verzicht zu führen, unter dem Druck einer genußten, nicht gewollten Arbeit oder gar unter dem schlimmeren der völligen Aussichtslosigkeit überhaupt eine Arbeit zu finden, unter dem Verlust eines geordneten Familienlebens, überhaupt unter der Last eines freudlosen Daseins, das jeden Antrieb zur Tat, weil aussichtslos, im Keim erstickt — ist bei solcher Belastung die Mahnung zur Einkehr, zu vertieftem Sünden- und Schuldbewußtsein der einzige Trost, den die Kirche heute ihren Gliedern bieten kann?

Wo ist hier noch eine Spur jenes göttlichen Funkens zu finden, der in einem tatfrohen Christentum steckt, der den Menschen nicht nur an sein Unvermögen erinnert, sondern ihn aufrüttelt und zuruft „du kannst, wenn du willst!" Hat unsere Kirche es vergessen, daß der Schwache und Kranke niemals von dem Bewußtsein seines Unvermögens, seines Nichtkönnens geheilt werden kann, wenn der Arzt ihn beständig nur an dieses

erinnert und ihm nicht den Glauben zurückgibt, doch mehr zu können, als er selbst bisher glaubte.

Ist das geistige Situationsbewußtsein der Gegenwart denn ein solches, daß die Selbstsicherheit der Menschen erschüttert werden muß, um sie zur Besinnung zu bringen und sie dorthin zu weisen, von wo allein ihnen Hilfe kommen kann? Das Gegenteil scheint der Fall zu sein: es herrscht eine Ratlosigkeit, Hoffnungslosigkeit und Unsicherheit in Zielen und Wegen, das von heute auf morgen gesteckte Ziel scheint wieder vor einer verschlossenen Pforte zu enden, man schließt die Augen vor dem Übermorgen, weil jeder Tag schon seine Plage hat!

Ist es da nicht verständlich, daß die Sorge nicht weiter sieht, als bis zum nächsten Tage, daß sie nicht daran denken kann, auf weite Sicht Zukunftspläne zu entwerfen, sondern sich darauf beschränkt, sich und die Seinen wenigstens für den folgenden Tag zu sichern.

„Man fragt nicht mehr, was man tun müßte, damit es besser werde, sondern man fragt, wie man sich auf das Kommende einstellen könne, damit man sich sichert." [1]) „An die Stelle des optimistischen Fortschrittsglaubens ist eine apokalyptische Geisteshaltung getreten: Es kommt, wehe, es kommt eine Katastrophe! Und zwar handelt es sich auch hier um eine *säkularisierte Apokalyptik*. An die Stelle des Weltgerichts tritt die „Wirtschaftskatastrophe", an die Stelle des Johannes auf Patmos tritt der Prognostiker, der mit Statistik ausrechnet, wie es kommen wird." Mag man auch, wie Stapel diese Erscheinungen in das Bereich des *Allzumenschlichen* verweisen, das uns keinen Schritt vorwärts bringt, so muß doch jeder, der sich berufen fühlt, zu helfen und zu raten, mit dieser Sachlage rechnen. Gegenüber dieser kurzfristigen „Prognosensucht" ist Stapels Rat gewiß zu beherzigen, daß wir wieder fragen müssen: „Welche *Aufgaben* haben wir, wofür sind wir *verantwortlich* und *wem* sind wir verantwortlich? Wir müssen unsere Augen von der Zukunft abwenden auf das, was wir zu *tun* haben. Wir müssen unsere als richtig erkannte und als notwendig geglaubte Aufgabe erfüllen, *gleichviel was danach kommt*."

Gewiß, darauf kommt es an, wer aber entscheidet die Hauptfrage, worin diese unsere „notwendig geglaubte Aufgabe" besteht?

Und da möchten wir zum Schluß des Jahres noch eine Frage stellen, die doch im Rahmen des sogenannten Goethejahres berechtigt erscheinen dürfte, wenn auch die Antwort, die wir geben, vielleicht auch nur eine individuell „notwendig geglaubte" ist.

Wir fragen: ist der Name Goethes deshalb in der ersten Jahreshälfte so oft genannt worden, ertönte sein Echo von den äußersten Enden unseres Erdballes, um seinen Klang plötzlich wieder verstummen zu lassen, ihn mit dem Ruf abzutun „laßt die Toten ihre Toten begraben", und ihn, den Lebendigsten der Toten, wieder von neuem einzusargen?

Fast hat es den Anschein, daß dem so ist! Aber doch erheben sich immer wieder hier und da Stimmen, denen sein Name auch noch heute

[1]) „Deutsches Volkstum". W. Stapel „Die Prognosensucht" im I. Dezemberheft 1932.

Aufgabe und Sendung bedeutet. In zwei bemerkenswerten Goethereden [1]) hat Leopold Ziegler zu dem Thema das Wort ergriffen.

Was uns veranlaßt heute wiederum auf Goethe zurückzukommen, mit einem Wort zu seinem Gedächtnis sein Jahr zu beschließen, ist dieses: man erinnert sich vielleicht, daß Thomas Mann Goethe als Repräsentanten des eigenen demokratisch-bürgerlichen Ideals gepriesen hat, als echt bourgeoisen Typus, der in der gleichen Welt zu Hause war, wie er, der Künder „der Forderung des Tages". Diesem verzeichneten Bilde stellt Ziegler sein Goethebild gegenüber. Gewiß kam Goethe aus der engen Welt bürgerlicher Aufklärung, die dafür gesorgt hatte, daß Mythos und Heroismus vor dem Licht der verstandesmäßigen Aufklärung völlig verblaßten. Dieser bürgerlichen, „an sich achtbaren und ehrenwerten, Gesittung dürfen wir gewiß viel Gutes nachrühmen und müssen es sogar.

Nichtsdestoweniger stellt sie, fast liliputanisch eingeengt und verkleinert, in jedem Zug die Gegenwelt des Mythos, Gegenwelt des Heroen dar. Worauf zielt schließlich die Hauptforderung der ganzen Aufklärung? Sie zielt auf sauberes und genaues Denken in scharf umgrenzenden Begriffen, zielt auf eine gesteigerte Wachheit des Verstandes, der weder in Wissenschaft noch Leben das mindeste zulassen soll, was seiner diskursiven Logik widerstreitet." (L. Ziegler.)

Was dem Dichter, dem Künstler, besonders teuer ist, „jeder Rückstand aus mythisch-religiöser Vergangenheit, der übervernünftigen Eingebung, Erleuchtung oder gar Offenbarung", d. h. alles das, was Platon „poietische" Seelentätigkeit, also im eigentlichen Wortsinn „schöpferische" nennt, wird von dieser verbürgerten Welt abgelehnt. „In ausgemachtem Gegensatze also zu den „poietischen" Geisteskräften bevorzugt die Aufklärung die „kritischen". Kritik, das ist Scheidung und Prüfung, Urteil und Abgrenzung, steht hier mit Schroffheit gegen Poiesis, das ist Schöpfung und Grundlegung, Tat und Dichtung." (Hier steht an erster Stelle als Kritiker Kant, aber in ähnlicher Weise kann hier Spengler genannt werden.) Der „typische Bürger" „verachtet von Grund aus die brotlosen Künste", die der von ihm angestrebten und geförderten „Verwissenschaftlichung des Lebens" entgegenstehen. „Der Dichter ist da — aber was gibt es inmitten einer aufgeklärten Unwelt für ihn noch zu dichten?" Aus dieser Situation des Dichters, in einer ihm feindlichen Welt, entsteht sein Protest gegen eben diese Welt der geordneten, respektablen Bürgerlichkeit, so entsteht zuerst Goethes Werther, „das beispiellose, aufwühlende und bis ins Mark erschütternde Erlebnis von der vollkommenen Unvereinbarkeit des eigenen Soseins mit der geltenden Gesellschaftsordnung, an welchem Goethe zum Dichter wird." Und schon hier tut Goethe den entscheidenden Schritt, der ihn aus der bürgerlich, ständisch oder berufsmäßig gegliederten Gesellschaft hinaus und höher führt. „Jenseits des Bürgers, jenseits der Aufklärung, gewahrt der Dichter des Werther den ersten dämmernden Umriß des Menschen an und für sich, der weder mit dieser oder jener individuellen Erscheinung, noch mit den beruflichen Exponenten einer besonderen mentalen

[1]) L. Ziegler. Zwei Goethereden und ein Gespräch. Leipzig. Koehler und Amelang.

Verfassung, einer besonderen sozialen Gruppe je zu verwechseln ist: gewahrt er den Menschen, der in jedem erdenklichen Zeitalter sein Zeitalter überwipfelt, in jeder erdenklichen Gesellschaftsordnung diese Gesellschaftsordnung durchbricht. Noch immer also den Rebellen, noch immer den Protestanten."

Es ist über alles Zeitbedingte hinaus ein „Rückgriff in tiefer geschichtete Seelenlagen, eine Rückbesinnung . . ."

Und das Idealbild, der Archetyp aller Goethischer Empörergestalten — eines Götz, Egmont, Paracelsus-Faust, Cäsars und Machomets — ist Prometheus. Aber die versiegelte Sphäre der Mythik erschließt sich dem Sohne der Aufklärung wahrhaftig nicht von heute auf morgen." Es ist ein langer mühevoller Weg, den Goethe gehen muß.

Und wie hier der Dichter, um sich selbst zu finden, in die mythische Urzeit flüchtet, und später im Alter in den noch sagenumsponnenen fernen Osten, so bleibt er aber damit nicht stehen auf einem der bürgerlichen Welt entrückten Standort, sondern kehrt mit dem Wilhelm Meister zu jener Welt zurück, „in welcher der Trotz der Promethiden gegenstandslos geworden ist, weil sie für die Metamorphose Platz hat." Diese Metamorphose aber ist nicht mehr eine im Sinne der anfänglich „theatralischen Sendung" Wilhelm Meisters, als auf die Kunst des Schauspielers bezogene Fähigkeit, sondern auf das Leben selbst als organisches Gesetz übertragen.

Und über diese Stufen, die der Begriff Metamorphose selbst in Wilhelm Meister erfährt, findet Ziegler den Weg zu Goethes Naturbetrachtung.

Der Ertrag dieser Betrachtung ist nicht an dem naturwissenschaftlich als wahr und richtig Erkannten zu bemessen, denn was in diesem engeren Umkreis heute für unumstößlich richtig gilt, kann, in das Gesamtweltbild gestellt, völlig anders aussehen. Goethes Gesichtswinkel, unter dem er die Natur und ihre Ordnung sieht, ist der der alten Kosmologie. Das Weltganze in seiner Gesamtheit ist der Rahmen, in den er die Einzeltatsachen stellt. Und hier hat auch die Erscheinung der Metamorphose ihren Platz: Es sind nicht mehr blasse Analogien oder scheinbar parallele Erscheinungen, wenn Goethe in der Welt der Geschichte, in dem Wachstum der Kulturen auch das gleiche Wesensgesetz der Metamorphose erblickt, wie in dem Gestaltenwandel seiner Urpflanze. Es ist das organische Weltgesetz, das sich ebenso auf jeder Stelle des weiten Spielraumes zwischen Mensch und Welt, zwischen Mensch und Gott behauptet, wie in der Gestaltwerdung eines jeden Organismus.

„Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis! Denn alles Vergängliche mit seinen Wandlungen in der Zeit „meint" das Unvergängliche außer der Zeit, welches diese Wandlungen trägt und gründet."

Und Ziegler schließt seinen Vortrag mit den nachdenklichen Worten „und das wäre allerdings Goethes äußerste Paradoxie, die bisher noch kein Christ zu Ende dachte — daß nämlich der Mensch zunächst die Ordnungen der Welt menschlich vollendet haben mußte, um dadurch den Ordnungen Gottes die Möglichkeit zu geben, sich göttlich zu vollenden." „. . .Einmal darf Faust begnadet, darf sogar Ahasver erlöst werden. Aber ausnahmslos erst dann, wenn sie ihre Zeit durchgehalten haben und von ihrem Wesensgesetz nicht abgefallen sind."

Liegt nicht hier der Schlüssel zu dem „offenbaren Geheimnis" Goethe, das ihn auch heute noch in diese Welt der „Irrungen und Wirrungen" stellt, die ihn noch heute „zeitgemäß" erscheinen läßt!

Denn so wird es wohl sein: „nach ehernen, ewigen Gesetzen müssen wir alle unsres Daseins Kreise vollenden" und diese Gesetze, die ebenso für den Einzelnen gelten, wie für die Gemeinschaft, sind uns gegeben nicht in einem nur „hier" oder einem nur „dort" ihres Geltungsbereiches, sondern einem hier und dort — als für Bürger zweier Welten, eine Tatsache, die heute immer wieder vergessen wird.

Ziegler gibt uns zum Schluß noch ein „römisches Gespräch", in welchem der Philosoph dem Weisen von Weimar in Rom begegnet und Goethe nun der gegenwärtigen Welt gegenüberstellt.

Da mag zum Schluß noch ein Wort, das der Autor Goethe in den Mund legt, am Platze sein, da es den Finger auf den Punkt legt, auf dem die unfruchtbare demokratische Gleichmacherei jeden Versuch einer wahrhaften Führung illusorisch macht.

„Doch müßte sich in der Folge diese falsche Übertragung desto härter rächen, als der siegende Liberalismus, eine der allerwichtigsten Voraussetzungen jedes echt harmonischen Geschehens mit Starrsinn bekämpft — nämlich das organische Gesetz der Stufung." . . . „Wir dürfen darüber nicht vergessen, daß auch jetzt eine Harmonie zwischen ganz Gleichen beinahe unmöglich ist, zwischen Höherem und Niederem hingegen nicht bloß möglich, vielmehr bis zu einem gewissen Grade sogar natürlich ist. Zuweilen hat mich der Gedanke nicht losgelassen, Harmonie sei überhaupt nur ein anderer Ausdruck für Hierarchie . . .", denn „jede richtige Hierarchie tritt nach außen hin als Harmonie in Erscheinung."

„Die menschliche Persönlichkeit zur wirklichen Hierarchie auszukristallisieren, deucht mir die schwerste aber auch vornehmste der Tugenden."

Das ist unsere „notwendig geglaubte Aufgabe".

*

In letzter Stunde fällt uns noch das Dezemberheft der „Zeitwende" in die Hände, und wir dürfen an einem Aufsatz, der in engstem Zusammenhang mit dem oben Gesagten steht, nicht vorübergehen, denn auch aus dem Gegensätzlichen müssen wir zu lernen suchen.

In dem Aufsatz von Walter Künneth „Vom Sinn des Organischen" werden zwei Bücher besprochen, von denen das eine insbesondere uns und unsere Leser angeht: es sind P. Krannhals „Das organische Weltbild" und das vom Hygienemuseum herausgegebene „Der Mensch", für welches in entscheidendem Sinn der Schreiber dieser Zeilen mitverantwortlich ist.

In kurzen Zügen seien hier die Bedenken skizziert, die der Kritiker vom Standpunkt der „Zeitwende" und der kirchlichen Theologie aus gegenüber dem „organischen Weltbild" erhebt.

„Die faszinierende Geschlossenheit und die berauschende Kraft organischer Weltanschauung ist nicht zu bestreiten. Sie ist der notwendige Pendelausschlag gegen die Epoche der Blindheit für das organische Daseinsgefühl. Und doch ist mit dem Begriff des Organischen noch nichts Letztes

ausgesagt. Was ist entscheidend, die weltanschauliche, religiöse Qualität des Organischen? Was ist der Sinn organischen Lebens? Damit wird das Problem der Deutung des Organischen dringlich. Es kommt nun alles darauf an, in welche Götterbeziehung die Welt des Organischen gesetzt wird. Ist das organische Leben identisch mit der ursprünglichen Schöpfungswelt selbst, so daß auf ihm noch der paradiesische Glanz seiner Reinheit liegt? Oder hat auch die organische Wirklichkeit teil an der Fraglichkeit und Gebrochenheit alles Irdischen, ist auch sie mit hineingegangen in das Weltverderben, in die Massa perditionis, von der Augustin redet? Es gibt aber noch eine dritte Möglichkeit, diese Sinnfrage zu lösen. Ist das Organische vielleicht unmittelbar gleichzusetzen mit dem Schöpferischen, dem ewigen Urgrund des Lebens selbst, erfassen wir im organischen Leben unmittelbar das Geheimnis der „Gott-Natur"?

Das sind letzte Fragen. Je nach der Antwort offenbart sich, ob die organische Weltschau und Sinngebung als Existenzgrundlage ausreicht oder nicht, ob sich in ihr der unvergänglich sprudelnde Quellgrund der Erneuerung von Kultur, von Welt und von Menschheit auftut oder ob auch sie, wie alle Weltanschauungen vor ihr in verhängnisvoller Illusion befangen ist. Die vorliegenden Werke versuchen beide eine Antwort. Sie geben beide prinzipiell eine Lösung, zögernd und andeutungsweise R. von Engelhardt, zielbewußt und entschlossen P. Krannhals.

Hierzu eine kurze Bemerkung: der geehrte Kritiker der von mir verfaßten Abschnitte im „Menschbuch" hätte meinen Lösungsversuch nicht „zögernd und andeutungsweise" genannt, wenn er vorher einen Blick in meine „organische Kultur" getan hätte. Auch dort habe ich es allerdings vermieden, mich grundsätzlich mit der christlichen Auffassung auseinanderzusetzen aus dem einfachen Grunde, weil es in meiner Absicht lag einen und, wie mir schien, den Hauptweg zu zeigen, der aus unserem mechanisierten und überintellektualisierten Weltbild von heute hinausführen kann. Es erschien mir schon viel damit gewonnen, wenn dieser Weg erkannt würde und der Sinn einer lebendigen Ordnung, die doch wohl im Schöpfungsplan der Welt gelegen haben muß. Ich sehe nicht ein, warum dieser Weg den Zugang zur via regia verschütten soll, der zu den Pforten des Heiligen führt und ich höre aus folgenden Worten des theologischen Kritikers die weitgehendste Übereinstimmung heraus: „Das ist die Wahrheit der Wendung zum Organischen in der Gegenwart, daß in ihr ein Hinweis auf die schöpfungsbedingte Kraft des Daseins erfolgt. Das Organische trägt einen Ordnungscharakter, der von Gott gesetzt ist. Wer die organische Gesetzmäßigkeit verachtet, verachtet Gottes Ordnung. Das ist der Fluch des materialistischen Mechanismus, daß er in Leugnung der organischen Ordnungen, in Selbstauflösung versinkt. Das organische Leben dieser Welt ist eine Ordnungsgegebenheit, die nicht willkürlich verletzt werden darf. So umfaßt und bejaht die evangelische Weltsicht die entscheidenden Aussagen, wie sie in den beiden Büchern hervortreten." Das ist eine viel weiter gehende Zustimmung zu den Gedanken der Organologie, als ich sie heute von modern theologischer Seite erwartet hätte.

Nun aber folgt der schwerwiegende Einwand, dem der, welcher in der organischen Ordnung eine Ordnung Gottes sieht, wie der Kritiker selbst,

schlechterdings nicht zustimmen kann: „Organische Lebensordnung aber ist nicht ursprünglich fleckenlose Schöpfungsordnung, sondern Ordnung Gottes zu Erhaltung dieser gefallenen Welt. Darum hat auch das organische Leben teil an dem Gefallensein der gottgelösten Menschheit . . . Das ist das prinzipielle Mißverständnis der Lebensphilosophie, daß sie um diese entscheidende Bestimmtheit des Organischen als Ordnung der gefallenen Welt nicht weiß, das ihre Illusion, daß sie die Kreaturlichkeit des Organischen übersieht und dem Geschöpf an Stelle des Schöpfers Freiheit, Selbstbestimmung und Herrschaft zuschreibt. Auch das organische Leben ist ein totverfallenes Leben . . ."

„Freiheit, Selbstbestimmung und Herrschaft" wird dem Geschöpf nur insoweit zugebilligt, sofern es sich dem Gesetz und der Ordnung des Schöpfers in demütigem Gehorsam unterwirft, das ist noch lange nicht ein Setzen des Geschöpfes an Stelle des Schöpfers.

Völlig unverständlich bleibt es aber, wenn durch „eines Menschen Schuld die Sünde in die Welt gekommen ist," daß nun die ganze Welt des Organischen, Pflanze und Tier, auch unter diesem Fluch „der gefallenen Welt" stehen sollen? Daß auch ihr Tod — der Sold der Menschensünde sein sollte?

Auch die radikalste Theologie von heute kann an dem organischen Gedanken nicht mehr vorübergehen, aber mehr denn je bedarf es, um die neuerdings wiederum zerbrochenen Brücken zwischen Christentum und idealistischer Lebensphilosopie aufzubauen, einer tiefen und umfassenden „philosophischen Anthropologie."

R. v. E.

Psychoanalyse und Dichtung[1]).

Unter obigem Titel berichtet R. Woerner (Universität Würzburg) über „Seelenprobleme der Gegenwart" von C. G. Jung (Zürich, Raschers Verlag).

„Wie die Pflanze nicht ein bloßes Erzeugnis des Bodens ist, sondern ein in sich selbst ruhender, lebendiger schöpferischer Prozeß, dessen Wesenheit mit der Beschaffenheit des Bodens nichts zu tun hat, so will das Kunstwerk betrachtet sein als eine alle Vorbedingungen frei ergreifende schöpferische Gestaltung. Sein Sinn und seine eigentümliche Art ruht in ihm selber. Ja, man könnte fast sagen, es sei ein Wesen, das den Menschen und seine persönlichen Veranlagungen nur als Nährboden benützt, über dessen Kräfte nach eigenen Gesetzen verfügt und sich selbst zu dem gestaltet, was es aus sich selber werden kann.

Mit solchen Wesensbestimmungen stellt sich Jung neben Broder Christiansen („Die Kunst", 1930), und es ist uns eine besonders wertvolle Bestätigung seiner Kunstauffassung, wenn der Vertreter der analytischen Psychologie und der Philosoph der Kunst unabhängig von einander, der eine ausgehend von Grundtatsachen des Seelenlebens, der andere von

---

[1]) Aus „Münchener Neuesten Nachrichten" vom 12. Dez. 1932, Nr. 338.

der Eigengesetzlichkeit der künstlerischen Form, zu vollkommener Übereinstimmung gelangen müssen. Beider moderne Bestrebungen sind wiederum, sozusagen, vorbegründet in Goethes Anschauungen, Goethes, der das Schaffen des Menschen als wesenseins erschaute mit dem Schaffen der Natur. Wie goethisch mutet es an, wenn Jung ausführt: Das ungeborene Werk in der Seele des Künstlers ist eine Naturkraft, die entweder mit tyrannischer Gewalt oder mit jener subtilen List des Naturzweckes sich durchsetzt, unbekümmert um das persönliche Wohl und Wehe des Menschen, welcher der Träger des Schöpferischen ist. Das Schöpferische lebt und webt im Menschen wie ein Baum im Boden, dem er seine Nahrung abwingt.

Nicht als wären diese heutigen Forschungsergebnisse nur Wiederholung goethischer Erkenntnisse! Es sind Bereicherungen und Begründungen, die weiter und weiter führen. Wir werden jetzt belehrt, den schöpferischen Gestaltungsvorgang anzusehen wie ein lebendiges Wesen, das der Seele des Menschen eingepflanzt ist. Die analytische Psychologie nennt dies einen autonomen Komplex, der als abgetrennte Teilseele ein selbständiges, der Herrschaft des Bewußtseins entzogenes psychisches Leben führt, und, entsprechend seiner Kraft, als übergeordnete Instanz das Ich in seinen Dienst nehmen kann. Aus solcher Herkunft des Kunstwerks erklärt sich dann sein eigentlicher, d. h. symbolischer Charakter, der seine Echtheit bezeugt. Symbol aber heißt: Möglichkeit und Andeutung eines weiteren und höheren Sinnes, jenseits unseres derzeitigen Fassungsvermögens. Symbolcharakter bekundet sich durch Fremdartigkeit von Bild und Form; durch Gedanken, die nur ahnungsweise zu erfassen sind: durch eine bedeutsame Sprache, deren Worte bestmöglich noch Unerkanntes ausdrücken und also Brücken sind, zu einem unsichtbaren Ufer hinübergeschlagen. Jung führt den Ausspruch Gerhart Hauptmanns an: „Dichter heißt, hinter Worten das Urwort erklingen zu lassen."

Wenn die Literarhistorie zu verzeichnen hat, wie einige unserer Dichter, nachdem Verständnis und Teilnahme für sie oder doch einzelne ihrer Werke lange gleichsam geschlummert haben, plötzlich wieder entdeckt werden, so entnimmt der Psychologe die Erklärung auch hierfür seiner Kunsterkenntnis. Wir „entdecken" einen Kleist, einen Hölderlin oder den 2. Teil des Faust, wenn unsere Bewußtseinsentwicklung eine höhere Stufe erklommen hat, von der aus betrachtet der alte Dichter uns etwas Neues sagt. Es lag zuvor schon in seinem Werke, war aber verstecktes Symbol, welches zu lesen uns nur durch eine Erneuerung des Zeitgeistes verstattet ist. Es bedurfte anderer neuer Augen, denn die alten konnten darin nur sehen, was sie zu sehen gewohnt waren.

Das große, das symbolische Kunstwerk taucht empor aus einer Sphäre unbewußter Mythologie, deren urtümliche Bilder Gemeingut der Menschheit sind. Jung bezeichnet diese Sphäre als das kollektive Unbewußte und scheidet sie von einem persönlichen Unterbewußten, das eine relativ oberflächliche Schicht gleich unter der Schwelle des Bewußten ist, die Schicht aller psychischen Vorgänge und Inhalte, die wir „verdrängen", weil unser Bewußtsein sie nicht wahr haben will. Auch aus dieser Schicht fließen der Kunst

Quellen zu, aber trübe, die, wenn überwiegend, das Kunstwerk nicht zu einem symbolischen, sondern zu einem *symptomatischen* machen. Diese Art von Kunst mag ohne Schaden der Freudschen Purgiermethode überlassen bleiben.

Das kollektive Unbewußte ist unter normalen Bedingungen überhaupt nicht bewußtseinsfähig, darum auch nicht analysierbar. Es existiert ja auch an und für sich gar nicht — es ist nur der Name für jene angeborenen Möglichkeiten von Vorstellungen, die selbst der kühnsten Phantasie bestimmte Grenzen setzen, weil sie, könnte man sagen, Kategorien der Phantasietätigkeit sind, gleichsam Ideen a priori. Sie erscheinen nur im *gestalteten* Stoffe als regulative Prinzipien seiner Gestaltung. Erst aus dem vollendeten Kunstwerk vermögen wir — vermag auch der Künstler selbst (Broder Christiansen) — die primitive Vorlage des urtümlichen Bildes durch Rückschluß zu erkennen.

Das urtümliche Bild ist eine mythologische Figur, sei es Dämon, Mensch oder Vorgang. Diese Bilder oder Archetypen, die sich im Laufe der Geschichte stets wiederholen, wo immer sich die schöpferische Phantasie frei betätigt, sind gewissermaßen das formulierte Endergebnis zahlloser typischer Erfahrungen der Ahnenreihe, uns seit Urzeiten im Gedächtnis, oder anatomisch ausgedrückt, in der Gehirnstruktur vererbt. In jedem dieser Bilder ist ein Stück menschlicher Psychologie und menschlichen Schicksals eingeschlossen, ein Stück Leid und Lust, das in der Ahnenreihe ungezählte Male erlebt worden.

Jede Beziehung auf den Archetypus, sei sie erlebt oder bloß dichterisch vorgestellt, ergreift uns wie eine übermächtige Gewalt. Wir sind in solchen Augenblicken nicht mehr Einzelwesen, sondern Gattung, das Empfinden der ganzen Menschheit erhebt sich in uns. Schon Schiller sagte, die Gestalten des Dramas seien symbolisch für unser Gemüt — die Menschheit im Menschen. Wenn der Dichter mit Urbildern spricht, spricht er wie mit tausend Stimmen und trägt das, was er bezeichnet, aus dem Einmaligen empor in die Sphäre des Immer-Seienden. Dadurch löst er auch in uns alle jene hilfreichen Kräfte, die es der Menschheit je und je ermöglicht haben, sich aus aller Fährnis zu retten und auch die längste Nacht zu überdauern. *Das ist das Geheimnis der Kunstwirkung.*

Diese kurze Zusammenfassung — jedoch meist in des Autors eigenen, stets vorzüglich gewählten Worten — bietet zugleich von dem Wert, wie von der Art und dem Stile dieses und der dreizehn übrigen Vorträge und Abhandlungen eine verläßige Probe. Sie geben, sagt das Vorwort, dem aufmerksamen Leser Kunde vom Streben und Mühen um das gewaltige Problem „Seele", das den heutigen Menschen vielleicht in noch höherem Maße quält, als es seine nahen und fernen Ahnen beschäftigt hat. Sie verdanken ihre Entstehung Fragen, die das Publikum an den Verfasser gestellt hat, und die Antworten sind aus seiner persönlichen und beruflichen Erfahrung hervorgegangen. Wie schon die Überschriften zeigen, erhellen die einen mehr von der beruflichen Seite, aber stets allgemein verständlich „Probleme der modernen Psychotherapie", dann deren „Ziele", den „Gegensatz Freud und Jung", die „Psychologische Typologie", „Die Struktur der Seele"; die

andern (darunter ein hinzugefügter Aufsatz von W. M. Kranefeldt) erleuchten unsere Bewußtseinsinhalte, d. h. was immer wir von der Welt wissen und wessen wir unmittelbar inne werden, im weitesten Umfang: „Seele und Erde", „Der archaische Mensch", „Die Lebenswende", „Die Ehe als psychologische Beziehung", „Analytische Psychologie und Weltanschauung", „Komplex und Mythos" (Kranefeldt), „Geist und Leben", „Das Seelenproblem des modernen Menschen". Sämtliche aber wollen uns lebensverwertbar geben, was unserer so merkwürdigen Zeit am meisten not tut — und das ist: „Nicht eine intellektuelle Anschauung zu haben, sondern den Weg zur inneren, vielleicht wortlosen, irrationalen Erfahrung zu finden."

Das wichtigste, ja das Gesamtergebnis aus allem, was in diesem Buche dargetan wird, scheint mir demnach an einer Stelle des Vortrags über „Geist und Leben" ausgesprochen zu sein. Die Gültigkeit seelischer Tatsachen, heißt es da, kann weder der Erkenntniskritik, noch der naturwissenschaftlichen Erfahrung unterstellt werden. Ein Beispiel, das jedermann kennt: die Naturwissenschaft hat nirgend einen Gott entdeckt, die Erkenntniskritik beweist die Unmöglichkeit der Gotteserkenntnis, die Seele aber tritt hervor mit der Behauptung der Erfahrung Gottes. Gott ist eine seelische Tatsache von unmittelbarer Erfahrbarkeit. Wenn dem nicht so wäre, so wäre von Gott überhaupt nie die Rede gewesen. Die Tatsache ist in sich selbst gültig; sie kann sogar die unmittelbarste und somit die allerrealste Erfahrung sein, die weder belächelt, noch wegbewiesen werden kann."

Fedor Stepun: „Theater und Kino" [1]).

„Dinge und Menschen vergehen, wenn sie ihrem Wesen untreu werden." Die Geschichte der größten Leistungen des neuzeitlichen Theaters ist aber nichts anderes als die Geschichte seines Selbstverrats. Die Wurzel dieses Verrates ist in der rationalistischen, positivistischen und fortschrittsgläubigen Weltanschauung des mit der französischen Revolution zum Siege gelangten Bürgertums zu suchen. Die immer zunehmende Rationalisierung oder Entzauberung der Welt ... hat dem europäischen Theater nicht nur die einstmalige Bedeutung der religiösen Handlung, sondern darüber hinaus auch noch den Charakter einer feierlichen theatralischen Lebensgestaltung genommen. Alle Etappen in der Entwicklung des modernen Theaters, wie sie vor allem in Deutschland und Rußland sich charakteristisch vollzogen hatte, bedeuten ein immer anwachsendes Bekenntnis zu einem artistisch hochwertigen, aber künstlerisch sehr fragwürdigen Realismus ..."

An anderer Stelle weist der geistvolle Verfasser auf die eigentliche Aufgabe des „heiligen Theaterspiels" hin: „Die dunkelsten Versprechen des Augenblicks werden hier von Tagen und Jahren gehalten. An Stelle ungefährer Gefühle und vager Stimmungen rauschen und lohen hier einäschernde Leidenschaften; an Stelle konturloser Gedanken und haltloser Überlegungen erheben sich hier schöpferisch gestaltende Ideen. Zufällige Begegnungen von Menschen sind auf der Bühne unmöglich; jede Bewegung schürzt oder löst einen gordischen Knoten des Seins.

Auf der Bühne ist alles Antlitz und Schicksal. Alles ist schicksalhafte Verwirklichung des in der Idee vorgeschaffenen Antlitzes. In dem Leben, das uns die Bühne vermittelt, leben wir das eigentliche Leben unseres Lebens. Das Erlebnis dieser Steigerung ins Absolut-Notwendige und Wesentliche ist der einzig-ewige Gehalt aller wahren Theaterkunst."

---

[1]) Bühnenvolksbundverlag Berlin. 1932.

Wir kommen auf das bedeutende Buch noch einmal ausführlich zurück. Die kurzen Proben sollten nur den Leser auf diese Neuerscheinung aufmerksam machen und uns selbst veranlassen, dem großen die Gegenwartslage grell beleuchtenden Problem „Theater oder Kino" unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden.

R. v. E.

Inhaltsverzeichnis des 8. Jahrgangs 1932.

Anders, K. Elektrische Ströme im Gehirn. **10.** 159.
Breit, Th. Flucht in die Spannungslosigkeit (Ref. K. Sponholz). **10.** 145.
Darré, Walter. Neuadel aus Blut und Boden (Ref. R. v. Antropoff). **5.** 72.
R. v. E. Rückblick und Ausblick. **1.** 1.
— Hochschule und Politik. **1.** 6.
— Erlesenes. **1.** 15.
— Goethe und wir. **3.** 33.
— Geheimrat Prof. G. Dehio †. **4.** 49.
— Umgang mit Goethe. **4.** 52.
— Kaubisch. Gedichte. **4.** 62.
— Bankrott. **5.** 65.
— „Wahre Erkenntnis?" (Zu den Hartmann-Vorträgen in Dorpat). **6.** 81.
— Universität und Leben. **7.** 97.
— Alt-Dorpater Tradition. **7.** 107.
— Goethe und kein Ende. **9.** 143.
— Kritik zur Kritik. **9.** 144.
— Erlesenes. **8.** 119.
— Kolbenheyer: Reps, die Persönlichkeit. **8.** 125.
— Synthese. **8.** 128.
— Die Spannung zwischen Wahrheit und Wirklichkeit. **10.** 151.
— Gegenwart und Wissenschaft (Ref. über Mannhardt). **11.** 171.
— Die deutsche Universität Dorpat. **11.** 174.
— Zum Jahresschluß. **12.** 177.
— Fedor Stepun: „Theater und Kino". **12.** 191.
Goethes Frömmigkeit (Gogarten), ref. v. E. **3.** 45.
Goethe-Worte. **3.** 48.
Jung, C. G. Psychoanalyse und Dichtung. **12.** 188.
Kaubisch, M. Das europäische Reich der Mitte. **2.** 17.
— „Der Spiegel" (Gedicht). **5.** 80.
— Zur Lebensidee Goethes. **9.** 129.
— Dem Gedächtnis der Toten. **11.** 161.
Klein, Timm. Geschichts-Unterricht. **4.** 59.
Linden, Walter. Das Problem der Generationen in der Geistesgeschichte. **8.** 113. (Ref. K. Sponholz.)
Nietzsche-Worte. **2.** 32.
Petersen, Herb. Scheidung und Entscheidung im geistigen Ringen der Jugend (nach Langenfaß). **11.** 166.
Rothfels, H. Geschichte als Schicksal (Ref. K. Sponholz). **4.** 55.
Sponholz, K. Zeichen der Zeit (über Kolbenheyer, H. Grimm). **6.** 90.
— Weissagungen. **9.** 134.
Spranger, Ed. Aus „Bildungswert die Heimatkunde". **7.** 110.
Stapel, W. Sechs Kapitel über Christentum und Nationalsozialismus. **1.** 13. (Ref. Stillmark.)
Ziegler, Leop. Vom Volk und vom Geist. **10.** 156.

Schriftleitung: Dorpat, Teichstr. 30. * Verantwortlicher Schriftleiter: Direktor Alfred Walter. * Herausgeber: Prof. Ernst Masing. Prof. Ernst Blessig. * Bezugspreis: für ein Halbjahr 1.50 Kr. (mit Zust. 1.60 Kr.); Deutschl. 2 Rmk.; Lettl. 2.25 Ls. Einzelnummer 0.25 Kr. * Best. empfängt: die Geschäftsstelle der „Revalschen Zeitung", Reval, Raderstr. 10. Postfach 51. * Zahlstellen (laut Konto „Estl. Verlagsgesellschaft Wold. Kentmann & Ko.") — in Riga: Rigaer Kreditbank; in Deutschland: Postscheckkonto Berlin 122602.

Gedruckt in der Estländischen Druckerei A.-G., Reval.